Robinson Crusoe



Hermann Schaffstein Köln a/Rh

Schaffsteins Volksbücher
Band 90
Robinson Crusoe von Daniel Defoe

Gedruckt in der Roßberg'schen Buchdruckerei, Leipzig



V. B. 90, Titelbild

Text siehe S. 156

Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe

Auf Grund der ursprünglichen Ausgabe
des Daniel Defoe dargestellt
von Karl Henniger

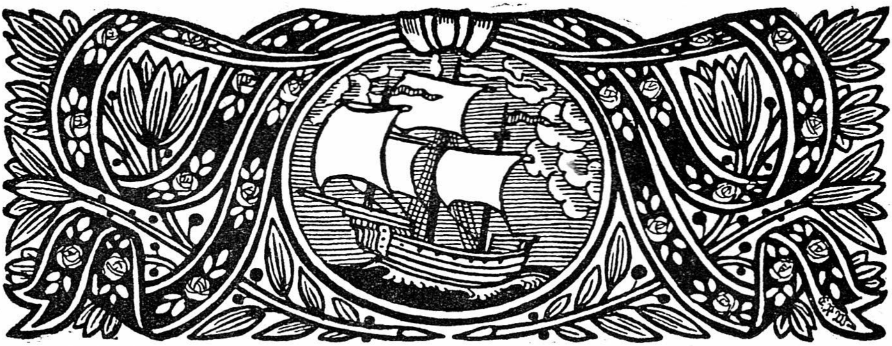
5tes bis 7tes Tausend

Verlegt bei Hermann Schaffstein in Köln am Rhein

Diese Neuausgabe des unvergänglichen Meisterwerks Daniel Defoes gründet sich ausschließlich auf das englische Original und die beiden anerkannt besten deutschen Übersetzungen von Professor Karl Altmüller (Leipzig, Bibliographisches Institut) und Dr. Hermann Ullrich (Halle a. S. Verlag von Otto Hendel). Neben unbedingter Originaltreue wurde größte Einfachheit in der sprachlichen Darstellung erstrebt. Ermüdende Längen wurden ausgeschieden, und durch Einteilung in kürzere Kapitel wurde das Ganze übersichtlicher und lesbarer gestaltet.

Inhalt der einzelnen Kapitel — Seite

1 Pfund Sterling (engl.)	=	20,43	M.
1 Dukaten	=	9,60	„
1 Piaster (span.)	=	4,33	„
1 Golddublone (span.) . .	=	21,34	„
1 Moidore (port.)	=	30,—	„
1 engl. Meile	=	1609,315	m
1 „ Elle	=	0,914	„
1 „ Fuß	=	0,305	„
1 engl. Zentner	=	50,802	kg
1 „ Unze	=	0,031	„



Erstes Kapitel / Robinson im Elternhause

Ich wurde im Jahre 1632 in der Stadt York als Kind einer angesehenen Familie geboren. Mein Vater war ein Ausländer, aus Bremen gebürtig. Er hatte sich zuerst in Hull niedergelassen und war dort als Kaufmann zu einem hübschen Vermögen gekommen. Nachdem er sein Geschäft aufgegeben hatte, war er nach York gezogen. Hier hatte er meine Mutter geheiratet, die aus einer sehr geachteten Familie, namens Robinson, stammte. Mein Vater hieß eigentlich Kreutzner. Da es aber in England üblich ist, deutsche Namen zu verunstalten, so nannte man ihn Crusoe. Schließlich schrieben wir uns selbst so, und mit diesem Namen haben mich denn auch meine Schulkameraden immer gerufen.

Ich hatte zwei ältere Brüder. Der eine von ihnen stand als Oberstleutnant bei einem englischen Infanterieregiment in Flandern und fiel in der Schlacht bei Dünkirchen. Was aus dem zweiten Bruder geworden ist, habe ich nie erfahren.

Da ich also der dritte Sohn meiner Eltern war und kein Handwerk erlernt hatte, so begann sich mir schon früh der Kopf mit abenteuerlichen Plänen zu füllen. Mein Vater, der schon ziemlich bejahrt war, hatte mich so viel lernen lassen, wie bei häuslichem Unterricht und dem Besuch einer Freischule möglich ist. Er wünschte, daß ich die Rechtsgelehrsamkeit studierte; aber ich hatte nur den einen Gedanken, Seemann zu werden. Diese Neigung beherrschte mich so stark, daß ich taub blieb

gegen die Befehle meines Vaters und gegen die Mahnungen und Bitten meiner Mutter und anderer mir nahestehenden Menschen. Es schien, als habe das Schicksal einen unwiderstehlichen Drang in mich gelegt, der mich geradeswegs ins Elend treiben sollte.

Mein Vater, der ein verständiger und ernster Mann war, durchschaute meine Pläne und suchte mich durch eindringliche Warnungen davon abzubringen. Eines Morgens ließ er mich in sein Zimmer kommen, das er wegen der Gicht hüten mußte. Er fragte mich, aus was für Gründen ich denn Vaterhaus und Heimat verlassen wolle, wo ich doch ein gutes Auskommen hätte und bei Fleiß und Strebsamkeit ein angenehmes Leben haben könnte. Nur Leute in verzweifelter Lage oder solche, die nach einer höheren Stellung strebten, zögen auf Abenteuer in die Fremde, um sich durch kühne Unternehmungen emporzubringen oder berühmt zu machen. Das aber sei für mich entweder zu hoch oder zu gering; denn ich gehöre in den Mittelstand, und dieser sei, wie er aus langjähriger Erfahrung wisse, der beste in der Welt.

Hierauf drang er auf die ernstlichste und liebevollste Weise in mich, ich solle mich doch nicht selbst ins Elend stürzen. Ich hätte ja das Beispiel meines älteren Bruders vor Augen, den er in gleicher Weise gewarnt habe, um ihn von der Teilnahme an dem niederländischen Kriege zurückzuhalten. Dennoch sei dieser seinen jugendlichen Gelüsten gefolgt und eines frühen Todes gestorben. Er werde zwar nicht aufhören, für mich zu beten; aber das könne er mir im voraus sagen: wenn ich meine törichten Pläne ausführen würde, so werde Gott niemals seinen Segen dazu geben, und dereinst würde ich Zeit genug haben, darüber nachzudenken, daß ich seinen Rat in den Wind geschlagen hätte. Dann aber würde wohl niemand bei mir sein, der mir zur Umkehr behilflich sein könne.

Ich bemerkte, wie meinem Vater bei dem letzten Teil seiner Rede die Tränen über die Wangen flossen, besonders als er meines gefallenen Bruders gedachte. Als er von der Zeit sprach, in der es für mich zur Reue zu spät und niemand da sein werde, um mir beizustehen, ward er so bewegt, daß er nicht mehr weiterreden konnte.

Ich war von seinen Worten tief ergriffen und nahm mir vor, nicht mehr an ein Fortgehen zu denken, sondern mich dem Wunsche meines Vaters gemäß zu Hause niederzulassen. Aber ach! schon nach wenigen

agen waren diese guten Vorsätze verflogen, und um weiteren Reden
neines Vaters zu entgehen, beschloß ich ein paar Wochen später, mich
eimlich davonzumachen.

Doch führte ich meine Absicht nicht sogleich aus, sondern offenbarte sie
uvor meiner Mutter, als ich sie eines Tages vergnügter fand als sonst.
ch erklärte ihr, meine Gedanken seien nun einmal ganz und gar darauf
erichtet, die Welt zu sehen, und mein Vater täte besser, mir seine Zu-
immung zu geben, als mich zu zwingen, ohne sie fortzugehen. Ich wäre
tzt achtzehn Jahre alt, und das wäre doch für mich zu spät, um noch
ei einem Kaufmann oder Rechtsanwalt in die Lehre zu gehen. Und
enn ich's auch wirklich versuchen wollte, so sei ich doch fest davon über-
eugt, daß ich über kurz oder lang meinem Lehrherrn entlaufen und zur
See gehen würde. Darum möge sie mit meinem Vater sprechen, daß er
ich nur eine einzige Reise in die Fremde machen ließe. Wenn ich dann
eimkäme und keinen Gefallen daran gefunden hätte, so wollte ich nie
ehr an ein Fortgehen denken, sondern mich bemühen, durch verdoppelten
leiß die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Meine Mutter geriet darob in große Bestürzung. Sie meinte, es sei
weckIos, mit meinem Vater nochmals darüber zu sprechen; denn der wisse
ohl, was zu meinem Besten diene, und werde niemals zu einem solchen
efährlichen Unternehmen seine Zustimmung geben. Übrigens wundere
e sich, wie ich nach der Unterredung mit meinem Vater und seinen liebe-
ollen Ermahnungen noch an so etwas denken könnte. Wenn ich mich
urchaus selbst zugrunde richten wolle, so wäre mir nicht zu helfen. Sie
ber wolle an meinem Unglück keine Schuld haben, und ich solle ihr
päter nicht vorwerfen können, daß sie ihre Einwilligung zu etwas gegeben
abe, womit mein Vater nicht einverstanden sei.

Obwohl meine Mutter es nun abgelehnt hatte, mit meinem Vater über
ie Sache zu sprechen, hinterbrachte sie ihm doch, wie ich später erfuhr,
nsere ganze Unterredung, und er soll darauf seufzend erwidert haben:
Der Junge könnte zu Hause sein Glück machen! Geht er aber in die
Fremde, so wird er der unglücklichste Mensch werden, der je geboren
ourde. Ich kann dazu nun einmal meine Zustimmung nicht geben."

So verging fast noch ein volles Jahr, ehe ich mein Vorhaben zur Aus-
führung brachte. In dieser ganzen Zeit aber blieb ich taub gegen alle

Vorschläge meiner Eltern, einen Beruf zu ergreifen, und im stillen machte ich ihnen oft Vorwürfe, daß sie sich meinen Wünschen so entschieden widersetzten.

Zweites Kapitel / Robinsons erste Seefahrt

Eines Tages war ich nach Hull gegangen. Ich traf dort zufällig einen früheren Schulkameraden, der gerade im Begriff stand, mit dem Schiffe seines Vaters nach London abzufahren. Er lud mich ein, ihn zu begleiten, und bot mir freie Fahrt an. Ich war gern dazu bereit, und ohne Vater und Mutter auch nur ein Wörtchen zukommen zu lassen, ging ich am 1. September 1651 an Bord des nach London bestimmten Schiffes.

Niemals, glaube ich, hat das Mißgeschick eines jungen Abenteurers schneller angefangen und länger angehalten als bei mir. Das Schiff war nämlich kaum aus dem Humber heraus, als der Wind sich erhob und die See anfing hochzugehen. Und da ich noch nie zuvor eine Seefahrt gemacht hatte, so befand ich mich bald unaussprechlich elend, und meine Seele war von Angst und Schrecken erfüllt. Jetzt begann ich über meinen leichtsinnigen Streich ernstlich nachzudenken, und ich machte mir bittere Vorwürfe über meine Pflichtvergessenheit gegen Gott und die Eltern.

Inzwischen wuchs der Sturm beständig, und die See ging immer höher. Von jeder Woge fürchtete ich, sie würde uns verschlingen, und so oft das Schiff in ein Wellental versank, war es mir, als kämen wir nimmer wieder empor. In dieser Seelenangst tat ich zahlreiche Gelübde. Wenn Gott nur mein Leben erhalten wollte — so nahm ich mir vor — dann wollte ich, sobald ich meinen Fuß aufs trockene Land setzen würde, reuig wie der verlorene Sohn zu meinem Vater heimkehren und nie im Leben wieder ein Schiff betreten.

Diese Gedanken hielten aber nur so lange an, wie der Sturm dauerte. Schon am nächsten Tage legte sich der Wind, die See ging ruhiger, und ich fing an, die Sache gewohnt zu werden. Doch blieb ich den ganzen Tag über still und ernst, zumal ich noch immer etwas seekrank war. Am Nachmittag aber klärte sich das Wetter auf, der Wind legte sich völlig, und es folgte ein herrlicher Abend. Die Sonne ging leuchtend unter und am andern Morgen ebenso schön wieder auf. Wir hatten nur schwachen oder fast gar keinen Wind, die See war spiegel-

latt und schimmerte im goldnen Sonnenschein. Dieser Anblick erschien ir so köstlich, wie ich ihn noch nie zuvor erlebt hatte.

Ich hatte diese Nacht gut geschlafen und fühlte mich auch nicht mehr eekrank. Voll Bewunderung betrachtete ich das Meer, das einige Tage uvor noch so wild und schrecklich gewesen war und nun, kurze Zeit dach, so friedlich und anmutig dalag. In diesem Augenblick trat mein Kamerad, der mich zu der Fahrt verführt hatte, zu mir.

„Nun, mein Junge,“ sagte er, indem er mir auf die Schulter klopfte, wie ist dir's bekommen? Ich wette, du hast gestern und vorgestern üchtig Angst ausgestanden, nicht wahr? Und doch war das bloß eine Mütze voll Wind!“

„Eine Mütze voll nennst du das?“ sagte ich, „das war doch ein schrecklicher Sturm!“

„Ein Sturm? Narr, der du bist!“ erwiderte er, „das nennst du einen Sturm? Das war ja gar nichts! Gib uns nur ein gutes Schiff und offene See, so kümmern wir uns nicht um eine solch elende Brise. Aber du bist eben noch kein Seemann, Junge! Komm, laß uns eine Bowle Punsch brauen und die Geschichte vergessen! Sieh nur, was für herrliches Wetter wir jetzt haben!“

Wir taten nach Seemannsbrauch. Der Punsch wurde gebraut, und ich wurde davon gehörig betrunken. In der einen Nacht ersäufte ich alle meine Reuegedanken und meine guten Vorsätze für die Zukunft. Meine Angst, von den Wogen verschlungen zu werden, war bald vergessen, und die Gelübde, die ich in meiner Not getan hatte, kamen mir völlig aus dem Sinn. Ab und zu stellten sich zwar wieder einige Bedenken bei mir ein; allein ich schüttelte sie ab, indem ich mich dem Trunke und der lustigen Gesellschaft überließ. Bald hatte ich auch diese Anfälle, wie ich sie nannte, überwunden, und in fünf oder sechs Tagen hatte ich einen vollständigen Sieg über mein Gewissen errungen und mich ganz und gar an das Schiffsleben gewöhnt.

Drittes Kapitel / Schiffbruch

Aber ich sollte noch eine neue Probe bestehen.

Am sechsten Tage unserer Fahrt kamen wir auf der Reede von Yarmouth an. Da uns nämlich der Wind entgegenblies, so waren wir

nach dem Sturme nur wenig vorwärts gekommen. Hier sahen wir uns nun genötigt, vor Anker zu gehen, und wir blieben daselbst sieben oder acht Tage und warteten auf günstigen Wind. Auch noch viele andere Schiffe trafen von New Castle her auf der Reede ein und gingen dort vor Anker.

Wir würden indessen nicht so lange auf der Reede geblieben sein, wenn der Wind nicht gar zu heftig gewesen wäre. Nach vier oder fünf Tagen blies er besonders scharf. Da aber die Reede für ebenso sicher galt wie ein Hafen, so machten sich unsere Leute nichts daraus, sondern verbrachten ihre Zeit nach Seemannsbrauch mit Schlafen und Trinken. Am achten Tage aber nahm der Wind noch mehr zu, und wir hatten alle Hände voll zu tun, die Toppmasten einzuziehen und alles dicht und fest zu machen, damit das Schiff so ruhig wie möglich vor Anker liegen könnte. Gegen Mittag ging die See sehr hoch. Die Wellen schlugen über das Vorderdeck. Wir bekamen mehrere Sturzseen, und ein- oder zweimal glaubten wir, unser Anker sei losgegangen. Unser Kapitän befahl sogleich, den Notanker loszumachen, so daß wir nun von zwei Ankern gehalten wurden.

Unterdessen erhob sich ein fürchterlicher Sturm, und jetzt bemerkte ich zum erstenmal auch in den Gesichtern unserer Seeleute Angst und Bestürzung. Ich hörte, wie der Kapitän leise vor sich hinsagte, als er an mir vorbei in seine Kajüte ging: „Herr, erbarme dich unser! Wir sind alle verloren!"

Ich erschrak heftig und eilte auf das Vorderdeck. Ein furchtbarer Anblick bot sich mir dort dar. Die See ging haushoch und stürzte alle drei bis vier Minuten über uns her. Zwei Schiffe, die in unserer Nähe vor Anker lagen, hatten ihre Mastbäume gekappt und über Bord geworfen, und ich hörte, wie unsere Leute einander zuriefen, ein Schiff, das etwa eine halbe Stunde von uns entfernt geankert hatte, sei gesunken. Zwei andere Schiffe, deren Anker nachgegeben hatten, wurden ohne Masten aus der Reede in die offene See hinausgetrieben, wo sie allen Gefahren preisgegeben waren.

Gegen Abend fragten der Steuermann und der Hochbootsmann den Kapitän, ob sie den Fockmast kappen dürften; doch er wollte nichts davon wissen. Erst als ihm der Hochbootsmann versicherte, daß das Schiff sonst

sinken würde, willigte er ein. Als man aber den Fockmast gekappt hatte, stand der Hauptmast so lose und brachte das Schiff so heftig ins Schwanken, daß man auch ihn kappen und das Deck klar machen mußte.

Jedermann kann sich leicht denken, in was für einem Zustande ich mich bei alledem befand, ich, der ich ein Neuling zur See war und schon vorher bei weit geringerem Anlaß solche Angst ausgestanden hatte. Vor allem machte ich mir Vorwürfe darüber, daß ich meine damals gefaßten Entschlüsse so schnell wieder aufgegeben hatte, und das vermehrte nur die Schrecken des Sturmes in meiner Seele und versetzte mich in einen Gemütszustand, den ich mit Worten nicht zu schildern vermag.

Das Schlimmste aber sollte noch kommen! Der Sturm fuhr mit solcher Macht zu wüten fort, daß selbst die Matrosen bekannten, noch keinen schlimmeren erlebt zu haben. Wir hatten ein gutes Schiff; aber es war zu schwer beladen und schwankte so stark, daß die Matrosen wiederholt schrien, es werde umschlagen. Der Kapitän, der Hochbootsmann und einige andere, die nicht so gefühllos wie die übrigen waren, nahmen ihre Zuflucht zum Gebet, da sie jeden Augenblick fürchteten, das Schiff würde in den Abgrund versinken.

Mitten in der Nacht schrie ein Matrose, der unten im Schiffsraum gewesen war, um nachzusehen: wir hätten ein Leck bekommen. Ein anderer meldete, daß das Wasser schon vier Fuß hoch im Raume stände. Nun wurden alle Hände an die Pumpen beordert. Bei dem bloßen Kommando stand mir das Herz im Leibe still, und ich fiel rücklings auf mein Bett, auf dem ich gesessen hatte. Die Matrosen aber rüttelten mich auf und sagten, wenn ich auch zu sonst nichts zu gebrauchen sei, so tauge ich doch zum Pumpen ebenso gut wie jeder andere. Da raffte ich mich auf, eilte mit an die Pumpen und arbeitete aus Leibeskräften.

Inzwischen hatte der Kapitän bemerkt, wie einige leicht beladene Kohlenschiffe, die den Sturm vor Anker nicht auszuhalten vermochten, in die offene See stachen und sich uns näherten. Daher ließ er einen Kanonenschuß als Notsignal abfeuern. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, und glaubte, das Schiff sei aus den Fugen gegangen, oder es sei sonst etwas Schreckliches passiert. Kurz, ich war so erschrocken, daß ich in Ohnmacht fiel. Da aber jeder nur an sein eigenes Leben dachte, so kümmerte sich keine Menschenseele um mich. Ein anderer trat für mich an

die Pumpe, stieß mich mit dem Fuß beiseite und ließ mich für tot liegen. Es dauerte eine geraume Weile, bis ich wieder zu mir kam.

Wir arbeiteten wacker fort; aber das Wasser im Schiffsraum stieg trotzdem immer höher, und das Schiff begann augenscheinlich zu sinken. Zwar legte sich der Sturm jetzt ein wenig; doch konnte sich unser Schiff unmöglich so lange über Wasser halten, bis wir einen Hafen erreichten. Deshalb ließ der Kapitän fortwährend Notschüsse abfeuern.

Endlich wagte es ein leichtes Schiff, das nicht weit von uns vor Anker lag und den Sturm bis jetzt glücklich überstanden hatte, ein Boot zu unserer Hilfe auszusetzen. Aber nur mit äußerster Gefahr vermochte es sich uns zu nähern, und es schien uns unmöglich, an Bord desselben zu gelangen. Schließlich warfen unsere Leute der Mannschaft des Bootes, die aus Leibeskräften ruderte und ihr Leben daransetzte, um uns zu retten, vom Hinterteil unseres Schiffes ein Tau zu. Nachdem sie es mit großer Anstrengung und Gefahr erfaßt hatte, zogen wir sie damit dicht an unser Schiff heran und begaben uns nun alle in das Boot.

Da kein Rudern half, so beschlossen wir, das Boot vom Winde treiben zu lassen und es soviel wie möglich nach der Küste zu steuern. Unser Kapitän versprach den fremden Bootsleuten, ihr Fahrzeug zu bezahlen, falls es an der Küste scheiterte. So gelangten wir, teils rudernd, teils vom Winde getrieben, in nördlicher Richtung in der Gegend von Winterton-Neß in die Nähe der Küste.

Kaum eine Viertelstunde aber, nachdem wir unser Schiff verlassen hatten, sahen wir es in den Fluten versinken.

Viertes Kapitel / Robinsons Reise nach Guinea

Die Schiffsleute bemühten sich, das Boot an die Küste heranzubringen. So oft uns die Wogen in die Höhe trugen, vermochten wir das Land zu sehen. Da bemerkten wir, wie eine Menge Menschen am Strande hin und her liefen, um uns beizustehen, wenn wir näherkämen. Doch kamen wir nur langsam vorwärts und konnten das Land nicht eher erreichen, bis wir an dem Leuchtturm von Winterton vorüber waren. Hier fällt die Küste von Cromer westwärts ab, und daher brach das Land die Heftigkeit des Windes ein wenig. Dort gelang es uns, wenn auch mit großer Anstrengung, zu landen, und wir kamen sämtlich wohlbehalten

s Ufer. Wir wanderten hierauf zu Fuß nach Yarmouth, wo wir als hiffbrüchige sowohl von den Behörden der Stadt als auch von Privatuten und Reedern äußerst menschenfreundlich aufgenommen wurden. ir erhielten auch so viel Geld überwiesen, daß wir damit entweder nach ondon reisen oder uns nach Hull zurückbegeben konnten.

Wäre ich nun vernünftig gewesen und nach Hull und von da in meine eimat zurückgekehrt, so hätte alle meine Not ein Ende gehabt. Mein ater würde, um mit dem Gleichnis unseres Heilandes zu reden, das ste gemästete Kalb zur Feier meiner Heimkehr geschlachtet haben. Denn chdem er erfahren, daß das Schiff, mit dem ich fortgegangen war, auf r Reede von Yarmouth gesunken sei, hat es längere Zeit gedauert, bis Gewißheit darüber erlangte, daß ich nicht ertrunken war.

Aber mein böses Schicksal trieb mich mit unwiderstehlicher Macht weiter s Verderben. Zwar regte sich manchmal die Vernunft in mir und ahnte mich heimzukehren; aber es fehlte mir an der nötigen Willensaft. Und so wurde ich selber das Werkzeug meines Unglücks, in das ich it sehenden Augen hineinrannte.

Mein Kamerad, des Kapitäns Sohn, der mich vorher in meinem Veralten bestärkt hatte, war jetzt weniger keck als ich. Da wir in verschiedenen uartieren untergebracht waren, so traf ich erst nach zwei oder drei Tagen ach unserer Ankunft in Yarmouth wieder mit ihm zusammen. Seine timmung schien sehr verändert, und ganz niedergeschlagen fragte er mich, ie es mir ginge. Er teilte dann seinem Vater, der bei ihm war, mit, er ich sei und daß ich diese Reise nur versuchsweise unternommen habe, der Absicht, später noch größere Seereisen zu machen. Darauf wandte ch sein Vater mit sehr ernstem und bekümmertem Tone zu mir und sprach: Junger Mann, Ihr dürft nie wieder zur See gehen! Ihr solltet dies rlebnis als ein klares, deutliches Zeichen ansehen, daß Ihr nicht zum Seemann bestimmt seid!"

„Aber, mein Herr," erwiderte ich, „wollt Ihr denn auch nicht wieder ur See gehen?"

„Das ist etwas ganz anderes," sagte er; „bei mir ist es mein Beruf nd daher meine Pflicht. Aber da Ihr diese Fahrt nur zur Probe genacht habt, so könnt Ihr daraus schon sehen, welches Vorzeichen Euch er Himmel gegeben hat von dem, was Euch bevorsteht, wenn Ihr auf

Eurem Sinn beharrt. Vielleicht hat uns dies alles nur Euretwegen be-troffen, und Ihr gleicht dem Jonas in dem Schiffe von Tharsis. Bitte," fuhr er fort, „sagt mir doch aufrichtig, was in aller Welt hat Euch be-wogen, diese Reise mitzumachen?"

Hierauf erzählte ich ihm einen Teil meiner Lebensgeschichte. Als ich ge-endigt hatte, brach er leidenschaftlich in die Worte aus: „Was habe ic nur verbrochen, daß solch ein Unglücksmensch in mein Schiff geraten mußte Nicht um tausend Pfund würde ich meinen Fuß wieder mit Euch zusamme in dasselbe Schiff setzen!"

Dann ermahnte er mich, zu meinem Vater heimzukehren und nicht no einmal den Himmel zu versuchen. Er schloß mit den Worten: „Junge Mann, verlaßt Euch drauf, wenn Ihr nicht umkehrt, so werdet Ihr übe all, wohin Ihr Euch auch wenden mögt, nur mit Not und Mißgeschi zu ringen haben, bis die Worte Eures Vaters sich an Euch erfüllt haben!

Ich wußte ihm nichts Rechtes darauf zu erwidern, und wir trennte uns bald darauf. Ich habe den wackern Mann nie wiedergesehen un weiß auch nicht, was aus ihm geworden ist.

Trotz seiner Warnung reiste ich, da ich jetzt etwas Geld in der Tasc hatte, zu Lande nach London. Unterwegs überlegte ich mir, welche Lau bahn ich ergreifen und ob ich nach Hause zurückkehren oder wieder z See gehen sollte. Aber nach Hause zu gehen, verbot mir eine falsc Scham. Es fiel mir ein, wie ich von den Nachbarn verlacht werden wür und wie ich mich nicht nur vor meinen Eltern, sondern auch vor den ande Leuten würde schämen müssen.

So blieb ich eine Zeitlang unentschlossen, welchen Weg ich einschlage und welchen Beruf ich ergreifen sollte. Doch der unwiderstehliche Wide wille gegen meine Rückkehr hielt stand, und nach einer Weile verblaß die Erinnerung an das Mißgeschick, das ich erlebt hatte. Und als diese er völlig erloschen war, da war mit ihr auch der letzte Rest des Verlange nach Hause verschwunden. Kaum aber hatte ich alle Gedanken an d Rückkehr aufgegeben, so sah ich mich auch schon nach Gelegenheit zu ein neuen Reise um.

In London hatte ich das Glück, in gute Hände zu fallen. Ich wur nämlich mit dem Kapitän eines Schiffes bekannt, der eben von der Guine küste zurückgekehrt war und im Begriff stand, wieder dahin zu fahre

Er fand Gefallen an mir, und als er vernommen, daß ich Lust hatte, die Welt zu sehen, bot er mir an, kostenfrei mit ihm zu reisen. Ich sollte sein Tischgenosse und Gesellschafter sein, und wenn ich auch einige Waren mitnehmen wolle, so sollte ich den sich daraus ergebenden Gewinn für mich behalten; vielleicht würde ich dadurch zu weiteren Unternehmungen ermutigt.

Ich nahm das Anerbieten mit Freuden an und schloß Freundschaft mit dem Kapitän, der ein ehrenhafter und aufrichtiger Mann war. Auf seinen Rat kaufte ich mir für 40 Pfund Sterling Glasperlen und ähnliche Sachen, wie sie die Neger lieben. Das Geld hatte ich mit Hilfe einiger Verwandten zusammengebracht, an die ich schrieb und die, wie ich vermute, auch meine Eltern davon in Kenntnis gesetzt haben.

Dies war die einzige unter allen meinen Reisen, die glücklich verlief. Ich verdanke das vor allem der Rechtschaffenheit meines Freundes, des Kapitäns, durch dessen Anleitung ich mir auch einige Kenntnisse in der Mathematik und der Schiffahrtskunst erwarb. Er lehrte mich, den Lauf des Schiffes zu verzeichnen, Beobachtungen anzustellen, kurz, etwas von dem zu verstehen, was ein Seemann braucht. Und wie es ihm Freude machte, mich zu belehren, so machte es mir Freude, von ihm zu lernen. Mit einem Worte, auf dieser Reise wurde ich Seemann und Kaufmann zugleich; denn ich brachte für meine Waren fünf Pfund und neun Unzen Goldstaub zurück, die mir bei meiner Rückkehr in London fast 300 Pfund Sterling einbrachten.

Aber leider füllte mir dieser Gewinn den Kopf mit hochfliegenden Plänen, die mich geradeswegs ins Verderben stürzen sollten.

Fünftes Kapitel / Kampf mit den Seeräubern

Ich war also ein richtiger Guineakaufmann geworden. Zu meinem großen Unglück aber starb mein Freund bald nach der Rückkehr. Trotzdem entschloß ich mich, dieselbe Reise noch einmal zu machen, und zwar auf demselben Schiffe, das jetzt der ehemalige Steuermann befehligte. Das war nun die unglücklichste Fahrt, die je ein Mensch gemacht hat. Ich nahm zwar nur für 100 Pfund Sterling Waren mit und gab die übrigen 200 Pfund der Witwe meines Freundes in Verwahrung. Dennoch ereilte mich auf dieser Reise ein furchtbares Mißgeschick.

Als unser Schiff zwischen den Kanarischen Inseln und der afrikanischen Küste dahinsegelte, wurden wir beim Morgengrauen von einem türkischen Seeräuberschiff aus Sale überrascht, das mit allen Segeln Jagd auf uns machte. Wir spannten ebenfalls sämtliche Segel auf, um ihm zu entrinnen. Da wir aber sahen, daß der Pirat schneller fuhr und uns doch in ein paar Stunden eingeholt haben würde, so machten wir uns klar zum Gefecht; denn unser Schiff hatte zwölf Kanonen, der Korsar aber achtzehn.

Gegen drei Uhr nachmittags kam er an uns heran. Da er uns aber aus Versehen von der Seite angriff, statt am Vorderteil, wie er wohl ursprünglich beabsichtigt hatte, so schafften wir schnell acht von unsern Kanonen auf diese Seite und gaben ihm eine volle Ladung. Darauf wich er zurück und erwiderte unser Feuer mit seinen Geschützen und einer Musketensalve von 200 Mann, die er an Bord führte. Trotzdem wurde niemand von den Unsrigen verletzt, da sich alle unsre Leute gut verdeckt hielten.

Nun bereitete er sich zu einem neuen Angriff vor, und auch wir machten uns abermals zur Verteidigung fertig. Diesmal griff er uns von der andern Seite an, legte sich dicht an unsern Bord und ließ 60 Mann entern, die sich sofort daran machten, unser Takelwerk zu zerstören. Wir empfingen sie zwar mit Musketen, Piken, und andern Waffen, und es gelang uns auch, sie zweimal zurückzutreiben. Aber nachdem sie unser Schiff seeuntüchtig gemacht und drei von unsern Leuten getötet und acht verwundet hatten, mußten wir uns ergeben, und wir wurden als Gefangene nach Sale gebracht.

Die Behandlung, die ich dort erfuhr, war nicht so schlecht, wie ich anfangs befürchtet hatte. Ich wurde nicht, wie die übrige Schiffsmannschaft, ins Innere des Landes, an den kaiserlichen Hof, geschleppt, sondern von dem Kapitän des Korsarenschiffs als seine eigene Beute zurückbehalten und zu seinem Sklaven gemacht, da ich ihm wegen meiner Jugend und Gewandtheit besonders zu gefallen schien.

Dieser plötzliche Schicksalswechsel, der mich aus einem Kaufmann zu einem verachteten Sklaven machte, beugte mich tief. Jetzt erinnerte ich mich der prophetischen Worte meines Vaters, daß ich ins Elend geraten und dann niemand als Beistand haben würde. Ich wähnte, diese Prophezeiung habe sich nun bereits erfüllt, und es könnte mir nichts Schlimmeres mehr begegnen. Aber ach! es war nur ein Vorgeschmack all des Leidens, das ich noch durchmachen sollte.

Sechstes Kapitel / In der Sklaverei

Da mein neuer Herr mich für sich selbst als Sklaven behalten hatte, so gab ich mich der Hoffnung hin, daß er mich auch auf seinen Seefahrten mitnehmen würde; dabei aber, so dachte ich, müsse er doch über kurz oder lang einmal einem spanischen oder portugiesischen Kriegsschiff in die Hände fallen, und ich würde dann die Freiheit wieder erlangen. Allein dieser schöne Wahn sollte bald schwinden. Denn so oft mein Gebieter aussegelte, ließ er mich zurück, um seinen kleinen Garten zu bearbeiten und die gewöhnlichen Sklavendienste im Hause zu verrichten. Und wenn er von seinen Raubzügen heimgekehrt war, so mußte ich mich in der Kajüte seines Schiffes aufhalten, um dieses zu beaufsichtigen.

Trotzdem sann ich beständig auf meine Flucht und wie ich sie am besten bewerkstelligen könnte. Aber ich fand nichts, was mir Aussicht auf Erfolg versprach. Auch hatte ich niemand, dem ich mich hätte anvertrauen können. So vergingen zwei lange Jahre, ohne daß sich mir Gelegenheit zur Flucht bot.

Da aber trat ein Umstand ein, der mir Anlaß zu neuen Fluchtplänen gab. Mein Herr hielt sich nämlich einmal länger als sonst zu Hause auf, ohne sein Schiff instand setzen zu lassen, da es ihm, wie ich hörte, an Geld mangelte. Während dieser Zeit fuhr er jede Woche ein- oder zweimal in seiner kleinen Pinasse auf die Reede hinaus zum Fischen, wobei er mich und einen jungen Mauren namens Xury zum Rudern mitnahm. Wir unterhielten ihn dabei durch allerlei Späße, und da ich mich außerdem sehr geschickt im Fischfang zeigte, so ließ er mich auch zuweilen mit einem seiner Verwandten — ebenfalls einem Mauren — und Xury allein hinausfahren, um ihm ein Gericht Fische zu fangen.

Als wir einst an einem völlig windstillen Morgen zum Fischen hinausfuhren, entstand plötzlich ein so dichter Nebel, daß wir die Küste aus dem Gesicht verloren, obwohl wir keine halbe Meile davon entfernt waren. Wir ruderten nun aufs Geratewohl und mühten uns den ganzen Tag und die folgende Nacht ab, und als der Morgen kam, wurden wir gewahr, daß wir, statt uns dem Lande zu nähern, nach der offenen See hin geraten und mindestens zwei Meilen von der Küste abgekommen waren. Doch gelangten wir, wenn auch mit großer Mühe und nicht ohne Gefahr,

wieder heim; denn der Wind begann am Morgen ziemlich scharf landeinwärts zu wehen. Vor allem aber waren wir bei unserer Ankunft tüchtig ausgehungert.

Durch diesen Vorfall gewarnt, beschloß nun unser Herr, künftig für seine Person wenigstens größere Vorsicht anzuwenden und nicht wieder ohne Kompaß und Lebensmittel auf den Fischfang zu fahren. Er ließ deshalb von seinem Schiffszimmermann mitten in dem Langboote, das er von unserm englischen Schiffe her noch besaß, eine kleine Kajüte errichten, ähnlich wie in einer Barke. Doch war sie sehr eng und niedrig und bot nur so viel Raum, daß unser Herr mit ein paar Personen darin sitzen konnte, und enthielt nur einen Tisch und einige Kasten zur Aufbewahrung von Brot, Reis, Kaffee u. dgl. Das Boot segelte mit einem sogenannten Schafschinken, d. i. einem dreieckigen Bootsegel, dessen Rahe über die Kajüte hinaushing. Hinter dieser befand sich noch genügend Raum, um zu steuern und das große Segel zu regieren, und vor der Kajüte hatten ebenfalls noch ein oder zwei Mann Platz, um die andern Segel zu handhaben.

Mit diesem Boote fuhren wir nun häufig zum Fischen hinaus, und da ich mich sehr geschickt dabei bewies, so fuhr mein Herr niemals ohne mich.

Siebentes Kapitel / Robinsons Flucht

Eines Tages wollte mein Herr mit ein paar vornehmen Mauren zum Vergnügen eine Segelfahrt unternehmen. Er hatte deshalb schon am Abend zuvor einen größern Vorrat von Lebensmitteln als sonst an Bord des Bootes schaffen lassen und befohlen, drei Flinten mit dem zugehörigen Pulver und Blei bereit zu halten, damit er und seine Freunde sich nicht nur durch Fischfang, sondern auch durch Jagd auf Wasservögel vergnügen könnten.

Ich tat, wie mir befohlen war, und wartete am nächsten Morgen in dem sauber gewaschenen Boote, auf dem Flaggen und Wimpel lustig wehten, auf die Ankunft meines Gebieters und seiner Gäste. Bald darauf aber kam jener allein und sagte mir, seine Gäste hätten die Fahrt unvorhergesehener Geschäfte wegen verschoben; ich sollte daher nur mit seinem Verwandten und dem Jungen allein hinausfahren und Fische fangen, da seine Freunde bei ihm zu Abend speisen würden. Sobald wir eine Ladung Fische gefangen hätten, sollte ich sie ihm ins Haus bringen.

In diesem Augenblick schossen mir sogleich meine Fluchtgedanken wieder urch den Kopf. Ich hatte jetzt ein kleines Schiff mit Mundvorrat und Waffen unter mein Kommando bekommen. Kaum war mein Herr fortgeangen, so bereitete ich alles, statt für den Fischfang, für eine lange Fahrt or. Zwar wußte ich nicht, wohin ich steuern sollte. Doch das kümmerte ich nicht; ich war nur darauf bedacht, von diesem Orte zu entkommen.

Zunächst sann ich auf einen Vorwand, den Mauren zu bewegen, daß noch mehr Eßwaren an Bord schaffte. Ich sagte ihm daher, es zieme h nicht für uns, von den Speisen zu essen, die unser Herr für sich und ine Gäste bestimmt hätte. Er pflichtete mir bei, und so schleppte er noch nen großen Korb voll Schiffszwieback und drei Krüge mit frischem Wasser s Boot. Ich wußte, wo meines Herrn Flaschenkorb stand, und schaffte n, als der Maure gerade nicht dabei war, ebenfalls ins Boot, als wenn dort schon länger gestanden hätte. Ebenso trug ich einen großen Klumpen Bachs ins Boot, über einen halben Zentner schwer, sowie ein Knäuel Garn, ein Beil, eine Säge und einen Hammer, was uns alles nachher ut zu statten kam, besonders das Wachs zur Kerzenbereitung.

So mit allem Nötigen versehen, segelten wir aus dem Hafen hinaus. ie Wache des Forts, das am Eingang des Hafens lag, ließ uns ruhig orbeifahren, da sie uns kannte. Wir waren kaum eine Meile vom Ufer ntfernt, so holten wir unser Segel ein und begannen zu fischen. Der Wind wehte leider aus Nordnordwest; wäre er von Süden gekommen, wäre ich geradeswegs auf die spanische Küste losgesegelt. Trotzdem lieb ich bei meinem Entschluß, auf jeden Fall zu entrinnen, mochte der Wind wehen, wie er wollte.

Nachdem wir eine Zeitlang gefischt, aber nichts gefangen hatten — denn venn ich auch wirklich einen Fisch an der Angel spürte, zog ich ihn doch icht heraus —, sagte ich zu dem Mauren: „Es hilft nichts; wir müssen's veiter draußen versuchen, wenn unser Herr mit uns zufrieden sein soll."

Da er sich keines Argen versah, so willigte er ein und spannte das Segel wieder auf, da er am Vorderteil des Bootes stand. Ich aber, der ch das Steuer handhabte, ließ das Boot etwa eine Meile weiter in die offene See hinausschießen und drehte dann bei, als wenn ich fischen wollte. Darauf übergab ich dem Jungen das Steuer und ging nach vorn, wo der Maure stand. Ich tat, als ob ich hinter ihm etwas suchte, und packte

ihn dann plötzlich und stieß ihn über Bord ins Meer. Sofort aber tauchte er wieder auf; denn er schwamm wie Kork. Er bat mich, ihn wieder hereinzunehmen, und versprach, er wolle mir auch in alle Welt folgen. Er schwamm so rasch hinter dem Boote her, daß er mich bei dem schwachen Winde bald eingeholt hätte. Deshalb eilte ich in die Kajüte, holte eine von den Vogelflinten, legte sie auf ihn an und sprach: „Wenn du dich ruhig verhältst, so werde ich dir nichts zuleide tun. Du schwimmst gut genug, um die Küste erreichen zu können, und die See ist ruhig. Mach schnell, daß du fortkommst! Wagst du dich aber an mein Boot heran, so schieße ich dir eine Kugel durch den Kopf; denn ich bin nun einmal entschlossen, mir die Freiheit zu verschaffen.“ Darauf kehrte er um und schwamm der Küste zu, die er auch ohne Zweifel erreicht hat, weil er ein so ausgezeichneter Schwimmer war.

Ich hätte auch den Mann bei mir behalten und statt seiner den Knaben ins Wasser werfen können; aber ich durfte es nicht wagen, jenem zu vertrauen. Als er nun fort war, wandte ich mich zu dem Knaben und sprach: „Xury, wenn du mir treu sein willst, so werde ich etwas Großes aus dir machen. Wirst du mir aber nicht beim Barte Mohammeds schwören, mir treu zu bleiben, so muß ich dich ebenfalls ins Wasser werfen!“

Der Knabe lächelte mir ins Gesicht und antwortete so treuherzig, daß ich ihm nicht mißtrauen konnte. Er schwur auch, mir treu zu sein und mir überallhin zu folgen.

Solange ich mich noch in Sehweite des schwimmenden Mauren befand, steuerte ich das Boot weiter nach dem offenen Meere hin, daß man glauben sollte, ich sei auf die Straße von Gibraltar zu gefahren. Jeder vernünftige Mensch hätte das so wie so von mir annehmen müssen. Denn wer hätte denken sollen, daß wir statt dessen südwärts gesegelt wären, nach der Barbarenküste hin, wo ganze Völker von Negern uns mit ihren Kähnen umzingeln und uns umbringen konnten, wo wir nirgends zu landen vermochten, ohne in Gefahr zu geraten, von wilden Tieren oder noch erbarmungsloseren wilden Menschen gefressen zu werden?

Sobald aber die Abenddämmerung kam, änderte ich die Richtung und steuerte nach Südost, um in der Nähe der Küste zu bleiben. Und da wir eine sehr frische Brise und ruhige See hatten, kamen

wir schnell vorwärts, so daß wir uns am nächsten Nachmittag gegen drei Uhr, als ich wieder Land sah, schon beinahe 150 Meilen südlich von Sale befanden und längst über das Gebiet des Kaisers von Marokko hinaus waren. Aber meine Furcht vor den Mauren war so groß, daß ich mich nicht entschließen konnte, an Land oder auch nur vor Anker zu gehen.

Achtes Kapitel / An der afrikanischen Küste

Da der Wind günstig blieb, segelte ich noch fünf Tage lang so weiter. Und als er dann nach Süden umsprang, schloß ich, daß unsere Verfolger, falls man Jagd auf uns gemacht haben sollte, dadurch zur Umkehr genötigt sein würden. Deshalb wagte ich es, auf die Küste loszusteuern und an der Mündung eines kleinen Flusses vor Anker zu gehen. Doch wußte ich weder, wie der Fluß hieß, noch unter welchem Breitengrade oder in welchem Lande ich mich befand. Keine Menschenseele ließ sich blicken, und ich hatte auch gar kein Verlangen danach. Das einzige, wonach ich mich sehnte, war frisches Wasser.

Es war gegen Abend, als wir in die Flußmündung gelangten. Wir beabsichtigten nun, bei Anbruch der Dunkelheit an das Ufer zu schwimmen und die Gegend auszukundschaften. Sobald aber die Sonne untergegangen war, vernahmen wir einen so schrecklichen Lärm, ein solches Gebrüll und Geheul wilder Tiere, Gott weiß welcher Art, daß mein armer Xury vor Angst zu sterben glaubte und mich bat, nicht vor Tagesanbruch ans Land zu gehen.

„Meinetwegen, Xury," sagte ich, „dann wollen wir es lassen. Aber wer weiß, ob wir nicht bei Tage Menschen treffen, die vielleicht ebenso feindlich gegen uns sind wie diese wilden Tiere?"

„Dann wir geben ihnen das Schießgewehr; das sie machen fortlaufen!" antwortete Xury in gebrochenem Englisch, das er im Verkehr mit mir und andern Sklaven gelernt hatte.

Ich freute mich, den Burschen so geweckt zu finden, und gab ihm einen Schluck aus dem Flaschenfutteral unsers Herrn, um ihn noch mehr zu ermutigen. Da sein Rat übrigens sehr vernünftig war, so befolgte ich ihn. Wir verhielten uns also die Nacht über ruhig. Aber an Schlaf war nicht zu denken; denn nach einigen Stunden sahen wir gewaltig große Bestien verschiedener Art an den Strand herabkommen und sich in das Wasser

stürzen, wo sie sich herumwälzten und badeten, um sich das angenehme Gefühl einer Abkühlung zu verschaffen. Dabei heulten und brüllten sie so entsetzlich, wie ich es ähnlich nie zuvor gehört hatte.

Xury war furchtbar erschrocken und ich nicht minder. Aber noch mehr entsetzten wir uns, als eins der Untiere auf unser Boot zugeschwommen kam. Wir konnten es zwar nicht erkennen; aber an seinem Schnauben war zu merken, daß es eine ungeheuer große und grimmige Bestie sein mußte. Xury behauptete, es sei ein Löwe, und er mochte wohl recht haben. Der arme Junge schrie, ich sollte doch den Anker lichten und davonrudern.

„Nein, Xury," erwiderte ich, „wir wollen lieber nur das Ankertau abwinden und nach der See hinsteuern; denn sehr weit wird uns die Bestie nicht folgen können."

Kaum hatte ich das gesagt, so sah ich auch schon das Tier auf zwei Ruderlängen herankommen. Sofort eilte ich in die Kajüte, ergriff ein Gewehr und gab Feuer, worauf es alsbald kehrt machte und dem Ufer zuschwamm.

Es ist mir unmöglich, den fürchterlichen Lärm und das gräßliche Geschrei und Geheul zu beschreiben, das sich als Antwort auf meinen Schuß sowohl an der Küste als auch weiter drinnen im Lande erhob. Ich vermute, daß die Tiere noch nie einen solchen Knall gehört hatten. Jedenfalls überzeugte ich mich, daß es unmöglich war, hier bei Nacht ans Land zu gehen, und ob wir es bei Tage wagen durften, war ebenfalls noch fraglich. Denn den wilden Menschen in die Hände zu fallen, war ebenso schlimm, wie in die Gewalt von Löwen und Tigern zu geraten; wenigstens hatten wir vor beiden gleich große Angst.

Trotzdem mußten wir irgendwo landen, des Wassers wegen; denn wir hatten keinen Tropfen mehr in unserm Boote. Es fragte sich nur, wo wir es wagen sollten und ob wir überhaupt genießbares Wasser finden würden. Xury schlug vor, ich sollte ihn allein mit einem der Krüge ans Ufer gehen lassen; er wolle schon sehen, daß er Wasser finde, und es mir bringen. Ich fragte ihn, warum denn er gehen wolle, anstatt daß ich ginge und er im Boote zurückbliebe. Darauf erwiderte er mit einer Anhänglichkeit, die ihm für immer mein Herz gewann: „Wenn wilder Mann kommen, er essen mich, und Ihr laufen weg."

„Nun, Xury," sagte ich, „dann wollen wir alle beide gehen, und wenn

ie wilden Männer kommen, so wollen wir sie totschießen. Sie sollen eder mich noch dich essen."

Darauf gab ich ihm ein Stück Zwieback zu essen und ließ ihn einen Schluck aus unserm Flaschenfutteral tun. Dann brachten wir das Boot dicht wie möglich ans Ufer und wateten ans Land, nur mit unsern Gewehren und Wasserkrügen beladen.

Ich wagte nicht, das Boot aus den Augen zu lassen, da ich fürchtete, s könnten Kähne mit Wilden den Fluß herabkommen. Der Junge aber ing beherzt etwa eine halbe Stunde weiter landeinwärts auf eine Nie- erung zu. Nach einiger Zeit sah ich ihn atemlos auf mich zurennen. Ich glaubte, er sei von Wilden verfolgt oder durch Tiere erschreckt, und ilte ihm entgegen, um ihm zu helfen. Als er jedoch näherkam, sah ich, aß er etwas über die Schultern hängen hatte. Es war ein Tier, das er eschossen hatte und das wie ein Hase aussah, nur daß die Farbe anders nd die Beine länger waren. Wir freuten uns sehr darüber, da es uns eine errliche Mahlzeit versprach. Das Erfreulichste aber, was Xury mitbrachte, war die Nachricht, daß er gutes Wasser gefunden und keine Wilden ge- ehen hatte.

Bald darauf wurden wir gewahr, daß wir uns um Wasser nicht so sehr hätten zu ängstigen brauchen; denn ein wenig weiter in der Bucht hinauf anden wir das Wasser ebenfalls süß und frisch. So füllten wir denn unsere Krüge, verschmausten unser Wildbret und machten uns wieder eisefertig.

Neuntes Kapitel / Die Löwenjagd

Da ich schon einmal eine Reise an dieser Küste entlang gemacht hatte, so wußte ich wohl, daß die Kanarischen und die Kap Verdischen Inseln nicht weit davon entfernt sein konnten. Aber ich besaß keine Instrumente, um festzustellen, unter welchem Breitengrade wir uns befanden. Auch kannte ich leider die Lage jener Inseln nicht genau, und so war ich im Zweifel, welche Richtung ich einzuschlagen hätte, um dahin zu gelangen. Ich hoffte aber, wenn ich mich immer längs der Küste hielte, bis ich endlich in die Gegend käme, wo die Engländer Handel trieben, so würde ich ge- wiß auf eins ihrer Schiffe stoßen, das uns aufnehmen und erretten würde.

Nach meiner Berechnung mußte die Gegend, in der ich mich jetzt befand,

zwischen dem Kaiserreich Marokko und dem Lande der Neger liegen. Die Neger hatten diesen Landstrich verlassen und sich aus Furcht vor den Mauren weiter nach Süden zurückgezogen, während die Mauren die Gegend wegen ihrer Unfruchtbarkeit des Anbaues nicht wert hielten. Vor allem aber war beiden Völkerschaften auch deshalb nichts an dem Lande gelegen, weil dort so schrecklich viel Tiger, Löwen, Leoparden und andere wilde Tiere hausten. So sahen wir etwa hundert Meilen an der Küste entlang nur wüstes Land, das bei Tage wie ausgestorben dalag, des Nachts aber vom Geschrei und Gebrüll der Bestien erfüllt war.

Ein- oder zweimal glaubte ich den Pik von Teneriffa, die höchste Erhebung der Kanarischen Inseln, zu erblicken, und ich hatte große Lust, nach ihm hinzusteuern. Nachdem ich es aber zweimal vergeblich versucht hatte und durch den widrigen Wind und die für mein kleines Fahrzeug zu hochgehende See jedesmal zur Umkehr genötigt worden war, beschloß ich, meinem früheren Plane treu zu bleiben und mich weiter längs der Küste zu halten.

Öfters waren wir genötigt, an Land zu gehen, um frisches Wasser zu holen. Eines Morgens zu sehr früher Stunde legten wir uns unter einer kleinen Landzunge vor Anker. Da die Flut gerade einsetzte, so wollten wir solange warten, um mit ihr weiterzufahren. Xury, der seine Augen überall hatte, rief mir auf einmal leise zu, es sei besser, wenn wir uns von der Küste entfernten. „Seht nur", sagte er, „dort liegt ein schreckliches Tier neben dem Hügel und schläft!"

Ich sah nach der Richtung, wohin er zeigte, und erblickte denn auch wirklich ein furchtbares Raubtier. Es war ein mächtig großer Löwe, der in der Nähe des Strandes im Schatten eines Hügelvorsprungs lag.

„Xury," sagte ich, „du kannst ans Land gehen und ihn totschießen."

Xury sah mich erschrocken an und sprach: „Ich totschießen ihn? Er mich essen auf ein Mundvoll!"

Da sagte ich weiter nichts mehr zu dem Jungen, sondern hieß ihn nur sich still verhalten. Darauf nahm ich unsere größte Flinte, tat eine gehörige Ladung Pulver und ein paar Stücke zerhacktes Blei hinein und legte sie neben mich. Dann lud ich das andere Gewehr mit zwei größeren und das dritte mit fünf kleineren Kugeln. Ich zielte nun mit dem ersten Gewehr so scharf wie möglich auf den Kopf des Löwen. Aber er lag

o ungünstig und hatte die Tatze über die Schnauze gelegt, so daß ihm as Blei in die Pranke fuhr und den Gelenkknochen zerschmetterte. Grollend prang er auf; als er aber merkte, daß sein Bein entzwei war, sank er ieder und erhob sich dann auf drei Beinen, wobei er das fürchterlichste Gebrüll ausstieß, das ich je gehört habe.

Ich war zunächst etwas überrascht, daß ich ihn nicht in den Kopf getroffen hatte. Dann aber ergriff ich das zweite Gewehr und traf ihn etzt, obwohl er gerade ausreißen wollte, mitten in die Stirn. Zu meiner Freude sah ich, wie er niederstürzte und sich ohne großen Lärm im Todesampfe wälzte. Da faßte sich auch Xury ein Herz und bat, daß ich ihn ns Land gehen ließe.

„Nun, so geh!" sagte ich, und sogleich sprang er ins Wasser und schwamm, as Gewehr mit der einen Hand über Wasser haltend, ans Ufer. Als r dicht an das Tier herangekommen war, hielt er ihm die Mündung des Gewehrs ans Ohr und tötete ihn vollends.

Das war nun zwar ein Wildbret, aber es lieferte uns keine Speise, nd es tat mir leid, drei Schüsse an ein Tier verschwendet zu haben, das ür uns völlig wertlos war. Xury aber sagte, etwas wolle er doch von hm haben, und so kam er wieder an Bord und bat mich um das Beil.

„Wozu, Xury?" fragte ich.

„Ich ihm hauen ab den Kopf," erwiderte er.

Da ihm das aber nicht gelingen wollte, so hieb er ihm eine Tatze ab, ie von ungeheurer Größe war.

Ich überlegte mir indessen, daß das Fell des Tieres doch noch so oder o für uns von Nutzen sein könnte, und beschloß, es ihm abzuziehen. So nachte ich mich denn mit Xury ans Werk. Dieser leistete mehr dabei als h, denn ich verstand mich schlecht auf die Sache. Trotzdem gebrauchten vir den ganzen Tag, bis wir endlich die Haut vollständig abgestreift atten. Wir spannten sie dann oben auf der Kajüte zum Trocknen aus, nd sie diente mir darauf als Decke für mein Nachtlager.

Zehntes Kapitel / Verkehr mit den Wilden

Nach diesem Aufenthalt segelten wir zehn bis zwölf Tage in einem fort südwärts. Wir lebten dabei recht sparsam von unsern Mundvorräten, die stark abzunehmen begannen, und gingen nur ans Land, wenn

wir frisches Wasser haben mußten. Meine Absicht war, den Fluß Gambia oder den Senegal zu erreichen, also in die Gegend des Kap Verde zu gelangen, wo ich ein europäisches Schiff anzutreffen hoffte. Denn ich wußte, das alle aus Europa kommenden Schiffe, die nach der Küste von Guinea oder nach Brasilien oder Ostindien fuhren, am Grünen Vorgebirge oder den gegenüberliegenden Inseln anlegten. So setzte ich mit einem Wort mein ganzes Glück auf eine Karte: entweder mußten wir ein Schiff treffen oder wir mußten umkommen.

Als ich in dieser Ungewißheit etwa zehn Tage weitergesegelt war, begann ich wahrzunehmen, daß die Küste bewohnt sei. An mehreren Stellen sahen wir im Vorbeifahren Menschen am Ufer stehen und uns nachschauen. Wir konnten auch erkennen, daß sie ganz schwarz und völlig nackt waren. Einmal wollte ich schon zu ihnen ans Land gehen; aber Xury riet mir ab und sagte: „Nicht gehen, nicht gehen!"

Trotzdem näherte ich mich der Küste so weit, daß ich mit den Leuten sprechen konnte. Sie liefen eine Strecke neben dem Schiffe an der Küste entlang. Ich sah, daß sie keine Waffen in der Hand hatten, mit Ausnahme eines einzigen, der einen langen, dünnen Stab trug. Xury sagte, daß es eine Lanze sei, und daß sie damit auf weite Entfernung hin mit großer Sicherheit werfen könnten. Ich hielt mich deshalb in gehöriger Ferne und suchte ihnen durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß wir etwas zu essen haben möchten. Sie bedeuteten mir, das Boot anzuhalten, dann würden sie uns Speise herbeiholen.

Hierauf zog ich das Segel ein und näherte mich dem Ufer, während zwei von den Eingeborenen landeinwärts liefen. Nach kaum einer halben Stunde kehrten sie mit zwei Stücken gedörrtem Fleisch und etwas Getreide zurück. Ohne zu wissen, was es sei, waren wir doch gern bereit, es anzunehmen; nur fragte es sich, ob wir ihnen trauen dürften. Wir mochten es daher nicht wagen, zu ihnen ans Ufer zu gehen; die Schwarzen aber schienen sich nicht minder vor uns zu fürchten. Schließlich fanden sie einen Ausweg; sie legten die Sachen am Ufer nieder und entfernten sich dann auf eine weite Strecke, bis wir alles an Bord gebracht hatten. Dann erst kamen sie wieder ans Ufer zurück.

Wir gaben ihnen durch Zeichen unsere Dankbarkeit zu erkennen, da wir ihnen sonst nichts für ihre Gaben zu bieten hatten. Gleich darauf aber

zeigte sich uns eine günstige Gelegenheit, auch ihnen einen Dienst zu erweisen. Während wir noch am Ufer lagen, kamen nämlich auf einmal zwei furchtbare Bestien, von denen die eine die andere zu verfolgen schien, von den Bergen herab nach dem Meere gelaufen. Die Neger erschraken sehr und flohen; nur der eine mit der Lanze blieb zurück. Die Tiere dachten jedoch nicht daran, die Neger anzufallen; sie stürzten sich vielmehr ins Wasser und schwammen darin wie zu ihrem Vergnügen umher. Zuletzt kam das eine von ihnen unserm Boote näher, als uns lieb war. Allein ich stand schon mit dem Gewehr in der Hand zu seinem Empfang bereit. Sobald nun das Tier in Schußweite kam, gab ich Feuer und traf es gerade mitten in den Kopf. Es sank darauf sofort unter, kam aber bald wieder empor und tauchte im Todeskampfe abwechselnd auf und nieder. Bevor es noch das Ufer erreicht hatte, war es schon verendet. Das andere Tier aber war, von dem Blitz und Knall des Schusses erschreckt, sofort wieder ans Land geschwommen und geradeswegs nach dem Gebirge zurückgelaufen.

Es ist unmöglich, das Erstaunen jener Menschen über den Knall und das Feuer meiner Flinte zu beschreiben. Einige von ihnen fielen vor Furcht und Schrecken halb ohnmächtig zu Boden. Als sie aber die Bestie leblos im Wasser versinken sahen, und als ich ihnen zugewinkt hatte, ans Ufer zu kommen, da faßten sie sich ein Herz und fingen an, nach dem Tiere zu suchen. Ich erkannte die Stelle an dem vom Blute geröteten Wasser, und mit Hilfe eines Seiles, das ich ihm um den Hals band, gelang es den Wilden, das Tier ans Land zu ziehen. Es war ein ungemein schöner und wundervoll gefleckter Leopard. Die Neger aber schlugen vor Verwunderung über das Ding, womit ich ihn getötet hatte, die Hände über dem Kopf zusammen.

Da ich bemerkte, daß sie Lust hatten, das Fleisch des Tieres zu verzehren, so gab ich ihnen durch Zeichen zu verstehen, sie sollten das Tier nur behalten. Sofort machten sie sich nun darüber her und lösten mit einem zugespitzten Stück Holz das Fell flinker ab, als wir es mit einem Messer vermocht hätten. Darauf boten sie uns etwas von dem Fleische an; doch ich lehnte es entschieden ab. Dagegen gab ich ihnen zu verstehen, daß ich das Fell gern haben möchte. Das überließen sie mir denn auch bereitwilligst. Ja, sie brachten uns noch eine große Menge von Lebens-

mitteln, die ich zwar nicht kannte, aber dennoch annahm. Dann machte ich ihnen durch Zeichen begreiflich, daß ich Wasser wünschte, indem ich ihnen einen meiner leeren Krüge umgekehrt hinhielt. Sogleich riefen sie zwei Weiber, die bald darauf ein großes irdenes Gefäß mit Wasser herbeischleppten. Das setzten sie uns so hin, wie vorher das Fleisch und Getreide, und ich schickte Xury mit den Krügen ans Land, der sie dort füllte.

Nachdem wir uns so mit Fleisch, Getreide und Wasser versehen hatten, verließen wir die freundlichen Schwarzen.

Elftes Kapitel / Robinson wird durch ein portugiesisches Schiff gerettet

Darauf segelten wir etwa elf Tage lang weiter, ohne uns wieder ans Land zu wagen, bis ich endlich vier bis fünf Meilen von mir entfernt die Küste weit ins Meer vorspringen sah. Da das Meer sehr ruhig war, steuerte ich weiter seewärts, um die Landspitze zu umsegeln. Nachdem wir etwa zwei Meilen an dem äußersten Punkte vorüber waren, erblickte ich deutlich auch an der andern Seite, nach der See hin, Land und schloß daraus, daß die Landspitze das Kap Verde und das gegenüberliegende Land die nach dem Kap benannten Kap Verdischen Inseln sein müßten. Sie lagen allerdings noch in ziemlicher Entfernung, und ich wußte nicht recht, nach welcher Seite ich mich wenden sollte; denn wenn sich ein frischer Wind erhob, war es leicht möglich, daß ich weder die eine noch die andere erreichte.

Unter solchen Zweifeln betrat ich nachdenklich die Kajüte und setzte mich hier nieder. Mit einem Male rief Xury, dem ich das Steuer überlassen hatte: „Herr, Herr! Ein Schiff mit Segeln!“ Er war ganz außer sich vor Schreck, weil er glaubte, das Schiff wäre von unserm maurischen Herrn ausgesandt, um uns zu verfolgen. Ich sprang sofort aus der Kajüte und sah nicht nur das Schiff, sondern erkannte auch sogleich, daß es ein portugiesisches war. Anfangs dachte ich, daß es auf Sklavenhandel nach der Guineaküste führe; doch bald überzeugte ich mich, daß es nicht nach dem Lande hin steuerte. Ich wandte mich deshalb ebenfalls mit vollen Segeln nach der offenen See, um es einzuholen und mit den Leuten im Schiff zu unterhandeln.

Trotz aller Anstrengungen aber merkte ich bald, daß wir es nicht mehr erreichen würden und daß es uns aus den Augen kommen müßte, ehe wir ihm ein Zeichen zu geben vermöchten. Schon fing ich an zu verzweifeln, als sie, wie es schien, uns doch mit Hilfe ihrer Ferngläser bemerkt haben mußten; denn sie holten ihre Segel ein und ließen uns herankommen. Das gab mir frischen Mut, und da ich noch die Flagge meines ehemaligen Herrn an Bord hatte, so hißte ich sie auf und feuerte als weiteres Notsignal einen Schuß ab. Beides wurde bemerkt, und so legten sie denn bei, und nach ungefähr drei Stunden hatten wir sie erreicht.

Sie fragten mich erst auf Portugiesisch, dann auf Spanisch und dann auf Französisch, wer ich sei; ich verstand aber keine dieser Sprachen. Endlich rief mich ein schottischer Matrose, der an Bord war, an, und ich erwiderte ihm, ich sei ein Engländer und sei aus der Sklaverei der Mauren zu Sale entflohen. Darauf hießen sie mich an Bord kommen und nahmen mich samt Xury und aller meiner Habe freundlich auf.

Ich war unbeschreiblich froh, auf diese Weise aus aller Not und Gefahr befreit zu sein, und ich bot dem Kapitän als Lohn für meine Errettung alles an, was ich besaß. Er aber erklärte großmütig, er werde nichts von mir annehmen, und alle meine Habe solle mir unversehrt wieder ausgehändigt werden, sobald wir nach Brasilien kämen, wohin sie jetzt segelten. „Denn," sagte er, „ich habe Euch das Leben nur aus dem einzigen Grunde gerettet, weil auch ich mir in ähnlicher Lage Rettung wünschen würde. Wie leicht kann sich's treffen, daß ich früher oder später einmal in gleicher Weise von jemand gerettet werden möchte! Übrigens," fuhr er fort, „wenn ich Euch jetzt, wo Ihr doch mit mir nach Brasilien fahren müßt, Eure Habe abnehmen wollte, so würdet Ihr dort bei Eurer Ankunft Mangel leiden, und ich würde Euch dadurch die Möglichkeit zu leben, wieder rauben, die ich Euch durch Eure Rettung soeben erst verschafft habe. Nein, nein, Sennor Inglez*), ich werde Euch umsonst mitnehmen, und Eure Sachen werden Euch dort helfen, Euren Lebensunterhalt zu bestreiten und die Heimfahrt zu ermöglichen."

So freundschaftlich, wie er gesprochen, handelte er auch. Er verbot den Matrosen, irgend etwas von meinen Sachen anzurühren, nahm alles in

*) D. h. Herr Engländer.

seine eigene Verwahrung und stellte mir ein genaues Verzeichnis darüber aus, damit ich alles, selbst meine drei irdenen Krüge, zurückerhielte.

Als er mein Boot betrachtete, das sich noch in sehr gutem Zustande befand, machte er mir den Vorschlag, es ihm zu verkaufen. Ich erwiderte ihm, er habe sich so edelmütig gegen mich erzeigt, daß ich ihm das Boot dafür gern umsonst überlasse. Er aber erklärte, er wolle mir einen Schuldschein, auf 80 Piaster lautend und in Brasilien zahlbar, ausstellen, und wenn mir dort jemand mehr dafür biete, so werde er die Summe noch erhöhen.

Weiter bot er mir noch 60 Piaster für meinen Xury. Aber es widerstrebte mir, die Freiheit des Burschen zu verkaufen, nachdem er mir so treulich Beistand geleistet hatte. Als ich das dem Kapitän vorstellte, gab er mir recht, und er machte mir den Vorschlag, ihm den Jungen auf zehn Jahre als Diener zu überlassen, zumal ich ihn in Brasilien doch nicht gut behalten könne. Xury willigte ein, und so überließ ich ihn dem Kapitän.

Wir hatten eine sehr glückliche Fahrt nach Brasilien, und nach zweiundzwanzig Tagen langten wir wohlbehalten in der Allerheiligenbai an. So war ich wieder einmal aus der jämmerlichsten Lage erlöst, und es galt nun zu überlegen, was ich weiter beginnen sollte.

Zwölftes Kapitel / Robinson als brasilianischer Pflanzer

Das edelmütige Benehmen des Kapitäns gegen mich werde ich nie vergessen. Er gewährte mir nicht nur freie Überfahrt, sondern gab mir außerdem noch zwanzig Dukaten für das Leopardenfell und vierzig Dukaten für das Löwenfell. Auch ließ er mir alles, was mir im Schiffe gehörte, pünktlich ausliefern. Was ich nicht behalten wollte, z. B. das Flaschenfutteral, zwei von meinen Gewehren und den Rest des Wachsklumpens, soweit ich ihn nicht zur Verfertigung von Kerzen gebraucht hatte, kaufte er mir ab. Kurz, ich löste aus meiner Habe gegen 220 Piaster, und mit dieser Barschaft ging ich in Brasilien an Land.

Ich hatte mich hier noch nicht lange aufgehalten, so empfahl mich der Kapitän an einen ebenso redlichen Mann, der eine Zuckerpflanzung nebst

Siedewerk besaß. Bei diesem blieb ich eine Zeitlang und machte mich dadurch mit der Kultur und Gewinnung des Zuckers vertraut. Da ich sah, welch angenehmes Leben die Pflanzer führten und wie rasch sie reich wurden, so entschloß ich mich, gleichfalls Pflanzer zu werden. Ich wollte versuchen, mein in London zurückgelassenes Geld mir nach hier schicken zu lassen. Zunächst aber kaufte ich mir so viel unbebautes Land, wie mit meinem Kapital möglich war, und machte mir einen Plan zu einer Pflanzung.

Mein Nachbar war ein Portugiese, der zwar aus Lissabon, aber von englischen Eltern stammte. Wir wurden bald miteinander bekannt. Er hieß Wells und befand sich in fast den gleichen Verhältnissen wie ich. Sein Kapital war gleich dem meinen nur gering, und so beschlossen wir, gemeinsame Sache zu machen. Unsere Pflanzung verschaffte uns zwei Jahre hindurch wenig mehr als den Lebensunterhalt. Indes fingen wir allmählich an, uns zu vergrößern und unser Land zu verbessern, so daß wir im dritten Jahre schon etwas Tabak anpflanzen und ein großes Stück Land zum Anbau von Zuckerrohr für das folgende Jahr vorbereiten konnten. Dazu hatten wir aber Kapital und Hilfe nötig, und jetzt bedauerte ich's sehr, daß ich mich von Xury getrennt hatte. Doch das war nun nicht mehr zu ändern.

Ich hatte meine Pflanzung schon einigermaßen instand gebracht, als der Kapitän, der mich in sein Schiff aufgenommen hatte, auf einer seiner Fahrten wieder in Brasilien weilte. Sein Schiff lag etwa drei Monate im Hafen, um neue Ladung einzunehmen und sich für die Rückreise auszurüsten. Als ich dem Kapitän gelegentlich von dem Kapital erzählte, das ich in London zurückgelassen hatte, erwiderte er in seiner freundlichen Art:

„Sennor Inglez," sagte er, „wenn Ihr mir Briefe und eine Vollmacht mitgeben wollt an die Person, die Euer Geld verwahrt, damit diese es nach Lissabon schickt, und zwar am besten gleich solche Waren dafür kauft, wie sie sich für das hiesige Land eignen, so werde ich's Euch, will's Gott, bei meiner Rückkehr mitbringen. Da aber alle menschlichen Dinge dem Wechsel des Glücks unterworfen sind, so rate ich Euch, daß Ihr Euch zunächst nur die Hälfte Eures Kapitals schicken laßt und nicht gleich alles aufs Spiel setzt. Kommt die eine Hälfte glücklich an, dann könnt Ihr

Euch ja den Rest später in gleicher Weise schicken lassen. Geht sie aber verloren, so bleibt Euch wenigstens noch die zweite Hälfte."

Dieser Rat war so vernünftig, daß ich mit Freuden darauf einging. Ich fertigte daher sogleich eine Vollmacht aus für den portugiesischen Kapitän, wie er's mir geraten hatte. Der Witwe des englischen Kapitäns schrieb ich einen ausführlichen Bericht über alle meine Erlebnisse, meine Sklaverei und Flucht, meine Begegnung mit dem portugiesischen Kapitän und dessen menschenfreundliches Benehmen gegen mich, sowie über meine gegenwärtige Lage, und erteilte ihr die nötige Anweisung zur Übersendung des Geldes.

Als nun mein Kapitän nach Lissabon kam, fand er dort durch einen englischen Kaufmann Gelegenheit, meinen Brief nach London zu übermitteln. Die Witwe gab ihm daraufhin nicht nur das gewünschte Geld, sondern fügte außerdem noch ein schönes Geschenk bei für den portugiesischen Kapitän als Anerkennung für sein edles Verhalten gegen mich.

Der Kaufmann in London legte nun die hundert Pfund in englischer Ware an, wie es der Kapitän vorgeschlagen hatte, schickte sie ihm sofort nach Lissabon, und dieser brachte sie wohlbehalten nach Brasilien. Unter den Waren befanden sich auch alle Arten von Werkzeugen, Eisenwaren und Geräte, die ich für meine Pflanzung gut gebrauchen konnte.

Als die Sendung ankam, dachte ich, nun sei mein Glück gemacht, und ich war ganz außer mir vor Freude. Mein guter Kapitän hatte mir überdies noch einen Diener mitgebracht, den er laut Vertrag auf sechs Jahre für mich gemietet hatte. Er nahm von mir nichts weiter für alle seine Bemühungen als ein wenig Tabak, den ich selbst gebaut hatte.

Meine Waren bestanden hauptsächlich in englischen Manufaktursachen, als Tuch, Zeug und Flanell, die in Brasilien besonders im Preise standen. Und so löste ich denn aus meiner ersten Ladung den vierfachen Wert des Einkaufspreises und war nun meinem Teilhaber an Mitteln weit überlegen. Das erste, was ich tat, war, daß ich mir einen Negersklaven kaufte; außerdem mietete ich mir noch einen zweiten europäischen Diener.

Wie aber das Übermaß des Glücks oft gerade das Mittel zu unserm Unglück wird, so ging's auch mir. Meine Pflanzung nahm im nächsten Jahre einen großen Aufschwung. Ich erntete 50 Rollen Tabak, wovon

jede über einen Zentner wog. Diese wurden wohlverwahrt bis zur Rückkehr der Lissaboner Schiffe beiseite gelegt. Mein wachsender Reichtum aber füllte mir den Kopf wieder mit allerhand abenteuerlichen Plänen.

Wäre ich mit meiner damaligen Lage zufrieden gewesen, so hätte ich wohl noch des Glückes teilhaftig werden können, um dessentwillen mein Vater mich so ernstlich vermahnt hatte. Aber ein anderes Los wartete meiner. Ich sollte wieder einmal der Schmied meines eigenen Unglücks werden und das Maß meiner Torheiten vollmachen. All mein Mißgeschick aber ward herbeigeführt durch meine unsinnige Neigung zu einem abenteuerlichen Leben.

So kam es, daß ich mich in den tiefsten Abgrund alles Elends stürzte, in den je ein Mensch geraten ist.

Dreizehntes Kapitel / Robinson entschließt sich zu einer neuen Seereise

Nachdem ich fast vier Jahre in Brasilien gelebt hatte, beherrschte ich nicht nur die Landessprache, sondern ich hatte auch viele Bekannte und Freunde unter meinen Mitpflanzern und den Kaufleuten unserer Hafenstadt San Salvador gewonnen. Oft hatte ich ihnen auch von meinen beiden Reisen nach der Guineaküste erzählt und von der Leichtigkeit, mit der man dort für Kleinigkeiten, z. B. Glasperlen, Spielsachen, Messer, Scheren, Beile u. dgl., nicht nur Goldstaub, Elefantenzähne usw., sondern auch Neger zur Sklavenarbeit eintauschen könne.

Jedesmal, wenn ich auf den Negerhandel zu sprechen kam, hörte man mir mit besonderer Aufmerksamkeit zu; denn damals wurde dieser Handel noch nicht stark betrieben. Er stand unter der Oberaufsicht der Könige von Spanien und Portugal, und die Einkünfte daraus flossen in die königlichen Kassen. Daher wurden nur wenig Neger nach Brasilien gebracht, und diese kosteten schweres Geld.

Eines Tages kamen nun drei Pflanzer zu mir und sagten, sie hätten sich jene Angelegenheit reiflich überlegt und wollten mir einen Vorschlag machen. Ich mußte ihnen zunächst Verschwiegenheit geloben, und hierauf teilten sie mir mit, daß sie wohl Lust hätten, ein Schiff nach Guinea aus-

zurüsten, da sie um nichts so sehr in Verlegenheit seien als um Sklaven. Weil aber der öffentliche Sklavenhandel verboten sei, so hätten sie die Absicht, die Schwarzen heimlich ans Land zu bringen und dann unter sich auf ihre Pflanzungen zu verteilen. Nun handle es sich vor allem darum, ob ich bereit sei, das Unternehmen zu leiten. Als Vergütung sollte ich die gleiche Anzahl Negersklaven wie sie erhalten, ohne zu den Unkosten der Reise beizusteuern.

Das wäre wohl ein lockendes Anerbieten für jemand gewesen, der keine eigne Pflanzung hatte, die der Aufsicht bedurfte und die auf dem besten Wege war, sich stattlich zu vergrößern. Ich brauchte nur noch drei oder vier Jahre so fortzufahren wie bisher und mir meine andern hundert Pfund aus England schicken zu lassen, dann hätte ich sicherlich ein Vermögen von 3- bis 4000 Pfund Sterling besessen, die sich noch weiter vermehren ließen. Und so war der bloße Gedanke an eine solche Reise das Unsinnigste, was ich nur unternehmen konnte.

Aber ich war nun einmal dazu geboren, mich selbst zugrunde zu richten, und deshalb konnte ich dem Anerbieten der Pflanzer ebensowenig widerstehen wie meinen früheren abenteuerlichen Plänen. Kurz, ich sagte ihnen, daß ich von Herzen gern die Reise machen wolle, wenn sie mir dafür versprächen, während meiner Abwesenheit meine Pflanzung mit zu beaufsichtigen und, falls ich verunglücken sollte, sie demjenigen zu überlassen, den ich zu meinem Erben bestimmen würde. Sie gingen bereitwilligst darauf ein und stellten mir ein urkundliches Versprechen darüber aus. Ich machte sodann ein regelrechtes Testament und setzte darin für den Fall meines Todes den Kapitän, der mir das Leben gerettet hatte, zum Universalerben ein, mit der Bestimmung, daß er die eine Hälfte meines Vermögens für sich behalten, die andere aber meinen Eltern in England übermitteln sollte.

So traf ich alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, um meine Habe zu sichern und meine Pflanzung instand zu halten. Hätte ich nur halb soviel Nachdenken auf das verwandt, was zu meinem wahren Vorteil diente, so würde ich sicherlich nicht meine günstige Lage aufgegeben und mich abermals den Wechselfällen und Gefahren des Seelebens ausgesetzt haben. Doch es trieb mich nun einmal vorwärts, und ich folgte blindlings den Lockungen meiner Einbildungskraft anstatt meiner Vernunft.

Vierzehntes Kapitel / Zweiter Schiffbruch

Als das Schiff ausgerüstet und alles von meinen Teilhabern der Verabredung gemäß ins Werk gesetzt war, ging ich an Bord. Es geschah zu böser Stunde, nämlich am 1. September 1659, genau auf denselben Tag, an dem ich acht Jahre zuvor meinen Eltern heimlich zu Hull entflohen war.

Unser Schiff war etwa 120 Tonnen schwer; es führte sechs Kanonen und eine Besatzung von vierzehn Mann, außer dem Kapitän, einem Schiffsjungen und mir. Die Ladung bestand meist aus wertlosem Tand, wie er sich zum Handel mit den Negern eignet, als Glasperlen, Muscheln, Spielwaren, kleinen Spiegeln, Messern, Scheren, Beilen u. dgl.

Noch an demselben Tage, an dem ich an Bord gegangen war, lichteten wir die Anker. Wir hielten uns zunächst nordwärts an der brasilianischen Küste, um dann vom 10. oder 12. Grad nördlicher Breite ab nach der afrikanischen Küste hinüberzusteuern, wie es damals üblich war. Abgesehen von der großen Hitze auf der ganzen Fahrt längs der Küste hatten wir sehr schönes Wetter.

Von dem Kap San Agustinho ab hielten wir uns mehr seewärts und verloren das Land aus dem Gesicht. Nach etwa zwölftägiger Fahrt passierten wir den Äquator. Da erhob sich plötzlich ein heftiger Orkan, der uns gänzlich aus dem Kurse brachte. Er kam aus Südost, drehte sich dann nach Nordwest und blieb hierauf im Nordosten stehen. Von dort blies er zwölf Tage lang in so furchtbarer Weise, daß wir nichts weiter tun konnten, als uns von der Wut des Sturmes treiben zu lassen. Wir mußten täglich erwarten, daß das Schiff von den Wellen verschlungen würde, und keiner von uns hoffte noch, mit dem Leben davonzukommen.

In diesen schrecklichen Tagen verloren wir drei von unsern Leuten; einer starb am hitzigen Fieber, und ein anderer nebst dem Schiffsjungen wurde von einer Sturzwelle über Bord gespült. Als am zwölften Tage der Sturm sich ein wenig legte, stellte der Kapitän fest, daß wir uns an der Küste von Guayana, im Norden von Brasilien, jenseits des Amazonenstroms und in der Nähe des Orinoko befanden. Darauf überlegte er mit mir, welchen Kurs er nun einschlagen sollte; denn das Schiff war leck und vom Sturm arg beschädigt. Der Kapitän war deshalb dafür, daß wir geradeswegs nach der brasilianischen Küste zurückkehrten. Dem widersetzte

ich mich entschieden. Aus der Seekarte ersahen wir, daß das nächste von Europäern bewohnte Land, wo wir unser Schiff wieder instand setzen konnten, die Karibischen Inseln seien. Und so beschlossen wir, nach Barbados zu steuern, das wir in fünfzehn Tagen zu erreichen hofften. Dort wollten wir unser Schiff ausbessern lassen und uns mit neuen Lebensmitteln versehen, um dann nach Afrika weiterzusegeln.

Daher änderten wir unsern Kurs und steuerten nach Westnordwest, um nach einer der englischen Inseln zu kommen, wo wir auf Hilfe rechnen konnten. Aber es sollte anders kommen, als wir dachten. Denn als wir uns unter dem 12. Grad nördlicher Breite befanden, überfiel uns ein neuer Sturm und trieb uns mit solcher Gewalt nach Westen, daß wir aus dem Bereich aller gesitteten Völker verschlagen wurden und in Gefahr gerieten, von den Wilden gefressen zu werden, falls uns die See verschonte.

In dieser Not schrie eines Morgens, während der Wind noch immer heftig wehte, einer von unsern Leuten: „Land!"

Kaum aber waren wir auf das Verdeck geeilt, um zu sehen, wo wir denn eigentlich wären, so saß unser Schiff auch schon auf einer Sandbank fest. Die Wogen schlugen derart über das Schiff, daß wir alle glaubten, wir würden auf der Stelle umkommen. Jeder von uns flüchtete wieder in seine Kajüte, um sich vor den wildschäumenden Wellen zu schützen.

Schrecken und Verwirrung hatten sich unser aller bemächtigt. Wir wußten nicht, wo wir uns befanden, und ob das Land, an das wir getrieben waren, Insel oder Festland und ob es bewohnt oder unbewohnt sei. Da der Sturm noch immer sehr wütete, so mußten wir befürchten, das Schiff werde in Trümmer gehen, wenn nicht wie durch ein Wunder der Wind plötzlich umschlage. So saßen wir denn, und einer schaute den andern an, und erwarteten jeden Augenblick den Tod. Ganz gegen unsere Erwartung aber machten wir die Wahrnehmung, daß das Schiff noch nicht zerbarst, und nach der Versicherung des Kapitäns begann auch der Sturm ein wenig nachzulassen. Trotzdem befanden wir uns in einer traurigen Lage. Unser Schiff saß zu fest auf der Sandbank, als daß wir hoffen durften, es wieder flott zu machen. Es blieb uns daher nichts weiter übrig, als darauf zu sinnen, wie wir nur das nackte Leben retten könnten.

Von den zwei Booten, die wir an Bord gehabt hatten, war das eine

gleich zu Anfang des Sturmes losgerissen und fortgetrieben worden. Das andere ließen wir nun mit unsäglicher Mühe über Bord, sprangen hinein, ließen es schießen und befahlen uns alle der Gnade Gottes und dem Erbarmen des Meeres.

Aber nun wurde unsere Lage erst recht schrecklich. Das Meer ging nämlich so hoch, daß wir bald einsahen, unser Boot würde sich nicht halten können und wir würden alle unvermeidlich ertrinken müssen. Ein Segel konnten wir nicht aufziehen, weil wir keins hatten, und wenn wir auch eins gehabt hätten, so hätten wir doch nichts damit anfangen können. Wir ruderten deshalb aus Leibeskräften dem Lande zu, wenn auch schweren Herzens, als ginge es zum Hochgericht. Denn wir wußten wohl, daß das Boot, sobald es an die Küste herankam, von der Brandung in tausend Stücke zerschellt werden müsse. Wir befahlen aber unsere Seelen Gott, und da der Wind uns ohnehin nach dem Lande trieb, so beschleunigten wir noch unsern Untergang mit eigenen Händen.

Wir wußten nicht, ob die Küste aus Felsen oder aus Sand bestehe und ob sie steil oder flach sei. Die einzige Hoffnung, die uns noch winkte, war die Aussicht, daß wir vielleicht die Einfahrt in eine Bai oder eine Flußmündung finden könnten. Aber je mehr wir uns der Küste näherten, desto mehr schwand auch diese Hoffnung dahin; denn nichts von alledem war zu sehen, und das Land schien uns noch schrecklicher zu sein als das Meer.

Nachdem wir etwa anderthalb Meilen so vom Winde fortgetrieben waren, kam uns plötzlich eine wütende, haushohe Woge entgegen. Sie packte uns mit solcher Wucht, daß das Boot sogleich umkippte und wir alle ins Meer stürzten. Kaum daß wir noch: „O Gott!" ausrufen konnten, so waren wir schon sämtlich von der Woge verschlungen.

Fünfzehntes Kapitel / Robinson wird auf eine einsame Insel verschlagen

Ich bin nicht imstande, die Verwirrung meiner Gedanken zu schildern, die ich beim Untersinken empfand. Ich schwamm zwar sehr gut, doch vermochte ich mich nicht so weit aus der Woge herauszuarbeiten, daß ich hätte Atem schöpfen können. Erst als die Woge, die mich eine ganze Strecke

nach der Küste zu getragen hatte, wieder zurückflutete, ließ sie mich halbtot auf dem fast trockenen Strande zurück.

Ich hatte noch so viel Geistesgegenwart, daß ich mich aufraffte und versuchte, soweit als möglich nach dem Ufer hinzugelangen, ehe eine andere Welle kam und mich wieder zurückschleudern konnte. Aber umsonst! Schon sah ich eine neue Woge haushoch und gleich einem wütenden Feinde hinter mir herstürzen, und es fehlte mir an Kraft, dagegen anzukämpfen. Das einzige, was ich tun konnte, war, den Atem anzuhalten und mich, so gut es ging, über Wasser zu halten. Zugleich war ich darauf bedacht, daß die Welle, die mich ein großes Stück weiter dem Ufer zuführte, mich beim Zurückfluten nicht wieder mit fortreißen möchte.

Die neue Woge riß mich sofort wieder 20 bis 30 Fuß in die Tiefe. Ich fühlte, wie sie mich mit ungeheurer Gewalt und Schnelligkeit nach der Küste warf. Schon war ich dem Ersticken nahe, als ich merkte, daß ich wieder emportauchte und mit Hand und Kopf aus dem Wasser hervorragte. Obwohl es nur kaum zwei Sekunden währte, so genügte es doch, um mir neue Luft uud neuen Mut einzuflößen. Dann wurde ich abermals von den Wellen überspült, doch nicht länger, als ich's auszuhalten vermochte.

Als ich nun sah, daß die Woge ihre Kraft erschöpft hatte und wieder zurückflutete, drängte ich vorwärts und fühlte bald Grund unter meinen Füßen. Ein paar Augenblicke blieb ich stehen, um Atem zu schöpfen, dann aber lief ich mit allen Kräften dem Ufer zu. So gelang es mir, den wütenden Wellen immer weiter zu entrinnen. Noch zweimal überholten sie mich, doch hoben sie mich jedesmal empor und trugen mich der hier sehr flachen Küste zu.

Die letzte dieser Wellen hätte mir sehr leicht verhängnisvoll werden können; denn sie warf mich mit solcher Wucht gegen einen Felsen, daß ich die Besinnung verlor und ganz hilflos liegen blieb. Wäre jetzt sogleich wieder eine Welle gekommen, so würde ich sicherlich ertrunken sein. Zum Glück aber kam ich kurz vor der Rückkehr der Woge wieder zu mir und beschloß, mich diesmal lieber an einem Vorsprung des Felsens festzuklammern, bis das Wasser wieder zurückgeströmt sei. Dies gelang mir denn auch, da die Wellen nicht mehr so hoch gingen wie vorher, weil es schon dicht am Lande war. Und so nahm ich denn einen neuen Anlauf, der mich der

Küste so nahe brachte, daß die nächste Woge mich nicht mehr fortzureißen vermochte. Endlich gelangte ich ans feste Land, wo ich nun freudigen Herzens die Klippen erkletterte und mich, frei von aller Gefahr, im Grase niederließ.

So war ich glücklich aus den Meeresfluten errettet und wohlbehalten am Ufer angekommen. Ich hob meine Augen zum Himmel empor und dankte Gott für die Erhaltung meines Lebens. Mit emporgehobenen Händen und hocherfreut über meine Rettung ging ich am Ufer auf und ab. Auch dachte ich an meine Gefährten, die wahrscheinlich alle ertrunken waren, und daß außer mir wohl keine lebende Seele gerettet sei. Wenigstens habe ich keinen von ihnen jemals wieder zu sehen bekommen noch ein Zeichen von ihnen entdeckt, außer drei Hüten, einer Mütze und zwei nicht zusammengehörigen Schuhen, die die Wellen später ans Land spülten.

Dann blickte ich mich um nach dem gestrandeten Schiff; doch die Brandung und das Schäumen des Wassers war noch so stark und die Entfernung so groß, daß ich es nicht sehen konnte. Unwillkürlich rief ich aus: „Mein Gott, wie ist es nur möglich gewesen, daß ich die Küste erreicht habe!"

Nachdem ich mich so eine Zeitlang über meine wunderbare Rettung gefreut hatte, begann ich mich umzuschauen, in was für einer Gegend ich mich denn eigentlich befinde und was ich zunächst zu tun habe. Da sank mir nun bald wieder der Mut, und ich erkannte, daß meine Errettung auch ihre furchtbare Seite habe. Ich war durchnäßt und hatte keine Kleider zum Wechseln, hatte weder etwas zu essen noch zu trinken, und so bot sich mir keine andere Aussicht, als Hungers zu sterben oder von wilden Tieren gefressen zu werden. Was mich aber am meisten bekümmerte, war, daß ich keine Waffen hatte, um irgendein Tier zu meiner Nahrung zu erjagen oder mich gegen wilde Tiere und Menschen zu schützen. Ich trug nichts weiter bei mir als ein Taschenmesser, eine Tabakspfeife und ein wenig Tabak in einem Beutel. Das war meine ganze Habe, und ich geriet darob in solche Verzweiflung, daß ich eine Zeitlang wie wahnsinnig hin und her lief.

Als nun gar die Nacht herankam, ward mir schrecklich angst zumute, und ich sann darüber nach, wo ich wohl am besten schlafen könnte. Was

sollte wohl aus mir werden, wenn es hier wilde Tiere gäbe, die ja, wie ich wußte, gerade des Nachts auf Beute auszugehen pflegen!

Da fiel mein Blick auf einen in der Nähe stehenden dicken, buschigen Baum, der wie eine Föhre aussah, aber mit Dornen besetzt war. Ich beschloß, die Nacht über auf dem Baume zuzubringen und dort den nächsten Tag abzuwarten. Da ich aber sehr durstig war, so ging ich ein kleines Stück von der Küste landeinwärts, um zu sehen, ob ich kein frisches Wasser zum Trinken finden könne. Zu meiner großen Freude entdeckte ich bald klares, süßes Wasser, und nachdem ich meinen Durst gelöscht und ein wenig Tabak in den Mund gesteckt hatte, um den Hunger abzuwehren, erstieg ich den Baum. Ich suchte mir dort eine Stelle aus, wo ich lagern konnte, ohne im Schlafe herunterzufallen. Dann schnitt ich mir noch einen handfesten Stock als Waffe und nahm meinen Sitz ein. Da ich grenzenlos müde war, so fiel ich auch sogleich in einen festen, erquickenden Schlaf.

Sechzehntes Kapitel / Robinson holt sich allerhand nützliche Dinge aus dem Wrack

Als ich erwachte war es heller Tag. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und der Sturm sich gelegt, so daß nun das Meer nicht mehr so wild tobte wie tags zuvor. Am meisten aber überraschte es mich, daß das Schiff während der Nacht von der Sandbank, auf der es gestrandet war, durch die Gewalt der Flut emporgehoben und fast bis an jene Klippe getrieben war, gegen die mich gestern die Woge geworfen hatte. Da nun diese Klippe nur etwa eine Meile von der Küste entfernt war und das Schiff noch aufrecht stand, so nahm ich mir vor, wenn irgend möglich, an Bord zu gehen, um mir wenigstens einige unentbehrliche Gegenstände zu verschaffen.

Nachdem ich von meiner Schlafstätte auf dem Baume herabgestiegen war, sah ich mich abermals um. Das erste, was ich da erblickte, war unser Boot. Es lag noch so, wie Wind und Wellen es auf den Strand geworfen hatten, etwa zwei Meilen rechts von mir. Soweit es möglich war, ging ich die Küste entlang, um zu ihm zu gelangen. Bald aber sah ich, daß ich es nicht erreichen konnte, da sich zwischen mir und dem Boot ein etwa eine halbe Meile breiter Meeresarm befand. Deshalb kehrte ich

Wir hatten noch einige Reserverahen an Bord, desgleichen zwei oder drei hölzerne Spieren und einige Reservemasten. Ich warf davon so viele über Bord, als ich der Schwere wegen nur bewältigen konnte, befestigte aber zuvor jeden dieser Balken mit einem Strick, damit sie nicht wegschwimmen konnten. Dann kletterte ich am Schiffe hinab, zog die Hölzer an mich heran und band sie an beiden Enden so fest wie möglich zusammen, so daß ein Floß daraus wurde. Nachdem ich nun ein paar kurze Bretter quer darübergelegt hatte, sah ich, daß ich zwar ganz gut darauf hin und her gehen konnte, daß mein Floß aber nicht imstande war, ein größeres Gewicht zu tragen, da seine Bestandteile zu leicht waren. Ich machte mich daher von neuem an die Arbeit. Mit der Zimmermannssäge schnitt ich einen von den großen Reservemasten der Länge nach in drei Teile und befestigte sie mit vieler Mühe und Anstrengung an meinem Floß. Die Hoffnung, mich dadurch mit dem zur Erhaltung meines Lebens Allernotwendigsten zu versehen, spornte mich an, daß ich mehr vollbrachte, als ich sonst vermocht hätte.

Jetzt war mein Floß stark genug, ein ansehnliches Gewicht zu tragen. Es fragte sich nun, was ich in erster Linie nehmen und wie ich die Ladung vor dem überschäumenden Salzwasser schützen sollte. Doch das kostete keine lange Überlegung. Ich warf alle Bretter und Bohlen, deren ich habhaft werden konnte, auf das Floß und legte sie kreuzweis übereinander. Dann nahm ich drei Matrosenkisten, brach sie auf, leerte sie und ließ sie auf das Floß hinab. Die erste füllte ich mit Lebensmitteln, als Zwieback, Reis, drei holländischen Käsen, fünf Stück geräucherten Ziegenfleisches, das uns auf dem Schiffe vorzugsweise zur Nahrung gedient hatte, und einem kleinen Rest europäischen Getreides, das wir als Futter für unterwegs geschlachtetes Geflügel mitgenommen hatten. Es bestand aus Gerste und Weizen, durcheinandergemischt; zu meinem großen Ärger aber bemerkte ich später, daß es größtenteils von den Ratten angefressen oder durch die Länge der Zeit verdorben war. An Getränken fand ich mehrere Flaschenfutterale, die unserm Kapitän gehört hatten. Sie enthielten verschiedene feine Liköre und fünf oder sechs Gallonen Arrak. Diese stellte ich frei auf das Floß; denn es war unnötig, sie in den Kisten unterzubringen.

Während ich so beschäftigt war, sah ich, daß die Flut zu steigen anfing. Zugleich bemerkte ich zu meinem Verdruß, daß sie mir Rock, Weste und Hemd, die ich am Strande zurückgelassen hatte, wegschwemmte; denn ich

Flußmündung befinde, die mir als Hafen dienen könnte, um mit meiner Ladung ans Land zu gelangen.

Wie ich's mir gedacht, so war es in der Tat. Bald zeigte sich vor mir eine kleine Einbuchtung, in die sich die Flut in starker Strömung ergoß. Nun lenkte ich mein Floß, so gut ich's konnte, um es mitten in die Strömung zu bringen. Dabei hätte ich allerdings beinahe wiederum Schiffbruch gelitten, und diesmal würde mir's wahrlich noch größeren Kummer bereitet haben. Da ich nämlich die Beschaffenheit der Küste nicht kannte, so geriet mein Floß mit dem einen Ende auf eine Sandbank, während das andere Ende tief ins Wasser tauchte. Es hätte nicht viel daran gefehlt, so wäre meine ganze Ladung abgerutscht und ins Wasser gefallen. Ich strengte mich aber aufs äußerste an, um dies zu verhüten, indem ich mich mit dem Rücken gegen die Kisten stemmte, damit sie auf ihrem Platze stehen blieben. Leider aber konnte ich nun das Floß trotz aller Anstrengung nicht losbringen, weil ich meinen Posten bei den Kisten nicht verlassen durfte. So stand ich fast eine halbe Stunde, bis das steigende Wasser das Floß etwas ins Gleichgewicht brachte, und noch ein wenig später, so wurde es wieder flott.

Ich stieß es nun mit dem Ruder ab und gelangte bald darauf in die Mündung eines kleinen Flusses, zwischen dessen engen Ufern die Flut sich in starker Strömung bewegte. Hier sah ich mich nach einem geeigneten Landungsplatze um; denn ich wollte nicht gern allzuweit flußaufwärts fahren. Ich hoffte nämlich, gelegentlich einmal ein Schiff auf dem Meere zu erspähen, und daher beschloß ich, der Küste so nahe wie möglich zu bleiben.

Endlich fand ich auf dem rechten Ufer der Flußmündung eine kleine Einbuchtung. Nach dieser lenkte ich mein Fahrzeug mit großer Mühe und Anstrengung, bis ich ihr so nahe kam, daß ich mit meinem Ruder den Grund berührte und geradeswegs einlaufen konnte. Jetzt aber wäre meine Ladung beinahe abermals zugrunde gegangen. Das Ufer fiel hier nämlich ziemlich steil ab, und wenn ich landen wollte, so mußte das eine Ende des Floßes so hoch und das andere Ende wieder so tief zu liegen kommen, daß dadurch meine ganze Ladung gefährdet wurde. Da blieb mir denn nichts weiter übrig, als abzuwarten, bis die Flut ihren höchsten Stand erreicht hatte. Währenddessen hielt ich das Floß mit meinem Ruder



Text siehe S. 51

fest und suchte es möglichst dicht an eine flache Uferstelle zu schieben, die voraussichtlich vom Wasser überflutet werden mußte. Sobald dies geschehen war, trieb ich das Floß auf jene flache Stelle und befestigte es dort, indem ich an jedes Ende ein Ruder als Pfahl in die Erde steckte. So blieb ich liegen, bis das Wasser sich verlief und mein Floß samt der Ladung wohlbehalten auf dem Ufer zurückließ.

Siebzehntes Kapitel / Robinson sieht sich auf der Insel um

Es war jetzt meine nächste Aufgabe, die Gegend in Augenschein zu nehmen und einen Platz auszusuchen, wo ich mich niederlassen und wo ich meine Habe am sichersten unterbringen könnte. Ich wußte nämlich noch nicht, ob ich mich auf dem Festlande oder auf einer Insel befand, ob die Gegend bewohnt oder unbewohnt war, und ob es hier wilde Tiere gab oder nicht.

Etwa eine Meile von mir entfernt lag ein Hügel, der steil emporstieg und einen sich ihm im Norden anschließenden Höhenzug überragte. Ich nahm nun eine von den Vogelflinten, eine Pistole und ein Pulverhorn, und so bewaffnet marschierte ich der Spitze des Hügels zu. Nachdem ich mit großer Mühe und Anstrengung oben angelangt war, sah ich zu meiner tiefsten Betrübnis, daß ich mich auf einer Insel befand. Kein Land war ringsumher zu erblicken. Nur zwei Klippen ragten in ziemlicher Entfernung hervor, und etwa drei Meilen westwärts lagen zwei kleinere Inseln.

Ich bemerkte ferner, daß meine Insel unangebaut war, und ich hatte daher guten Grund, anzunehmen, daß sie auch unbewohnt war. Von wilden Tieren fand ich ebenfalls keine Spur. Nur eine Menge mir unbekannter Vögel nahm ich wahr. Auf meinem Rückwege schoß ich einen großen Vogel, den ich auf einem Baume am Rande des Waldes sitzen sah. Das mochte wohl der erste Schuß sein, der hier seit Erschaffung der Welt vernommen wurde. Denn kaum hatte ich ihn abgefeuert, so erhoben sich aus allen Teilen des Waldes Scharen von Vögeln der verschiedensten Arten, die wild durcheinander schrien und krächzten. Es war aber keine mir bekannte Art darunter. Der von mir erlegte Vogel schien dem Ge-

schlecht der Falken anzugehören; wenigstens glich er ihnen in der Färbung und der Form des Schnabels, während seine Krallen nicht größer waren als bei andern Vögeln. Mit seinem Fleische aber war mir nichts gedient.

Mit den Ergebnissen meiner Entdeckungsreise zufrieden, kehrte ich nach meinem Floß zurück. Ich machte mich nun daran, meine Ladung ans Land zu bringen. Damit verging der Rest des Tages. Noch aber wußte ich nicht, wo ich übernachten sollte; denn trotzdem ich nichts Besorgniserregendes gefunden hatte, fürchtete ich mich doch, auf bloßer Erde zu schlafen. Darum verbarrikadierte ich mich, so gut es ging, mit den Kisten und Brettern, die ich ans Land geschafft hatte, und baute mir daraus eine Art Hütte zum Nachtlager.

Achtzehntes Kapitel / Robinson holt sich eine zweite Ladung aus dem Wrack und errichtet sich ein Zelt

Ich bedachte nun, daß ich mir noch eine ganze Menge nützlicher Sachen aus dem Schiffe holen könnte, so besonders von dem Tau- und Segelwerk u. dgl. Daher beschloß ich, gleich am nächsten Tage eine zweite Reise dahin zu unternehmen, ehe der erste beste Sturm das Wrack völlig zertrümmern würde. Dann überlegte ich, ob ich zu dem Zweck mein altes Floß wieder benutzen sollte. Das erschien mir aber untunlich, und ich beschloß, mich dem Wrack wieder ebenso wie das erstemal zu nähern, nämlich zur Zeit der Ebbe hinüberzuschwimmen.

So tat ich denn auch, nur mit dem Unterschied, daß ich mich diesmal schon in meiner Hütte entkleidete und nichts weiter anbehielt als ein kariertes Hemd, meine leinenen Beinkleider und ein Paar leichte Schuhe ohne Absätze. Ich schwamm nun an das Wrack heran und stellte mir dort zunächst ein neues Floß her. Doch baute ich es diesmal, durch die Erfahrung belehrt, nicht so plump und belud es auch nicht so schwer wie das erstemal. Trotzdem nahm ich wieder manche für mich sehr nützliche Dinge mit. So fand ich im Magazin des Zimmermanns mehrere Beutel voll Nägel und Stifte, einen großen Bohrer, etwa anderthalb Dutzend Beile und endlich einen höchst wichtigen Gegenstand — einen Schleifstein. Ferner nahm ich mehrere Gegenstände mit, die dem Geschütz-

meister gehört hatten, z. B. ein paar eiserne Brechstangen, zwei Fäßchen Flintenkugeln, sieben Musketen, noch eine Vogelflinte, sowie einen kleinen Vorrat Pulver und einen großen Beutel mit Schrot. Außerdem eignete ich mir sämtliche Kleidungsstücke an, die ich nur finden konnte, ferner ein Baumsegel, eine Hängematte und etwas Bettzeug. Mit allen diesen Dingen belud ich mein Floß und brachte es zu meiner großen Freude glücklich ans Ufer.

Ich war ein wenig ängstlich gewesen, daß während meiner Abwesenheit meine am Lande zurückgelassenen Lebensmittel von irgend welchen Tieren aufgezehrt sein möchten. Aber ich fand bei meiner Rückkehr keinerlei Spuren eines Gastes. Nur ein Tier, einer Wildkatze ähnlich, sah ich auf einer meiner Kisten sitzen. Als ich mich ihm näherte, lief es eine kleine Strecke fort, blieb dann aber stehen und starrte mich neugierig an. Ich zielte mit dem Gewehr nach ihm, aber es machte keine Miene, fortzugehen. Hierauf warf ich ihm ein Stück Zwieback hin, obwohl ich nicht sehr freigebig damit sein durfte, da mein Vorrat nicht allzu groß war. Das Tier lief sogleich darauf zu, beroch es, fraß es auf und sah mich dann blinzelnd an, als verlange es noch mehr. Ich mußte jedoch auf eine weitere Gabe verzichten. Als es sah, daß nichts mehr von mir zu erwarten sei, lief es fort.

Nachdem ich auch meine zweite Ladung ans Land gebracht hatte, hätte ich am liebsten gleich die Pulverfässer geöffnet und den Inhalt der großen, schweren Fässer päckchenweise aufbewahrt. Ich hielt es aber doch für geratener, mir zunächst aus Segeltuch und einigen Pfählen ein Zelt zu errichten. Da hinein brachte ich alles, was durch Regen oder Sonnenhitze beschädigt werden konnte. Rund um das Zelt türmte ich sämtliche leeren Kisten und Fässer auf, um mich vor plötzlichen Überfällen von Menschen oder Tieren zu schützen. Sodann verrammelte ich den Eingang des Zeltes von innen durch ein paar Bretter, breitete ein Bett auf dem Boden aus, legte meine beiden Pistolen mir zu Häupten und meine Flinte mir zur Seite und ging dann zum erstenmal seit dem Schiffbruch wieder richtig zu Bett.

Ich schlief die ganze Nacht hindurch sehr ruhig; denn da ich in der vorigen Nacht nur wenig geschlafen und mich den Tag über abgearbeitet hatte, so war ich todmüde.

Neunzehntes Kapitel / Der Untergang des Wracks

Obgleich ich jetzt das größte Magazin von allen möglichen Gegenständen besaß, die wohl jemals ein einzelner Mensch um sich her aufgespeichert hat, so gab ich mich dennoch nicht damit zufrieden. Ich meinte nämlich, solange das gescheiterte Schiff noch in seiner Stellung verharrte, sei es meine Pflicht, daraus zu holen, was ich nur bekommen konnte. Deshalb begab ich mich an jedem Tage zur Zeit der Ebbe an Bord und holte mir, was mir irgend welchen Nutzen versprach.

Beim dritten Male brachte ich mir so viel Tauwerk mit, wie ich nur finden konnte, auch dünnere Stricke und Schnüre, ferner ein Stück Segeltuch, das zum Ausbessern der Segel bestimmt war, sowie das Fäßchen mit dem naß gewordenen Pulver. Die folgenden Male schaffte ich alle Segel, vom ersten bis zum letzten, mit herüber; doch mußte ich sie zerschneiden, da sie sonst zu schwer waren.

Am meisten aber freute es mich, daß ich, nachdem ich schon fünf oder sechs solcher Fahrten gemacht hatte, noch ein großes Faß mit Zwieback, ferner drei Fäßchen voll Rum, eine Schachtel mit Zucker und ein Fäßchen feines Mehl entdeckte. Ich entleerte nun das große Faß hurtig seines Inhalts, hüllte den Zwieback, ein Paket nach dem andern, in Segeltuch und brachte alles wohlbehalten ans Ufer.

Nachdem ich das Schiff aller beweglichen Sachen, die für mich Wert hatten, entledigt hatte, machte ich mich an die noch festsitzenden Teile. Das große Ankertau schnitt ich in mehrere Stücke, um es besser fortschaffen zu können. Auch alles Eisenwerk löste ich, soweit ich es erreichen konnte. Dann fällte ich den Fock- und den Brammast, riß das Holzwerk los und verfertigte daraus ein großes Floß, das ich mit allen jenen Gütern belud, und trat darauf die Rückfahrt an.

Aber jetzt begann mein Glück mir untreu zu werden; denn mein Floß war diesmal so schwerfällig und übermäßig belastet, daß ich es nicht so geschickt zu lenken vermochte wie die früheren. Und so schlug es auf einmal um und warf mich mitsamt der ganzen Ladung ins Wasser. Für mich war das zwar kein großes Unglück, da es nicht mehr weit von der Küste war. Aber von meiner Ladung ging der größte Teil verloren, vor allem das Eisen, von dem ich mir besonderen Nutzen versprochen hatte. Als

jedoch die Flut vorbei war, fischte ich die meisten Taustücke wieder aus dem Wasser. Ja, es gelang mir sogar, einen Teil des Eisens durch Tauchen wiederzubekommen, allerdings mit unendlicher Mühe. Doch auch nach diesem Vorfall begab ich mich immer wieder zu dem Wrack und nahm mit mir fort, was ich noch irgend erlangen konnte.

Ich war jetzt 13 Tage auf der Insel und hatte in dieser Zeit elfmal das Wrack besucht und alles weggeschafft, was ein einziges Paar Menschenhände nur fortzuschleppen imstande sind. Und wäre das Wetter ruhig geblieben, so würde ich wahrscheinlich das ganze Schiff, einen Teil nach dem andern, fortgeholt haben. Als ich mich aber anschickte, zum zwölften Male nach dem Wrack zu schwimmen, bemerkte ich, daß der Wind stärker zu werden begann. Trotzdem begab ich mich zur Zeit der Ebbe wieder an Bord.

Obwohl ich glaubte, die Kajüte gründlich durchsucht zu haben, so entdeckte ich doch noch darin eine Kiste mit Schubladen. In einer Schublade fand ich ein paar Rasiermesser, eine große Schere und zehn bis zwölf gute Messer und Gabeln. In einer andern aber lagen etwa 36 Pfund Sterling in europäischem und brasilianischem Gelde, ferner einige Piaster, teils in Gold, teils in Silber.

Bei dem Anblick des Geldes mußte ich bei mir selbst lächeln. „O, elender Plunder!" rief ich aus, „wozu bist du wohl nütze! Du bist nicht wert, daß ich dich vom Boden aufhebe! Eins von diesen Messern ist mir nützlicher als dieser ganze Haufen Geld. Ich habe für dich keine Verwendung. Bleib nur, wo du bist, und verdirb auf dem Grunde des Meeres wie ein Tier, das nicht der Mühe wert ist, gerettet zu werden!" Nach nochmaliger Überlegung nahm ich es aber doch mit und wickelte es in ein Stück Segeltuch.

Ich wollte mir dann wieder ein Floß herstellen. Als ich aber noch die Vorbereitungen dazu traf, sah ich, daß sich der Himmel bezog. Der Wind begann stärker zu wehen, und nach einer Viertelstunde blies eine recht frische Brise vom Lande her. Ich sah ein, daß es eine ganz unnütze Arbeit sei, bei solchem Gegenwinde ein Floß zu bauen, und daß ich das Wrack noch vor Beginn der Flut verlassen müsse, wenn ich überhaupt wieder ans Ufer gelangen wolle. Darum sprang ich rasch entschlossen ins Wasser und schwamm nach der Küste. Und das wurde mir schon schwer

genug wegen des Gewichts des Geldes und der andern Sachen, die ich bei mir trug, und wegen des hohen Wellenganges. Denn der Wind wuchs beständig, und ehe die Flut ihren Höhepunkt erreicht hatte, war er zum Sturm geworden.

Ich war inzwischen glücklich nach meinem Zelte zurückgekommen und lag hier, von allen meinen Schätzen umgeben, wohlgeborgen. Während der ganzen Nacht brauste der Sturm, und als ich am andern Morgen Ausschau hielt, war nichts mehr von dem Wrack zu erblicken. Zuerst war ich ein wenig erschrocken. Dann aber tröstete ich mich damit, daß ich keine Zeit und Mühe versäumt hatte, um von dem Wrack zu retten, soviel mir möglich war.

Ich ließ daher den Gedanken an das Wrack und seinen Inhalt fahren. Nur zuweilen regte sich in mir die Hoffnung, noch das zu retten, was vielleicht vom Winde an den Strand getrieben werden würde. In der Tat geschah das später mit einigen Trümmern, die aber nur von geringem Nutzen für mich waren.

Zwanzigstes Kapitel / Robinson gründet sich einen befestigten Wohnsitz

Meine Gedanken waren jetzt vorwiegend darauf gerichtet, wie ich mich gegen die Wilden, falls sich solche zeigen sollten, oder gegen wilde Tiere, falls es solche auf der Insel gäbe, am besten schützen könnte. Sollte ich mir eine Höhle graben oder lieber einen befestigten Wohnsitz über der Erde bauen? Nach sorgfältiger Überlegung entschloß ich mich, beides zu tun.

Ich sah bald ein, daß der Platz, auf dem ich mein Zelt errichtet hatte, zu einer Niederlassung nicht geeignet war; denn er lag zu nahe am Meere und war daher sumpfig und feucht. Auch fehlte es an frischem Wasser in der Nähe. Ich entschloß mich daher, einen geeigneteren Platz ausfindig zu machen.

Zunächst überlegte ich mir, was ich alles bei der Wahl eines neuen Wohnsitzes zu berücksichtigen habe. „Vor allem", sagte ich mir, „kommt es auf eine gesunde Lage und frisches Wasser an. Sodann muß ich auf Schutz vor der Sonnenhitze bedacht sein. Sehr wichtig ist auch eine genügende Sicherheit vor wilden Geschöpfen, Menschen oder Tieren. End-

lich ist mir auch noch viel daran gelegen, von meiner Wohnung aus einen freien Ausblick auf das Meer zu haben, damit ich, falls Gott ein Schiff in meine Nähe führen sollte, die Gelegenheit zu meiner Rettung nicht versäume." Denn ich hatte die Hoffnung auf Erlösung von der Insel noch keineswegs aufgegeben.

Bei dem Suchen nach einer geeigneten Stelle fand ich endlich einen kleinen ebenen Platz, der neben einem felsigen Hügel lag, dessen vordere Seite steil und haushoch war, so daß von seiner Spitze so leicht keiner zu mir herunterkommen konnte. An der Seite des Hügels befand sich eine Höhlung wie der Eingang zu einem Keller; aber die Vertiefung setzte sich dahinter nicht weiter fort.

Ich beschloß, auf der grünen Fläche unmittelbar vor dieser Felsenhöhlung mein Zelt zu errichten. Der Platz war nicht mehr als 100 Ellen breit und etwa doppelt so lang. Er lag wie eine Wiese vor meiner Tür und fiel allmählich nach der Küstenniederung hin ab. Da er sich an der Nordwestseite des Hügels befand, so war er auch vor der Tageshitze geschützt, bis die Sonne nach Südwesten herumkam, was aber in jener Gegend erst kurz vor Sonnenuntergang der Fall ist.

Ehe ich jedoch mein Zelt aufschlug, zog ich vor der Höhlung des Felsens einen Halbkreis von ungefähr 10 Ellen Halbmesser von dem einen Endpunkte des Felsens bis zum andern. In diesem Halbkreise errichtete ich zwei Reihen starker Pfähle, die ich so tief in den Erdboden trieb, daß sie fest wie Pfeiler standen. Sie ragten etwa fünfeinhalb Fuß aus der Erde empor und waren oben zugespitzt. Die beiden Reihen standen nur etwa sechs Zoll voneinander entfernt.

Darauf nahm ich die von mir auf dem Schiff abgeschnittenen Tauenden und schichtete sie zwischen den beiden Pfeilerreihen bis obenhin auf. Dann schlug ich von innen noch andere Pfähle schräg in die Erde, die sich, etwa zweieinhalb Fuß hoch, wie Strebepfeiler gegen die andern lehnten. Nun war die Umzäunung so stark, daß weder Menschen noch Tiere sie zu durchbrechen oder zu übersteigen vermochten. Doch kostete mich das alles sehr viel Zeit und Anstrengung. Besonders mühsam war es, die vielen Pfähle im Walde zu fällen, sie an Ort und Stelle zu schaffen und in die Erde zu treiben.

Als Eingang zu dem so befestigten Platze diente mir nicht etwa eine

Tür, sondern eine kurze Leiter, vermittelst deren ich den Zaun überstieg. Befand ich mich oben, so zog ich die Leiter hinter mir her und war so, wie ich glaubte, gegen jedermann gesichert. Und so schlief ich auch des Nachts sorglos, was ich sonst wohl nicht gekonnt hätte. Indes sah ich später ein, daß alle diese Vorsichtsmaßregeln unnötig gewesen wären.

In diese Festung schaffte ich nun mit unsäglicher Mühe alle meine Schätze, Lebensmittel, Munition, Werkzeug und was ich sonst noch besaß. Sodann errichtete ich mir ein großes Zelt, und zwar ein doppeltes, um vor heftigen Regengüssen geschützt zu sein. Oben bedeckte ich es außerdem noch mit einem Stück geteerter Leinwand, die ich unter den Schiffssegeln gefunden hatte. In das Zelt brachte ich alle meine Vorräte, die keine Nässe vertragen konnten. Statt in dem mit ans Land gebrachten Bette schlief ich von jetzt an in einer Hängematte, die früher dem Kapitän gehört hatte.

Hierauf machte ich mich daran, die Höhlung in dem Felsen zu erweitern, um sie als Speisekammer benutzen zu können. Alle Erde und Steine, die ich herausgrub, schaffte ich durch mein Zelt hindurch und häufte sie innerhalb der Umzäunung terrassenförmig auf, so daß der Erdboden dadurch um etwa anderthalb Fuß erhöht wurde. So gewann ich gleich hinter meinem Zelte eine Höhlung, die mir als Keller diente. Doch bedurfte es vieler Zeit und Mühe, bis das alles vollendet war.

Einundzwanzigstes Kapitel / Robinson bringt sein Pulver in Sicherheit und erlegt zwei Ziegen

Als ich noch mit der Herstellung meines Kellers beschäftigt war, erhob sich eines Tages ein starkes Gewitter. Dicke Wolken türmten sich auf, und ein tüchtiger Regenschauer prasselte herab. Aus dem dunklen Gewölk zuckte plötzlich ein greller Blitzstrahl jäh vor mir hernieder, und ein heftiger Donnerschlag folgte. Aber mehr noch als von Blitz und Donner wurde ich durch den Gedanken erschreckt, der mir dabei blitzschnell durch den Kopf schoß: „O weh, mein Pulver!“ Das Herz bebte mir vor Angst, daß ein einziger Blitzstrahl meinen ganzen Pulvervorrat vernichten könnte, von dem doch nicht nur meine Verteidigung, sondern auch meine künftige Ernährung abhing. An die Lebensgefahr, in der ich selber dabei schwebte, dachte ich

weniger, obwohl ein Funke, der ins Pulverfaß fiel, mich ja gleichfalls vernichtet haben würde.

Dies Ereignis machte auf mich einen so gewaltigen Eindruck, daß ich, sobald das Unwetter vorüber war, alles andere stehen und liegen ließ und mich daran machte, Beutel und Kästchen anzufertigen, um das Pulver darin abgesondert zu verwahren; denn ich hoffte, wenn wirklich einmal etwas passieren sollte, so würde es doch wenigstens nicht alles auf einmal vom Feuer entzündet werden. Diese Arbeit dauerte etwa vierzehn Tage, und mein Pulver, das insgesamt 240 Pfund wog, war damit in nicht weniger als hundert Päckchen verteilt. Von dem Fäßchen, das durch das Wasser beschädigt worden war, fürchtete ich keine Gefahr, und ich stellte es deshalb in meine Küche, wie ich meinen Keller auch wohl zu nennen pflegte. Das übrige aber verbarg ich einzeln in Löchern unter dem Felsen, so daß es nicht naß werden konnte, und bezeichnete mir genau die Plätze, wo ich es aufbewahrte.

Diese Beschäftigungen unterbrach ich jeden Tag durch Pausen, in denen ich wenigstens einmal mit meiner Flinte ausging, teils zu meinem Vergnügen, teils um zu sehen, ob ich nicht etwas Eßbares für mich erlegen könnte. Gleichzeitig beabsichtigte ich dabei, mich mit dem, was die Insel hervorbrachte, soviel wie möglich bekannt zu machen. Gleich das erstemal, als ich ausging, entdeckte ich, daß es auf der Insel eine Art Ziegen gab. Sie zeigten sich jedoch so scheu, schlau und schnellfüßig, daß ihnen nur mit der allergrößten Schwierigkeit beizukommen war. Dennoch gab ich die Hoffnung nicht auf, daß es mir gelingen würde, hin und wieder eine von ihnen zu erlegen. Bei der Verfolgung ihrer Fährten beobachtete ich, daß sie jedesmal mit größtem Schrecken davoneilten, wenn sie, von den Felsen herablugend, mich unten im Tale erblickten; wenn sie jedoch im Tale weideten und ich mich auf dem Felsen befand, so schienen sie mich gar nicht zu beachten. Daraus schloß ich, daß sie wegen der Stellung ihrer Augen ihren Blick nur zur Erde richten und Gegenstände über ihnen nicht gut wahrnehmen könnten. Deshalb suchte ich ihnen künftig nur noch von den Felsen aus beizukommen, und bald fand ich häufiger Gelegenheit Beute zu machen.

Schon bei dem ersten Schuß, den ich auf die im Tale weidenden Tiere abfeuerte, erlegte ich eine Ziege. Es war ein weibliches Tier, das ein

junges Zicklein bei sich hatte. Das tat mir sehr leid. Als nun die Alte tot niederstürzte, blieb das Junge still bei ihr stehen, bis ich herankam und die Alte aufhob. Ja, als ich das alte Tier auf den Schultern forttrug, folgte mir das Zicklein bis an meine Umzäunung. Hier legte ich die Ziege nieder, nahm das Zicklein auf die Arme und trug es über die Einfriedigung; denn ich hoffte, es aufziehen und zähmen zu können. Da es aber nicht fressen wollte, so war ich leider gezwungen, es gleichfalls zu töten. Die beiden Tiere versorgten mich auf längere Zeit mit Fleisch, da ich nur wenig aß und mit meinen Vorräten so sparsam wie möglich umging.

Zweiundzwanzigstes Kapitel / Robinson stellt Betrachtungen über seine Lage an und macht sich einen Kalender

Ehe ich weiter davon berichte, wie ich mich in meiner Wohnung häuslich einrichtete, muß ich zunächst noch angeben, welche verschiedenartigen Gedanken mir in jener Zeit durch den Kopf gingen.

Die Aussichten meiner Lage waren sehr trübe. Ich war nur durch einen heftigen Sturm an dies Eiland verschlagen, das wohl Hunderte von Meilen von der gewöhnlichen Verkehrsstraße entfernt lag. Und so hatte ich guten Grund, anzunehmen, daß ich nach dem Ratschluß des Himmels in dieser abgelegenen Gegend auf trostlose Weise mein Leben beschließen sollte.

So oft ich diesen Gedanken nachhing, rannen mir die Tränen über das Gesicht. Zuweilen haderte ich sogar mit der Vorsehung darüber, daß sie ihre Geschöpfe so ins Verderben führe und so elend mache, daß man ihr für die Erhaltung eines solchen Lebens kaum dankbar sein könne.

Dann aber machte ich mir wieder Vorwürfe über derartige Gedanken. Besonders einmal, als ich mit dem Gewehr in der Hand am Ufer dahin wandelte und ähnliche Betrachtungen anstellte, zeigte mir meine Vernunft tadelnd die Kehrseite meiner Lage. „Gewiß," rief sie mir zu, „du bist in einer verzweifelten Lage. Aber nun denk auch einmal daran, wie es deinen Gefährten ergangen ist! Seid ihr nicht euer elf ins Boot gestiegen? Wo sind nun die zehn? Warum wurden sie nicht gerettet und du gingst zugrunde? Weshalb bist gerade du unter ihnen auserlesen? Ist es nicht besser, hier zu sein als dort unten in den Fluten? Man muß bei jedem

Übel an das Gute denken, das uns noch geblieben ist, und an das Schlimmere, das leicht hätte folgen können."

Dabei fiel mir ein, wie gut doch für meinen Lebensunterhalt gesorgt sei, und wieviel schlimmer meine Lage gewesen wäre, wenn nicht zufällig das Schiff von der Stelle, wo es gestrandet war, sich der Küste soweit genähert hätte, daß ich alle meine Sachen daraus zu holen vermochte. Was würde wohl mein Los gewesen sein, wenn ich auf der Insel so hätte weiterleben müssen, wie ich zuerst ans Ufer geworfen wurde! Was hätte ich vor allem ohne Flinte, ohne Pulver, ohne Werkzeug, ohne Kleider und Betten, ohne Zelt und sonstiges Obdach anfangen sollen! —

Nun aber will ich den traurigen Bericht über mein einsames Leben, wie es die Welt bis jetzt vielleicht noch nicht gekannt hat, in aller Ordnung fortführen.

Es war nach meiner Berechnung der 30. September, als ich den Fuß zum erstenmal auf das fürchterliche Eiland setzte, also zu jener Jahreszeit, in der bei uns die Sonne in der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche steht. Dort dagegen glühte sie senkrecht über meinem Scheitel.

Als ich mich etwa zehn oder zwölf Tage auf der Insel befand, fiel mir ein, daß ich aus Mangel an einem Kalender schließlich in der Zeitrechnung irre werden müsse und bald den Sonntag nicht mehr von den Werktagen würde unterscheiden können. Um das zu verhüten, nahm ich einen großen Pfahl, den ich zu einem Kreuze bearbeitete, und richtete ihn an der Stelle auf, wo ich zuerst gelandet war. Oben in die breite Fläche schnitt ich mit einem Messer die Inschrift:

„Hier bin ich am 30. September 1659 gelandet."

An den Seiten dieses viereckigen Pfahles machte ich täglich mit dem Messer einen Einschnitt, an jedem siebenten Tage einen doppelt so langen als an den übrigen und am ersten Tage jedes Monats wieder einen noch einmal so langen als an den Sonntagen. So richtete ich mir meinen Kalender ein oder meine Rechnung über die Wochen, Monate und Jahre.

Dreiundzwanzigstes Kapitel / Robinson richtet sich häuslich ein

Unter den zahlreichen Gegenständen, die ich von dem Wrack mitgebracht hatte, befanden sich auch mehrere Sachen von geringerem Wert, die

ich bisher noch nicht erwähnt habe, die aber doch nicht ohne Nutzen für mich waren. Hierzu gehörten unter anderm Federn, Tinte und Papier, mehrere Packen, die in dem Besitz des Kapitäns, des Steuermanns, des Stückmeisters und des Zimmermanns gewesen waren; ferner drei oder vier Zirkel, mehrere Kompasse, Ferngläser, Seekarten und Bücher über Schiffahrt. Alle diese Dinge hatte ich eiligst zusammengerafft, ohne viel darüber nachzudenken, ob ich sie jemals würde brauchen können oder nicht. Auch drei sehr gute Bibeln waren mir in die Hände gefallen, die ich mit meinen Sachen aus London erhalten und mit aufs Schiff genommen hatte.

Ferner darf ich nicht unerwähnt lassen, daß wir auch einen Hund und zwei Katzen mit an Bord unseres Schiffes gehabt hatten, von denen ich im Verlauf meiner Geschichte noch mehr erzählen werde. Die beiden Katzen hatte ich ebenfalls an mich genommen. Der Hund aber war gleich am ersten Tage, an dem ich eine Ladung von dem Wrack geholt hatte, von selbst aus dem Schiff gesprungen und mir nachgeschwommen. Er war mir viele Jahre hindurch ein treuer Gefährte, trug und apportierte mir alles mögliche und leistete mir Gesellschaft, so gut er's vermochte. Ich hätte nur noch gewünscht, daß er auch hätte sprechen können; aber das war ja unmöglich.

Trotzdem ich nun so viele Gegenstände um mich aufgehäuft hatte, mußte ich doch auch manche Dinge entbehren. So fehlte mir z. B. eine Hacke, ein Spaten und eine Schaufel zum Ausheben und Fortschaffen der Erde; ferner Nähnadeln, Stecknadeln und Zwirn. Was leinene Wäsche anbetraf, so gewöhnte ich mich bald, sie zu entbehren.

Der Mangel an geeigneten Gerätschaften erschwerte mir natürlich meine Arbeit sehr, und es dauerte fast ein Jahr, bis ich die Einzäunung meiner Wohnung völlig fertig hatte. Die Pfähle, die ich so stark aussuchte, wie ich sie nur irgend tragen konnte, nahmen allein schon viel Zeit zum Fällen, Herrichten und Forschaffen in Anspruch. Zuweilen brauchte ich zwei Tage, um nur eine von diesen Palisaden fertig an Ort und Stelle zu schaffen, und einen dritten Tag, um sie in die Erde zu rammen. Hierzu bediente ich mich anfangs eines schweren Holzstücks; später nahm ich eine von meinen eisernen Brechstangen dazu. Trotzdem war es immer noch eine mühsame und zeitraubende Arbeit, die Pfähle in der Erde zu befestigen.

Aber was lag daran, daß ich soviel Zeit zu meiner Arbeit gebrauchte? Besaß ich doch deren im Überfluß! Denn soweit ich's vorläufig übersehen

konnte, blieb mir nach Vollendung meiner häuslichen Einrichtung nichts weiter zu tun übrig, als die Insel täglich nach Lebensmitteln zu durchstreifen, was ich ohnehin schon jetzt fast alle Tage tat.

Nachdem ich nun endlich jene Umzäunung aus Pfählen und Tauwerk vollendet hatte, errichtete ich noch aus Rasenstücken rings um die Außenseite einen etwa zwei Fuß starken Wall davor. Einige Zeit später, ich glaube nach etwa anderthalb Jahren, stemmte ich von diesem Wall aus noch Holzstücke als Sparren gegen den Felsen und bedeckte sie mit Baumzweigen u. dgl., um den Regen abzuhalten, der während gewisser Jahreszeiten sehr heftig war.

Meine Güter hatte ich sämtlich in diese Einhegung und in die dahinter befindliche Höhle gebracht. Anfangs hatten sie dort nur einen unordentlichen Haufen gebildet und den ganzen Raum in Anspruch genommen, so daß ich mich kaum darin rühren konnte. Deshalb hatte ich mich daran gemacht, die Höhlung zu erweitern und tiefer in den Felsen hineinzuarbeiten. Dieser bestand aus lockerem Sandstein und gab leicht nach. So arbeitete ich mich allmählich ganz durch den Felsen hindurch und bekam dadurch eine Ausgangstür nach der Außenseite meiner Festung. Zugleich aber gewann ich Platz, um meine Habseligkeiten besser unterzubringen.

Nun begann ich mit der Anfertigung derjenigen Gegenstände, deren ich am nötigsten bedurfte, nämlich eines Tisches und Stuhles. Denn ohne diese Gegenstände fühlte ich mich in meiner Wohnung nicht behaglich. Ich konnte weder mit Bequemlichkeit essen, noch schreiben oder dergleichen Beschäftigungen vornehmen.

So machte ich mich denn an die Arbeit. Ich hatte niemals zuvor in meinem Leben ein Werkzeug in den Händen gehabt. Trotzdem erkannte ich bald, daß es mir durch Fleiß, Ausdauer und Scharfsinn möglich sein würde, alles, was ich brauchte, selber anzufertigen, besonders mit den richtigen Werkzeugen. Obgleich ich nun längst nicht alle die Werkzeuge eines Tischlers besaß, so stellte ich mir doch die verschiedensten Gegenstände lediglich mit einem Hobel und mit einer kleinen Axt her, freilich mit unendlicher Mühe. Wenn ich z. B. ein Brett brauchte, so blieb mir nichts weiter übrig, als einen Baum zu fällen und ihn mit der Axt von beiden Seiten solange zu behauen, bis ich ihn zur Dicke eines Brettes gebracht hatte, und ihn dann mit dem Hobel zu glätten. Auf diese Weise erhielt ich zwar aus dem ganzen Baume nur ein einziges Brett, doch es kostete

auch weiter nichts als eine ungeheure Menge Zeit und Arbeit. Aber meine Zeit und Mühe hatten ja nur geringen Wert, und sie waren so doch immerhin zweckmäßig verwendet.

Zunächst verfertigte ich mir also Tisch und Stuhl, und zwar benutzte ich dazu die kurzen Bretter, die ich aus dem Wrack geholt hatte. Nachdem ich mir nun auch einige größere Bretter in der oben erwähnten Weise hergestellt hatte, machte ich mir daraus große Börter, die ich längs der Seitenwände meiner Kellerhöhlung aufstellte, um meine Werkzeuge, Nägel und Eisensachen daraufzulegen und jeden Gegenstand an seinem bestimmten Platze zu haben. Hierauf schlug ich Pflöcke in die Felswand, um meine Gewehre u. dgl. daran aufzuhängen.

Meine Höhle sah jetzt aus wie ein großes Magazin aller möglichen Bedarfsgegenstände. Ich hatte alles so bequem zur Hand, daß es mir großes Vergnügen bereitete, meine Sachen in so vortrefflicher Ordnung und besonders meine Vorräte so wohlverwahrt zu wissen.

Damals fing ich auch an, ein Tagebuch zu führen und darin meine täglichen Beschäftigungen aufzuzeichnen. Im Anfang hatte es mir an Ruhe, besonders an Gemütsruhe, gefehlt, und mein Tagebuch würde in dieser Zeit mit vielen unerfreulichen Dingen angefüllt worden sein.

Erst nachdem ich einigermaßen Herr über meinen Kummer geworden war und meine Wohnung und häusliche Einrichtung einigermaßen in Ordnung gebracht hatte, begann ich mein Tagebuch. Ich will aus seinem kärglichen Inhalt hier einiges mitteilen, soweit meine Aufzeichnungen reichen; denn als meine Tinte zur Neige ging, mußte ich damit aufhören.

Vierundzwanzigstes Kapitel / Aus Robinsons Tagebuch

Den 4. November. Heute morgen fing ich an, mir meine Arbeitszeit regelmäßig einzuteilen. Die Morgenzeit bestimmte ich zu einem zwei- bis dreistündigen Ausgang mit der Flinte, falls es nicht regnete. Hierauf will ich jeden Tag bis gegen 11 Uhr arbeiten und dann essen, was ich gerade habe. Von 12 bis 2 Uhr gedenke ich mich zum Schlafen niederzulegen, da es um diese Zeit sehr heiß ist. Der Nachmittag soll dann wieder zur Arbeit bestimmt sein.

Den 5. November. Heute streifte ich mit meiner Flinte und dem Hunde umher und erlegte eine wilde Katze. Ihr Fell war sehr weich und schön; ihr Fleisch aber war unbrauchbar. Ich zog ihr das Fell ab, wie ich's mit allen erlegten Tieren zu tun pflege, und bewahrte es auf. Als ich zum Strande zurückkehrte, sah ich verschiedene Seevögel, die ich nicht kannte. Ganz besonders erstaunt und fast erschrocken war ich über ein paar Seehunde. Während ich sie aber noch betrachtete, stürzten sie sich ins Meer und entkamen mir für diesmal. — Die Arbeitszeit des heutigen Tages verwandte ich gänzlich auf die Anfertigung eines Tisches; denn es ging mir anfangs noch recht langsam mit der Arbeit.

Den 6. November. Nach meinem Morgenausgang machte ich mich von neuem an die Arbeit an meinem Tische und bekam ihn endlich fertig wenn auch noch nicht ganz zu meiner Zufriedenheit. Ich hoffe aber bald zu lernen, wie ich's besser mache.

Den 7. November. Es hat sich jetzt schönes Wetter eingestellt.

Den 7., 8., 9., 10. und einen Teil des 12. November (denn der 11. war ein Sonntag*) verwandte ich dazu, um mir einen Stuhl anzufertigen. Mit vieler Mühe brachte ich ein leidliches Gestell zustande. Dennoch gefiel es mir nicht, obwohl ich es während der Arbeit schon mehrere Male in Stücke geschlagen hatte.

Den 17. November. Heute begann ich die Kellerhöhlung hinter meinem Zelte zu erweitern, um Raum für eine bessere Ordnung zu schaffen. Dreierlei entbehrte ich sehr bei dieser Arbeit, nämlich eine Spitzhacke, eine Schaufel und einen Schiebkarren oder Korb zum Fortschaffen der Erde. Daher unterbrach ich meine Arbeit und überlegte erst, wie ich diesem Mangel wohl am besten abhelfen könne. Statt der Spitzhacke bediente ich mich der eisernen Brechstangen, die sich ganz gut dazu eigneten, obwohl sie ziemlich schwer waren. Für eine Schaufel oder einen Spaten habe ich keinen Ersatz, und doch kann ich ohne ein derartiges Gerät nichts Rechtes beschicken. Wie ich mir aber ein solches Ding beschaffen soll, weiß ich vorläufig noch nicht zu sagen.

---

*) Anmerkung. Schon bald versäumte ich es, meine Sonntage innezuhalten; denn da ich das Merkzeichen dafür an meinem Pfahl zu machen unterließ, vergaß ich, welches der betreffende Tag war.

Den 18. November. Beim Durchstreifen des Waldes fand ich einen Baum von ungefähr derselben Holzart, die man in Brasilien wegen ihrer außerordentlichen Härte Eisenholz nennt. Von diesem hieb ich mit großer Mühe, und indem ich beinahe meine Axt ruinierte, ein Stück ab und brachte es unter großer Anstrengung nach Hause; denn es war sehr schwer. Da das Holz furchtbar hart war, so dauerte es ziemlich lange, bis ich es zur Spatenform gestaltet hatte. Der Handgriff war genau so geformt, wie ich's früher in England gesehen hatte; das untere Ende aber war breiter und nicht mit Eisen beschlagen. Trotzdem hoffe ich, daß meine hölzerne Schaufel mir gute Dienste leisten wird.

Ich vermißte nun noch einen Korb oder einen Schubkarren. Einen Korb vermochte ich nicht anzufertigen, da es mir an Zweigen fehlte, die sich zum Flechten eigneten. Dagegen glaubte ich wohl einen Schubkarren herstellen zu können, wenn ich nur ein Rad dazu gehabt hätte. Ich gab daher das ganze Unternehmen auf und machte mir statt dessen eine Art Lehmkübel, wie ihn die Maurer zum Fortschaffen des Mörtels gebrauchen. Das gelang mir leichter als die Anfertigung der Schaufel.

Den 23. November. Nach Vollendung dieser Werkzeuge nahm ich meine frühere Arbeit wieder auf, meinen Keller so geräumig zu machen, daß er mir zugleich als Magazin, Küche und Eßzimmer dienen könne. Ich wohne nämlich für gewöhnlich in meinem Zelt; nur zuweilen nötigt mich der heftige Regen, im Keller meine Zuflucht zu suchen.

Den 10. Dezember. Ich hielt die Aushöhlung meines Kellers bereits für beendigt, als plötzlich auf der einen Seite eine große Masse von oben herabstürzte. Ich war darüber nicht wenig erschrocken; denn hätte ich mich gerade unter jener Stelle befunden, so hätte ich keinen Totengräber nötig gehabt. Ich werde nun einen beträchtlichen Teil meiner Arbeit noch einmal verrichten müssen; denn ich muß die herabgefallene Erde wieder entfernen und, was noch wichtiger ist, die Decke des Gewölbes stützen, damit sie mir nicht abermals einstürzt.

Den 11. Dezember. Ich machte mich heute sogleich an die Arbeit und schaffte die herabgefallene Erde fort. Dann richtete ich unter dem Gewölbe zwei Pfeiler auf und legte ein starkes Brett darüber. In den nächsten Tagen werde ich noch mehr solche Pfosten mit Brettern aufstellen, um die ganze Decke zu stützen

Den 17. Dezember. Am heutigen Tage begann ich damit, Gestelle an den Wänden meines Kellers aufzurichten und Nägel in die Pfosten zu schlagen, um alles, was sich zum Aufhängen eignet, daran aufzuhängen. Jetzt fange ich endlich an, mich in meiner Wohnung einigermaßen wohlzufühlen.

Den 20. Dezember. Ich trug heute alles, was dahin gehörte, in den Keller und brachte auch noch kleine Bretter als Gesimse an den Wänden an, um meine Lebensmittel daraufzulegen. Da jedoch meine Bretter auf die Neige gehen, so begann ich mir noch einen zweiten Tisch herzustellen.

Den 24. Dezember. Die ganze Nacht und den ganzen Tag Regen. Keine Möglichkeit, auszugehen.

Den 25. Dezember. Den ganzen Tag Regen.

Den 26. Dezember. Der Regen hat aufgehört. Die Erde hat sich stark abgekühlt, und die Temperatur ist sehr angenehm.

Den 27. Dezember. Ich erlegte eine junge Ziege und verwundete eine andere am Fuße, so daß ich sie fangen und an einem Stricke nach meiner Wohnung führen konnte. Hier verband ich sie und schiente ihr das zerbrochene Bein. Sollte es mir gelingen, das Tier am Leben zu erhalten, so gedenke ich es zu zähmen und mir allmählich noch mehr solcher Tiere aufzuziehen, um davon zu leben, wenn ich mein Pulver und Blei verbraucht haben werde.

Den 28., 29. und 30 Dezember. Große Hitze und Windstille, so daß ich nicht ausgehen konnte. Nur des Abends war ich dazu gezwungen, um Lebensmittel zu erhalten. Die Tage verbrachte ich damit, meine Sachen innerhalb der Wohnung zu ordnen.

Den 1. Januar. Immer noch sehr heiß. Nichtsdestoweniger ging ich frühmorgens und abends mit meiner Flinte aus; in der Zwischenzeit lag ich still zu Hause. Gegen Abend drang ich weiter in die Täler in der Mitte der Insel vor und fand dort eine Menge Ziegen, denen ich aber nicht beizukommen vermochte, da sie sehr scheu waren. Ich werde daher versuchen, sie mit dem Hunde zu jagen.

Den 2. Januar. Heute ging ich mit meinem Hunde aus und brachte ihn auf die Spur der Ziegen. Ich hatte mich jedoch verechnet; denn die Ziegen zeigten dem Hunde ihr Gehörn, und dieser hütete sich, ihnen nahezukommen.

Den 3. Januar. Heute fing ich wieder bei meiner Umzäunung an zu arbeiten. Da ich noch immer fürchte, von jemandem angegriffen zu werden, so werde ich sie so dick und stark wie möglich machen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel / Robinson vollendet seine Umwallung und findet Getreidehalme

Da ich von meiner Umzäunung schon früher ausführlich erzählt habe, so übergehe ich, was in meinem Tagebuche darüber enthalten ist. Es genügt zu bemerken, daß ich zu ihrer Vollendung und Vervollkommnung die Zeit vom 3. Januar bis zum 14. April gebrauchte, obgleich ihre Länge nur etwa 24 Ellen betrug. Die ganze Zeit über arbeitete ich sehr angestrengt, obwohl die heftigen Regengüsse mich zuweilen tagelang, ja wochenlang, daran hinderten. Doch hielt ich mich nicht eher für sicher, bis ich die ganze Umzäunung vollendet hatte.

Als nun die Schutzwand fertig und die Außenseite durch einen Rasenwall gesichert war, meinte ich, daß niemand dahinter etwas einer menschlichen Wohnung Ähnliches vermuten würde. Daß diese Annahme richtig war, sollte sich später zeigen.

Daneben streifte ich täglich, so oft es der Regen zuließ, durch die Wälder. Meistens entdeckte ich etwas, was mir mehr oder weniger von Nutzen war. So fand ich einmal eine Art wilder Tauben, die nicht wie unsere Holztauben auf Bäumen nisten, sondern ihre Nester in Felslöcher bauen. Von diesen nahm ich mir ein paar Junge mit und versuchte, sie aufzuziehen. Das gelang mir auch. Als sie aber erwachsen waren, flogen sie mir alle davon, da ich sie nicht genügend mit Futter versorgen konnte. Indes fand ich öfters solche Nester und holte mir die Jungen heraus, die ein sehr schmackhaftes Gericht lieferten.

Indem ich nun so meinen Haushalt führte, empfand ich's doch oft recht schmerzhaft, daß mir noch verschiedene Dinge fehlten, von denen ich nicht wußte, wie ich sie mir herstellen sollte. Besonders verlegen war ich um Lichte; denn sobald es dunkel wurde, was gewöhnlich um sieben Uhr geschah, mußte ich zu Bette gehen. Ich wünschte mir oft den Wachsklumpen herbei, aus welchem ich während meiner Flucht an der afrikanischen Küste Kerzen verfertigt hatte; aber davon hatte ich jetzt nichts mehr. Da erfand

ich einen andern Ausweg. So oft ich eine Ziege erlegte, sammelte ich den Talg in einem Gefäß, das ich aus Ton geformt und in der Sonne getrocknet hatte. Mitten hinein legte ich einen Docht aus Taugarn, und so hatte ich mir selbst eine Lampe hergestellt. Sie leuchtete zwar nicht so hell und gleichmäßig wie eine Kerze, aber ich brauchte doch wenigstens nicht mehr im Finstern zu sitzen.

Als ich mitten in dieser Beschäftigung zwischen meinen Sachen herumstöberte, traf es sich, daß ich auf den Beutel stieß, der mit Korn zur Fütterung des Geflügels gefüllt gewesen war. Der geringe Rest des Getreides aber schien von den Ratten im Schiff gefressen zu sein, und ich sah weiter nichts darin als Hülsen und Staub. Da ich nun den Beutel zu einem anderen Zweck besser gebrauchen konnte, so schüttete ich die Getreidehülsen auf der einen Seite meiner Umzäunung unterhalb des Felsens aus.

Es war kurz vor dem großen Regen gewesen, als ich diesen Kehricht weggeworfen hatte, und ich dachte mit keinem Gedanken mehr daran, als ich etwa vier Wochen später an jener Stelle einige grüne Halme aus dem Boden ragen sah. Ich hielt sie zunächst für Pflanzen, die ich bisher übersehen hatte. Aber wie war ich überrascht, ja erstaunt, als ich einige Zeit darauf zehn bis zwölf Ähren daraus aufbrechen sah, die ich als Gerste von derselben Art wie die europäische erkannte!

Es ist unmöglich, mein Erstaunen und meine Verwunderung bei dieser Entdeckung zu beschreiben. Bisher hatte ich alles, was mir widerfuhr, als Zufall angesehen. Als ich aber hier unter einem Himmelsstrich, der sich meines Wissens nicht zum Getreidebau eignete, Gerste wachsen sah, ohne zu ahnen, wie sie dahingekommen war, da wurde ich sehr betroffen, und ich fing an zu glauben, Gott habe wunderbarerweise diese Ähren für mich hervorsprießen lassen, damit sie mir auf dieser wilden, armseligen Insel zur Nahrung dienten.

Dieser Gedanke rührte mich zu Tränen, und ich fing an, mich glücklich zu preisen, daß um meinetwillen solch ein Naturwunder geschehen mußte. Noch mehr stieg meine Überraschung, als ich an dem Felsen entlang auch noch andere Halme erblickte, die ich von meinem Aufenthalt in Afrika her als Reisähren erkannte.

Ich durchstreifte nun die ganze Seite der Insel, in der Hoffnung, noch

mehr solcher Halme zu entdecken, konnte aber weiter nichts finden. Da fiel mir zuletzt ein, daß ich an jener Stelle vor dem Felsen ja den Beutel mit Hühnerfutter ausgestreut hatte, und nun begann das Wunder sich zu lichten. Aber auch meine Dankbarkeit gegen Gottes Vorsehung begann nachzulassen, nachdem ich das Geschehene für etwas Alltägliches erkannt hatte. Und doch hätte ich für ein Ereignis, das ebenso seltsam und unerwartet wie ein Wunder war, nicht minder dankbar sein sollen. Denn war es nicht auch ein Zeichen göttlicher Vorsehung, daß von den Getreidekörnern zehn bis zwölf unbeschädigt geblieben waren, während alles übrige von den Ratten verzehrt war, und ebenso, daß ich es gerade an jenen Ort geschüttet hatte, wo es im Schatten des hohen Felsens und infolge des Regens aufgegangen war, während es an einer andern Stelle von der Sonne verbrannt oder verdorben wäre?

Als die Ähren reif geworden waren, was etwa Ende Juli der Fall war, bewahrte ich sie sorgfältig auf. Ich nahm mir vor, das darin enthaltene Korn wieder auszusäen, und hoffte, dadurch bald eine genügende Menge zu ernten, um Brot daraus bereiten zu können. Auch die zwanzig bis dreißig Reishalme bewahrte ich mit gleicher Sorgfalt auf und bestimmte sie zu derselben Verwendung.

Doch will ich jetzt zu meinem Tagebuche zurückkehren.

Sechsundzwanzigstes Kapitel / Das Erdbeben

Den 16. April. Nachdem ich am 14. April meine Umzäunung vollendet hatte, wäre schon am Tage darauf fast meine ganze Arbeit auf einmal wieder vernichtet und ich selbst dabei getötet worden.

Ich war gerade hinter meinem Zelt am Eingang des Kellers beschäftigt, als ich plötzlich bemerkte, daß von der Decke meiner Höhle Erde heruntergebröckelt kam und daß zwei von den Pfählen, die ich in dem Gewölbe aufgerichtet hatte, mit fürchterlichem Lärm zusammenkrachten. Ich war darüber sehr erschrocken, hatte aber noch keine Ahnung von der eigentlichen Ursache dieses Ereignisses. Ich dachte, die Decke meines Kellers stürze wieder in gleicher Weise ein, wie es ja schon einmal mit einem Stück derselben geschehen war. Schnell eilte ich nach meiner Leiter; denn ich hielt mich nicht eher für sicher, bis ich die Umzäunung überstiegen hatte.

Kaum aber war ich unten auf festem Boden angekommen, so erkannte ich deutlich, daß es sich um ein Erdbeben handelte; denn der Erdboden bewegte sich da, wo ich stand, in Zwischenräumen von je etwa acht Minuten dreimal, und zwar unter so gewaltigen Stößen, daß die stärksten Gebäude davon umgefallen sein würden, wenn solche darauf gestanden hätten. Ein großer Felsblock, der sich etwa eine halbe Stunde von mir nach dem Meere zu befand, stürzte unter so entsetzlichem Getöse herab, wie ich's nie in meinem ganzen Leben gehört habe. Auch das Meer war in heftiger Bewegung, und die Stöße unter dem Wasser schienen mir noch stärker zu sein als auf der Insel.

Ich war darüber sehr bestürzt; denn ich hatte noch nie etwas Ähnliches erlebt oder auch nur davon erzählen hören. Eine Zeitlang lag ich wie tot oder versteinert da. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich recht übel infolge der Erschütterung, als ob ich seekrank wäre. Auch dachte ich mit Schrecken daran, daß der ganze Hügel neben meiner Wohnung einstürzen und mein Zelt samt aller Habe unter sich begraben würde.

Nachdem aber der dritte Stoß glücklich vorüber war und ich einige Zeit hindurch nichts mehr verspürte, faßte ich wieder neuen Mut. Doch wagte ich noch nicht, über meine Umzäunung zu steigen, aus Furcht, lebendig begraben zu werden. Ich blieb still auf dem Boden sitzen und wußte nicht, was ich anfangen sollte. Nur das kurze Gebet: „Herr, erbarme dich meiner!" kam über meine Lippen.

Während ich so dasaß, merkte ich, wie der Himmel sich mit Wolken überzog. Bald darauf erhob sich der Wind, und in weniger als einer halben Stunde steigerte er sich zum Orkan. Das Meer war ganz mit Schaum und Gischt bedeckt, die Brandung tobte heftig gegen das Ufer, und starke Bäume wurden entwurzelt. Erst nach drei Stunden legte sich der fürchterliche Sturm ein wenig, und nach weiteren zwei Stunden ward es völlig windstill. Aber nun fing es auf einmal sehr stark an zu regnen.

Bis dahin hatte ich die ganze Zeit über still und niedergeschlagen auf der Erde gesessen. Jetzt aber kam mir auf einmal der Gedanke, der Wind und der Regen möchten wohl die Folgen des Erdbebens und dieses mithin vorüber sein. Und da der Regen mich völlig durchnäßte, so beschloß

ich, mich wieder in meine Wohnung zu wagen. Ich kehrte also in meine Behausung zurück und setzte mich zunächst in meinem Zelte nieder. Der Regen war aber so heftig, daß mein Zelt fast davon zu Boden gerissen wurde, und so sah ich mich gezwungen, in meine Höhle zu gehen, obgleich ich noch immer befürchtete, sie werde mir über dem Kopfe zusammenstürzen.

Die Heftigkeit des Regens nötigte mich, eine Rinne zu machen, damit das Wasser aus der Höhle abfließen konnte.

Nachdem ich nun einige Zeit in der Höhle verweilt hatte, ohne daß weitere Stöße erfolgt waren, begann ich ruhiger zu werden. Um meinen Lebensgeistern ein wenig aufzuhelfen, ging ich in meinen Vorratsraum und nahm einen kleinen Schluck Rum. Ich war damit sehr sparsam, weil ich wußte, daß ich weiter keinen mehr davon bekommen würde, wenn mein Vorrat verbraucht sei.

Es regnete die ganze Nacht und noch einen großen Teil des folgenden Tages, so daß ich nicht ausgehen konnte. Da ich aber wieder etwas ruhiger geworden war, so überlegte ich mir, was ich jetzt wohl anfangen sollte. Ich kam zu dem Schluß, wenn die Insel derartigen Erderschütterungen öfter ausgesetzt sein sollte, so könne ich unmöglich länger in meiner Höhle wohnen bleiben; ich müsse vielmehr darauf bedacht sein, mir auf einem freien Platze eine kleine Hütte zu bauen, die ich ja ebenso wie hier mit einer Umzäunung umgeben konnte, um vor feindlichen Tieren und Menschen sicher zu sein.

Ich entschloß mich also, mein Zelt von seinem jetzigen Platze unter dem Felsvorsprunge zu entfernen. Wenn ich mich dann aber umschaute und sah, wie schön alles bei mir in Ordnung war und wie wohlgeborgen vor Feinden ich hier wohnte, so mochte ich doch nicht ernstlich an einen Wohnungswechsel denken. Auch fiel mir ein, wieviel Zeit darüber vergehen würde, bis ich die neue Wohnung beziehen könne, und daß ich bis dahin doch noch in der alten bleiben müsse. Daher beruhigte ich mich einstweilen und nahm mir vor, möglichst bald eine neue Umzäunung anzulegen und nach deren Vollendung mein Zelt hineinzubringen. Vorläufig aber wollte ich bleiben, wo ich war, und es darauf ankommen lassen, bis jene fertig und alles zum Umzuge bereit sei.

Siebenundzwanzigstes Kapitel / Robinson schärft sein Werkzeug und holt sich die letzten Trümmer des Wracks

Den 22. April. Den nächsten Morgen begann ich über die Mittel und Wege nachzudenken, wie ich meinen Entschluß am besten ausführen könne; aber ich geriet schon wegen der Werkzeuge in Verlegenheit. Ich hatte zwar drei große Äxte und eine Menge kleiner Beile, die wir als Tauschgegenstände für die Neger mitgenommen hatten; doch infolge des vielen Hackens und Baumfällens waren sie von dem knotenreichen, harten Holze schartig und stumpf geworden. Nun besaß ich allerdings einen Schleifstein, aber ich konnte ihn nicht in Umdrehung versetzen und gleichzeitig meine Werkzeuge schleifen. Die Sache kostete mich viel Nachdenken. Endlich brachte ich ein Rad mit Schnur zustande, das ich mit meinem Fuß in Drehung versetzen konnte, so daß ich beide Hände frei behielt. Ich hatte früher in England nie darauf geachtet, wie ein solches Gestell eingerichtet war; außerdem war mein Schleifstein auch sehr groß und schwer. Und so kam es, daß diese Maschine allein etwa eine Woche Arbeit bis zu ihrer Vollendung beanspruchte.

Den 28. und 29. April. Diese zwei Tage verwandte ich ganz und gar dazu, meine Werkzeuge zu schärfen. Meine Maschine zum Drehen des Schleifsteins bewährte sich dabei vorzüglich.

Den 30. April. Da ich schon seit einiger Zeit bemerkt hatte, daß mein Vorrat an Zwieback stark auf die Neige ging, so untersuchte ich ihn und setzte meine tägliche Ration auf einen Zwieback herab; aber das Herz ward mir dabei schwer.

Den 1. Mai. Als ich morgens zur Ebbezeit nach dem Strande blickte, sah ich etwas auf dem Ufersande liegen, das wie eine Tonne aussah. Als ich näher herankam, fand ich ein Fäßchen und außerdem ein paar Trümmer des Wracks, die durch den letzten Orkan ans Land getrieben waren. Auch der Schiffsrumpf war wieder sichtbar und schien mir weiter aus dem Wasser zu ragen als früher. Ich untersuchte nun das Fäßchen und fand, daß es Pulver enthielt; aber es hatte Wasser gezogen. Trotzdem wälzte ich es vorläufig weiter landeinwärts und ging auf dem Ufer-

sande so nahe wie möglich an das Wrack heran, um zu sehen, ob noch mehr davon für mich zu holen sei.

Als ich nun zu dem Schiffe kam, bemerkte ich, daß es seine Lage ganz auffallend verändert hatte. Das Vorderteil, das vorher im Sande begraben gewesen war, hatte sich um mindestens sechs Fuß gehoben, und das Hinterteil, das bald nach meinem letzten Besuch durch die Wucht der Wellen zertrümmert und von dem übrigen losgerissen worden war, lag umgestürzt auf der Seite. Der Sand hatte sich hier so hoch aufgetürmt, daß ich jetzt nach abgelaufener Flut ganz zu Fuß dahin gelangen konnte. Ich war darüber anfangs sehr erstaunt; bald aber erkannte ich, daß das die Folge des Erdbebens sein müsse. Durch dessen Gewalt war auch das Schiff noch mehr als früher zertrümmert worden, so daß jetzt täglich allerlei Gegenstände ans Ufer schwammen, die die See losgelöst hatte und die nun durch Wind und Wellen allmählich ans Land getrieben wurden.

Diese Dinge lenkten nun meine Gedanken völlig von dem Plane, meine Wohnung zu verlegen, ab, und ich beschäftigte mich eifrig damit, wie ich mir einen Zugang zum Innern des Schiffes verschaffen könnte. Ich sah jedoch bald ein, daß das unmöglich war, weil der ganze Bauch des Wracks mit Sand gefüllt war. Da ich aber schon gelernt hatte, an nichts zu verzweifeln, so beschloß ich, mir zu holen, was sich nur vom Schiffe losreißen ließ, weil ich überzeugt war, es noch zu irgend einem Zwecke verwerten zu können.

Den 3. Mai. Ich begann meine Arbeit, indem ich mit der Säge einen Balken zerschnitt, der anscheinend einen Teil des Quaterdecks verband. Nachdem das geschehen war, schaffte ich von dem am höchsten gelegenen Teile den Sand beiseite, so gut ich's konnte. Da aber die Flut eintrat, so mußte ich das Weitere für diesmal aufgeben.

Den 4. Mai. Ich fischte heute mit der Angel, fing aber keinen einzigen Fisch, den ich zu essen gewagt hätte. Schon war ich der Beschäftigung müde und stand im Begriff, heimzukehren, als ich einen jungen Delphin fing. Ich hatte mir nämlich eine lange Schnur aus Taugarn hergestellt und, da ich keinen Angelhaken besaß, ein hakenförmig gebogenes Stück Eisendraht daran befestigt. Mit dieser Angel fing ich soviel Fische, wie ich nur essen mochte, und was ich nicht sogleich verspeiste, pflegte ich in der Sonne zu trocknen.

Den 5. bis 15. Mai. An jedem dieser Tage ging ich zu dem Wrack und holte mir nach und nach eine große Menge Bretter und Balken und zwei bis drei Zentner Eisen.

Den 16. Mai. Während der letzten Nacht hatte ein heftiger Wind geweht, und so erschien das Wrack heute morgen von der Gewalt der Wellen noch mehr zertrümmert als vorher. Ich hatte mich aber an diesem Tage zu lange im Walde verweilt, um mir eine Mahlzeit junger Tauben zu verschaffen, und so wurde ich durch die steigende Flut am Besuche des Wracks verhindert.

Den 24. Mai. Bis heute arbeitete ich wieder täglich am Wrack und löste unter großer Mühe vermittelst einer Brechstange verschiedene Gegenstände ab, die durch die nächste Flut fortgeschwemmt wurden. Da aber der Wind am Tage seewärts blies, so gelangte nichts davon ans Land als ein paar Stücke Bauholz und ein großes Faß mit brasilianischem Schweinefleisch, das aber vom Seewasser und vom Sande verdorben war.

Mit dieser Arbeit fuhr ich fort bis zum 15. Juni, mit Ausnahme der Zeit, die ich zur Beschaffung von Lebensmitteln brauchte. Dazu benutzte ich aber jetzt regelmäßig die Zeit der Flut, damit ich beim Beginn der Ebbe wieder zum Wrack gehen konnte. Nach und nach hatte ich eine solche Menge Bauholz, Bretter und Eisenzeug bekommen, daß ich mir davon ein stattliches Schiff hätte bauen können, wenn ich's nur verstanden hätte.

Den 16. Juni. Als ich heute an den Strand hinabstieg, fand ich eine große Schildkröte. Es war die erste, die ich auf meiner Insel zu sehen bekam.

Den 17. Juni. Heute beschäftigte ich mich damit, die Schildkröte zuzurichten. Ich fand etwa 60 Eier in ihrem Leibe, und ihr Fleisch erschien mir als das saftigste und schmackhafteste, das ich je in meinem Leben gekostet hatte. Bis dahin hatte ich mich fast nur von Ziegen, Geflügel und Fischen genährt, d. h. seitdem ich auf meiner schrecklichen Insel gelandet war.

Achtundzwanzigstes Kapitel / Robinsons Erkrankung

Den 18. Juni. Es regnete den ganzen Tag, und ich blieb daher zu Hause. Ich glaubte, das Wetter sei so kühl; denn ich empfand ein heftiges Frösteln, daß es mir für diesen Breitengrad unnatürlich erschien,

Den 19. Juni. Ich fühlte mich sehr unwohl und fror, als ob es ganz kaltes Wetter sei.

Den 20. Juni. Die ganze letzte Nacht tat ich kein Auge zu und litt an heftigen Kopfschmerzen und Fieberanfällen.

Den 21. Juni. Ich befand mich sehr übel. Der Gedanke an meine traurige Lage, an meine Krankheit und Hilflosigkeit machte mich zum Tode betrübt. Ich betete zum erstenmal seit dem auf der Höhe von Hull erlebten Sturme wieder zu Gott, wußte aber kaum, was ich sprach; denn meine Gedanken waren ganz verwirrt.

Den 22. Juni. Heute fühlte ich mich ein wenig besser; doch fürchte ich mich noch immer vor einer schweren Erkrankung.

Den 23. Juni. Es ging mir wieder sehr schlecht. Frostgefühl und Fieber quälten mich, und dann trat heftiges Kopfweh ein.

Den 24. Juni. Etwas besser.

Den 25. Juni. Neuer heftiger Fieberanfall; das Fieber dauerte sieben Stunden. Ich fühlte abwechselnd Frost und Hitze; dann stellte sich gelinder Schweiß ein.

Den 26. Juni. Besser. Um mir etwas Eßbares zu verschaffen, nahm ich mein Gewehr, obgleich ich mich noch sehr schwach fühlte. Ich erlegte eine Ziege und schleppte sie mit großer Mühe nach Hause. Hier röstete ich mir ein Stückchen davon und verzehrte es. Gern hätte ich mir von dem Fleisch eine Suppe gekocht, aber ich hatte keinen Kochtopf.

Den 27. Juni. Das Fieber war wieder so heftig, daß ich den ganzen Tag über, ohne zu essen oder zu trinken, im Bette bleiben mußte. Ich war nahe daran, vor Durst umzukommen; denn es fehlte mir an Kraft, aufzustehen und mir einen Trunk Wasser zu holen. Ich betete wieder zu Gott, war aber ganz wirr im Kopfe und wußte nicht, was ich beten sollte. Ich lag nur immer und schrie: „Herr, sieh mich an! Herr, erbarme dich meiner! Herr, sei mir gnädig!“ Das trieb ich wohl so drei Stunden lang, bis der Anfall nachließ und ich in einen festen Schlaf fiel. Erst tief in der Nacht erwachte ich wieder. Ich fühlte mich etwas gekräftigt, war aber noch immer sehr schwach und entsetzlich durstig. Da ich jedoch kein Wasser in meiner Wohnung hatte, so mußte ich bis zum Morgen ruhig liegen bleiben, und ich schlief abermals ein.

In diesem zweiten Schlaf hatte ich einen schrecklichen Traum. Es war

mir, als säße ich außerhalb meiner Umzäunung auf demselben Platze, wo ich nach dem Erdbeben gesessen hatte. Da sah ich aus einer großen, schwarzen Wolke einen Mann, von hellem Flammenschein umgeben, zur Erde hinabsteigen. Der Glanz, der ihn umstrahlte, war so stark, daß ich ihn kaum zu ertragen vermochte. Sein Antlitz war furcht- und schrecken-erregend. Als er mit den Füßen den Boden betrat, kam es mir vor, als erzittere die Erde wie damals bei dem Erdbeben, und Blitze durchzuckten die Luft. Kaum war er auf dem Boden angekommen, so trat er auf mich zu, einen langen Speer in der Hand, als ob er mich töten wollte. Von einer kleinen Erhöhung aus redete er mich mit fürchterlicher Stimme an: „Da ich sehe, daß alle deine Erlebnisse dich nicht zur Buße veranlaßt haben, so sollst du jetzt sterben!" Bei diesen Worten erhob er den Speer, als wollte er mich durchbohren.

Da erwachte ich voller Entsetzen. Obgleich ich überzeugt war, daß es nur ein Traum gewesen war, so blieb doch der Eindruck desselben noch lange in meinem Geiste haften.

Mein Gewissen, das solange geschlummert hatte, erwachte wieder. Ich machte mir bittere Vorwürfe über mein vergangenes Leben, durch das ich wiederholt die göttliche Gerechtigkeit auf mich herabgerufen hatte. Meine Gedanken waren verwirrt, meine Zerknirschung war groß, und die Angst, in solch elender Lage umkommen zu müssen, preßte mir die Worte aus: „O Gott, wie elend bin ich doch! Werde ich hier nicht sicherlich hilflos verderben? Oder was soll noch aus mir werden?" Tränen brachen mir aus den Augen, und eine Zeitlang blieb ich sprachlos.

In dieser Ruhepause kamen mir die Worte meines Vaters wieder ins Gedächtnis, insbesondere seine Prophezeiung, daß, wenn ich meine törichten Pläne zur Ausführung brächte, Gott seinen Segen nicht dazu geben und ich später Zeit genug haben würde, über meine Torheit nachzudenken, daß dann aber niemand da sein würde, mir Beistand zu leisten. „Jetzt," rief ich laut, „sind die Worte meines lieben Vaters in Erfüllung gegangen. Gottes Strafgericht hat mich erreicht, und ich habe niemand, der mir helfen kann. Ich habe die Hand der Vorsehung zurückgestoßen, die mich so gnädig in eine Lebenslage versetzt hatte, in der ich hätte froh und glücklich sein können; aber ich habe es nicht einsehen wollen. Ich habe meine Eltern in ihrem Jammer verlassen, und nun bin ich selber verlassen und bejam-

mere mein Tun. Ich habe ihren Beistand verschmäht und bin nun selbst ohne Hilfe, Beistand, Trost und Rat." Dann rief ich aus: „Herr, hilf mir; denn ich bin in großer Not!"

Dies war, wenn ich's so nennen darf, das erste wirkliche Gebet, das seit vielen Jahren wieder über meine Lippen kam.

Neunundzwanzigstes Kapitel / Die Genesung

Den 28. Juni. Da ich mich durch den Schlaf ein wenig erquickt und völlig fieberfrei fühlte, so stand ich auf. Das erste, was ich tat, war, daß ich eine lange, viereckige Korbflasche mit Wasser füllte und auf meinen Tisch stellte, so daß ich sie von meinem Lager aus erreichen konnte. Um dem Wasser seine Kälte und seine fieberbringende Eigenschaft zu nehmen, tat ich etwas Rum hinein. Dann holte ich mir ein Stück Ziegenfleisch und röstete es auf Kohlen, konnte aber nur einige Bissen davon essen. Ich versuchte umherzugehen, fühlte mich aber sehr schwach, und das Herz war mir schwer aus Furcht vor einer Wiederkehr des Fiebers. Gegen abend bereitete ich mir eine Mahlzeit aus drei Schildkröteneiern, die ich in der Asche briet, und dies war, soweit ich mich erinnere, der erste Bissen in meinem ganzen Leben, zu dem ich Gott um seinen Segen gebeten habe.

Nachdem ich gegessen hatte, versuchte ich noch ein wenig zu gehen. Ich war aber so schwach, daß ich kaum die Flinte tragen konnte, ohne die ich niemals ausging. Deshalb wanderte ich nur eine kleine Strecke, setzte mich dann auf den Erdboden und blickte aufs Meer hinaus, das in völliger Ruhe vor mir lag. Wie ich so dasaß, gingen mir allerlei Gedanken durch den Kopf, z. B.: „Wie wunderbar ist doch diese Erde und dies Meer! Wie mögen sie entstanden sein? Und woher stamme ich und all die andern Geschöpfe, wilde und zahme Tiere und Menschen? Gewiß gibt es eine geheime Macht, die Erde und Meer, Himmel und Luft geschaffen hat. Aber wer mag das sein?" — Und nun folgte ganz naturgemäß die Antwort: „Gott ist es, der alles das gemacht hat." — „Gut," so dachte ich weiter, „wenn Gott alles dies geschaffen hat, so lenkt und leitet er auch alles; denn die Macht, die alles erschaffen konnte, muß doch auch imstande sein, es zu lenken und zu regieren. Wenn das aber der Fall ist, so kann nichts in seiner Schöpfung ohne sein Wissen geschehen. Dann weiß er

auch, daß ich hier bin in dieser schrecklichen Lage, und auf seine Anordnung ist mir alles das zugestoßen. Aber warum hat mir Gott das getan? Und womit habe ich ein solches Geschick verdient?"

Bei dieser Frage aber ward mein Gewissen stutzig, als hätte ich Gott gelästert, und ich glaubte eine Stimme zu vernehmen, die mir zurief: „Elender, fragst du noch, womit du das verdient hast? Schau zurück auf dein schändlich vergeudetes Leben und frage lieber, warum du nicht schon längst vernichtet bist! Frage, warum du nicht schon auf der Reede von Yarmouth ertrunken bist! Warum nicht getötet in dem Kampf mit den Seeräubern von Sale? Warum nicht von den wilden Tieren an der afrikanischen Küste gefressen? Oder warum nicht ertrunken, als alle deine Reisegefährten hier in der Nähe dieses Strandes untergegangen sind? Willst du noch fragen, womit du das alles verdient hast?"

Ich war von diesem Gedanken ganz betroffen und wußte nicht, was ich sagen sollte. Betrübt und nachdenklich erhob ich mich von meinem Platze und ging zu meiner Behausung zurück. Ich hatte noch keine Lust zu schlafen; darum setzte ich mich in einen Stuhl und zündete meine Lampe an; denn es fing an zu dunkeln. Da ich mich nun sehr vor der Rückkehr meiner Krankheit ängstigte, so fiel mir plötzlich ein, daß die Brasilianer den Tabak als Heilmittel gegen fast alle Krankheiten gebrauchen. In meiner Kiste hatte ich ja auch eine Rolle Tabak liegen, die völlig zubereitet war, und außerdem ein Stück, das noch grün war.

Dieser Gedanke erschien mir wie ein Wink des Himmels. Denn in jener Kiste fand ich sowohl Arzenei für meinen Körper als auch für meine Seele. Als ich die Kiste nämlich öffnete, fand ich darin neben dem Tabak auch die wenigen von mir geretteten Bücher. Bisher hatte ich weder Zeit noch Lust gefunden, einen Blick hineinzutun. Jetzt aber nahm ich eine der englischen Bibeln mit heraus und legte sie nebst dem Tabak auf meinen Tisch.

Da ich nicht wußte, wie ich den Tabak als Heilmittel gegen meine Krankheit anwenden sollte, so machte ich damit verschiedene Versuche, um auf irgend eine Weise das Richtige zu treffen. Zunächst nahm ich ein Stück von einem Blatte und zerkaute es im Munde. Da der Tabak aber noch grün und kräftig und ich nicht daran gewöhnt war, so fühlte ich mich danach wie betäubt. Dann nahm ich einige andere Stückchen und legte sie etwa zwei Stunden lang in Rum, in der Absicht, beim Zubett-

gehen einen Schluck davon zu nehmen. Endlich verbrannte ich noch etwas Tabak auf einer Kohlenpfanne und hielt meine Nase darüber, solange ich's aushalten konnte.

In den Zwischenpausen griff ich nach der Bibel und begann darin zu lesen. Aber mein Kopf war mir von dem Tabaksrauch so sehr verwirrt, daß ich das Lesen nur für einen Augenblick aushalten konnte. Als ich das Buch aufs Geratewohl aufschlug, fielen mir zufällig die Worte in die Augen: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen." Diese Worte, die sehr gut auf meine Lage paßten, machten einen tiefen Eindruck auf mich, und ich sann lange darüber nach.

Weil es inzwischen spät geworden war und der Tabak mir den Kopf schwer gemacht hatte, so ward ich müde. Ich ließ jedoch meine Lampe im Gewölbe brennen, für den Fall, daß ich während der Nacht etwas bedürfen sollte. Ehe ich mich niederlegte, tat ich, was ich nie zuvor in meinem Leben getan hatte: ich kniete nieder und betete zu Gott, er möchte doch sein Versprechen auch an mir erfüllen und mich aus meiner Not erretten. Hierauf trank ich den Rum, worin ich den Tabak aufgeweicht hatte; der Trank war aber so scharf und bitter, daß ich ihn kaum hinunterkriegen konnte. Unmittelbar danach ging ich zu Bett. Ich fiel sogleich in einen tiefen Schlaf und wachte erst gegen drei Uhr am Nachmittag des folgenden Tages wieder auf.

Beim Erwachen fühlte ich mich sehr erfrischt, und mein Gemüt war heiter und lebhaft. Als ich aufgestanden war, konnte ich besser gehen als am Tage zuvor. Auch mein Magen befand sich besser, und ich verspürte Hunger. Kurz, ich hatte an diesem Tage keinen neuen Anfall, sondern machte Fortschritte in der Besserung. Das war am 29. Juni.

Den 30. Juni hatte ich wieder einen fieberfreien Tag. Ich ging daher mit der Flinte umher, sorgte aber dafür, daß ich den Spaziergang nicht zu weit ausdehnte. Ich erlegte ein paar Seevögel von der Art der Ringelgänse und trug sie nach Hause. Doch hatte ich's nicht sehr eilig, sie zu verzehren, sondern begnügte mich mit ein paar Schildkröteneiern, die mir trefflich mundeten. Am Abend erneuerte ich meine Medizin, die mir nach meiner Meinung am Tage vorher so gut getan hatte. Nur nahm ich diesmal nicht soviel davon, kaute auch kein grünes Tabaksblatt und hielt meinen Kopf nicht wieder über den Rauch.

Am nächsten Tage, dem 1. Juli, befand ich mich nicht so wohl, wie ich's gehofft hatte; denn ich hatte wieder etwas Schüttelfrost, wenn auch nicht viel.

Den 2. Juli. Ich erneuerte die Medizin wieder auf alle drei Arten und betäubte mich zunächst damit, verdoppelte auch die Menge des Trankes.

Den 3. Juli. Der Anfall blieb vollständig aus, wenn ich auch meine Kraft noch nicht völlig wiedererlangte. Während ich nun neue Kräfte sammelte, beschäftigte sich mein Geist wieder mit dem Schriftworte: „Ich will dich erretten." Gott hatte mich von der Krankheit errettet; ich aber hatte ihn noch nicht dafür gepriesen. Diese Überlegung beschämte mich tief, und so kniete ich nieder und dankte Gott laut für meine Rettung aus dieser Not.

Den 4. Juli. Morgens griff ich wieder nach der Bibel. Ich begann mit dem Neuen Testament und las aufmerksam darin. Auch machte ich mir's zur Pflicht, von jetzt ab jeden Morgen und Abend eine Weile in der Bibel zu lesen, ohne mich dabei an eine bestimmte Kapitelzahl zu binden, sondern nur so lange, wie mich mein Gemüt dazu trieb.

Meine Lage begann mir jetzt erträglicher zu erscheinen, obwohl sich in meiner Lebensweise wenig verändert hatte. Da aber meine Gedanken durch das Lesen der Heiligen Schrift und durch das tägliche Gebet auf Höheres gelenkt waren, so empfand ich dadurch einen solchen Trost in mir, wie ich ihn vorher nie gekannt hatte. Zugleich kehrte auch meine volle Kraft und Gesundheit zurück. Ich strengte mich in gleichem Maße an, mich mit allem, was mir noch fehlte, zu versorgen und meine Lebensweise so regelmäßig wie möglich zu gestalten.

Dreißigstes Kapitel / Robinson durchstreift seine Insel

Vom 4. bis zum 14. Juli beschäftigte ich mich vorzugsweise damit, mit dem Gewehr im Arm umherzustreifen. Doch machte ich zunächst nur kleinere Ausflüge, wie es sich für einen Menschen schickt, der erst wieder zu Kräften kommen muß. Denn es ist kaum zu glauben, wie sehr ich heruntergekommen war und wie schwach ich mich anfangs noch immer fühlte. Hauptsächlich waren wohl die Heilmittel, die ich gebraucht hatte, mit daran schuld, und ich kann sie daher auch niemand zur Anwendung empfehlen. Denn obwohl es mir gelang, das Fieber dadurch zu vertreiben, so trugen sie doch viel mit dazu bei, mich zu schwächen, und ich litt noch eine Zeitlang nachher an Nervenzucken und Zittern in allen Gliedern.

Ich befand mich jetzt schon bald zehn Monate auf meiner einsamen Insel. An eine Möglichkeit, aus meiner Lage befreit zu werden, mochte ich kaum noch denken; denn ich war des Glaubens, daß noch kein menschliches Wesen außer mir diesen Ort betreten habe. Da ich nun meine Behausung hinlänglich gesichert zu haben meinte, so verspürte ich großes Verlangen, meine Insel genauer kennen zu lernen und zu untersuchen, was für sonstige Erzeugnisse noch darauf zu finden seien.

Es war am 15. Juli, als ich meine genauere Durchforschung der Insel begann. Ich ging zunächst die Flußmündung hinauf, wo ich einst mit meinen Flößen gelandet war. Als ich etwa zwei Meilen stromaufwärts gewandert war, bemerkte ich, daß die Flut nicht weiter hinaufreichte und daß ich es in Wirklichkeit nur mit einem kleinen Bache voll frischen, klaren Wassers zu tun hatte. Da es aber gerade trockene Jahreszeit war, so war an einigen Stellen fast gar kein Wasser vorhanden; wenigstens fehlte es an einer sichtbaren Strömung.

Am Ufer des Baches fand ich liebliche Wiesen, eben und grasreich. An den höher gelegenen Uferstellen, die, wie ich annahm, vom Wasser nie überschwemmt wurden, grünten zahlreiche Tabakspflanzen von stattlicher Größe. Auch gab es dort noch verschiedene andere Pflanzen, die ich zwar nicht kannte, die aber vielleicht ebenfalls nützliche Eigenschaften besaßen, ohne daß ich's wußte.

Ich suchte vor allem nach der Kassawawurzel, woraus sich die Indianer unter diesen Himmelsstrichen ihr Brot bereiten, konnte aber keine entdecken. Dagegen bemerkte ich große Aloepflanzen und hier und da Zuckerrohr, das aber verwildert und aus Mangel an Pflege nur schwach entwickelt war. Mit diesen Entdeckungen gab ich mich für diesmal zufrieden und kehrte zurück. Unterwegs dachte ich darüber nach, wie es mir wohl gelingen möchte, die guten Eigenschaften der vorgefundenen Pflanzen und ihrer Früchte herauszubekommen; doch kam ich damit zu keinem Ergebnis. Denn während meines Aufenthalts in Brasilien hatte ich mich zu wenig um die Pflanzenwelt gekümmert, um aus dieser Kenntnis jetzt irgend welchen Nutzen ziehen zu können.

Am nächsten Tage, dem 16. Juli, machte ich denselben Weg noch einmal; doch dehnte ich ihn etwas weiter aus als tags zuvor. Dabei stieß ich wieder auf den Bach und sah, daß die Wiesen allmählich aufzuhören

begannen und die Gegend waldiger wurde. Hier fand ich auch verschiedene Früchte, besonders Melonen in reicher Menge und Weintrauben. Die Reben rankten sich von Baum zu Baum, und die Beeren waren gerade in voller Reife. Das war eine überraschende Entdeckung, und ich freute mich sehr darüber. Doch wurde ich durch meine Erfahrung gewarnt, nicht zuviel davon zu essen; denn ich erinnerte mich, daß während meines Aufenthalts in Sale einige englische Sklaven infolge übermäßigen Weintraubengenusses an der Ruhr und am Fieber gestorben waren. Trotzdem erfand ich für sie eine ausgezeichnete Verwendung. Ich trocknete sie nämlich in der Sonne und bewahrte sie als Rosinen auf, die mir in der Zeit, wo es keine Trauben mehr geben würde, als angenehme Speise dienen sollten.

Da ich den ganzen Nachmittag an jenem Platze verweilt hatte, so konnte ich nicht mehr zu meiner Behausung zurückkehren. Ich machte es wieder wie in der ersten Nacht, die ich auf meiner Insel zugebracht hatte, und erklomm einen Baum, wo ich auch ganz gut schlief. Am nächsten Morgen setzte ich meine Entdeckungsreise fort und wanderte etwa vier Meilen das Tal entlang, das sich zwischen zwei Hügelreihen nordwärts erstreckte.

Am Ende dieses Marsches gelangte ich zu einer Lichtung, wo die Gegend sich nach Westen zu senken schien. Ein kleiner Quell mit klarem Wasser, der seitwärts an einem Hügel entsprang, lief nach der entgegengesetzten Richtung, also östlich. Die ganze Gegend machte einen so frischen Eindruck, daß sie aussah wie ein wohlgepflegter Garten.

Ich stieg ein wenig an der Seite dieses entzückenden Tales hinab und betrachtete es mit einer Art wehmütiger Freude, indem ich dachte, daß dies alles mein eigen und ich unumschränkter Herr und König über dies Land sei. Wenn ich es nur in eine bewohnte Gegend hätte versetzen können, so würde ich reicher gewesen sein als mancher Grundherr in England! Rings umher standen Kakaobäume, Orangen-, Limonen- und Zitronenbäume, aber alle wild und zur Zeit nur mit wenigen Früchten behangen. Doch waren die grünen Limonen, die ich sammelte, nicht nur von angenehmem Geschmack, sondern auch sehr gesund. Ich vermischte ihren Saft später mit Wasser, das dadurch sehr angenehm kühlend und erfrischend wurde.

Ich hatte jetzt alle Hände voll zu tun, um die Früchte abzupflücken

und heimzuschaffen; denn ich beschloß, mir einen Vorrat von Trauben, Limonen und Zitronen zu sammeln und mich so für die Regenzeit, die ich nahe wußte, zu versorgen. Zu dem Zweck häufte ich eine große Menge Trauben auf, ferner an einem andern Platze eine kleinere Menge, sowie einen dritten Haufen von Limonen und Zitronen. Von jedem Haufen nahm ich ein paar Früchte mit und begab mich dann auf den Heimweg. Den Rest gedachte ich später in einem Beutel oder Sack nachzuholen.

Als ich nach dreitägiger Entfernung wieder zu meiner Wohnung zurückgelangt war, fand ich, daß meine Trauben unterwegs verdorben waren. Ihre eigene Schwere hatte sie zerdrückt, so daß sie nur noch wenig oder nichts taugten. Die Limonen dagegen waren noch gut; doch davon hatte ich nur wenig mitgenommen.

Am nächsten Tage, dem 19., ging ich, mit zwei kleinen Säcken versehen, wieder aus, um meine Ernte heimzuschaffen. Als ich aber an dem Platze ankam, wo ich vor wenigen Tagen meine schönen Weintrauben aufgehäuft hatte, sah ich zu meiner Überraschung, daß sie alle umhergestreut, zertreten und nach allen Seiten verschleppt waren; zum Teil waren sie auch angefressen oder verzehrt. Ich schloß daraus, daß es in der Nähe wilde Tiere geben müsse, die das getan hatten; aber was für welche, das wußte ich nicht.

Da ich nun einsah, daß es nicht anging, die Früchte hier wieder aufgehäuft liegen zu lassen, und ebensowenig, sie im Sack nach Hause zu tragen, weil sie sonst entweder zerfressen oder zerdrückt würden, so pflückte ich eine große Menge Trauben ab und hing sie an der Außenseite der Baumzweige zum Trocknen auf. Von den Zitronen und Limonen aber nahm ich so viele, wie ich tragen konnte, mit nach Hause.

Auf meinem Heimwege von diesem Ausfluge betrachtete ich mit großer Freude die Fruchtbarkeit des Tales, seine angenehme Lage, seine Geschütztheit vor Stürmen und endlich die Nähe des Waldes. So kam ich zu dem Schluß, daß ich meine Wohnung an der ungeeignetsten Stelle der ganzen Insel aufgeschlagen hätte, und ich begann ernstlich an eine Wohnungsveränderung zu denken. War es nicht viel zweckmäßiger, mich in diesem so angenehmen und fruchtbaren Tale nach einer geeigneten Stelle umzusehen, die ebenso sicher war wie mein jetziger Wohnplatz?

Dieser Gedanke ging mir lange im Kopfe herum, und eine Zeitlang war

ich ganz auf ihn versessen. Als ich mir aber die Sache richtig überlegte, sagte ich mir, daß es doch besser für mich sei, wenn ich in der Nähe der Küste wohnen blieb, da doch immer noch die Möglichkeit vorhanden war, daß sich dort irgend etwas ereignete, was mir zum Vorteil gereichen könnte. Und so kam ich denn zu der Einsicht, daß ich aus diesem Grunde meine Wohnung auf keinen Fall verändern dürfe.

Ich war aber so in jene Gegend verliebt, daß ich einen großen Teil meiner Zeit im letzten Drittel des Monats Juli dort zubrachte. Ich baute mir dort eine kleine Hütte oder Laube und umgab sie in einiger Entfernung mit einem Zaune, der aus einer doppelten Reihe starker Stäbe bestand, deren Zwischenraum ich mit Reisig ausfüllte. Hier schlief ich nun mehrere Nächte hindurch ganz sicher, indem ich den Zaun, wie bei meiner alten Wohnung, vermittelst einer Leiter überstieg. So konnte ich mir denn einbilden, ich besäße jetzt ein Landhaus und ein Haus an der Küste. Diese Arbeit nahm mich bis Anfang August in Anspruch.

Einunddreißigstes Kapitel / Robinson beschließt das erste Jahr seines Insellebens

Kaum hatte ich die Umzäunung meiner Sommerwohnung vollendet und fing eben an, mich der Früchte meiner Arbeit zu erfreuen, als die Regenzeit kam und mich zwang, in meine frühere Höhlenwohnung zurückzukehren. Denn obwohl ich mir auch in der neuen Behausung ein Zelt aus einem Stück Segeltuch errichtet hatte, so entbehrte ich hier doch den Schutz des Felsens, der die Stürme von mir abhielt, und eine Höhle, in die ich mich bei heftigen Regengüssen zurückziehen konnte.

Am 3. August sah ich, daß die aufgehängten Trauben vollständig gedörrt und durch die Sonnenhitze zu Rosinen geworden waren. Ich nahm sie deshalb herunter, und das war mein Glück; denn sonst würden die gleich darauf eintretenden Regengüsse sie verdorben und mich um den besten Teil meines Wintervorrats gebracht haben. Kaum hatte ich sie alle abgenommen und in mein Gewölbe geschafft, so begann auch der Regen. Vom 14. August bis Mitte Oktober regnete es in einem fort. Manchmal war der Regen so heftig, daß ich mich tagelang nicht aus meiner Höhle herauswagen durfte.

In dieser Regenzeit wurde ich eines Tages durch das Wachstum meiner Familie sehr überrascht. Schon eine geraume Weile hatte ich mich nämlich um eine meiner Katzen gesorgt, die mir nach meiner Meinung fortgelaufen oder gestorben sein mußte. Nachdem ich nun längere Zeit nichts mehr von ihr gehört oder gesehen hatte, stellte sie sich plötzlich zu meiner Verwunderung gegen Ende August mit drei jungen Kätzchen wieder bei mir ein, was mich ungemein erfreute.

Vom 14. bis 26. August hatte ich fortwährend Regen, so daß ich nicht ausgehen konnte. Während dieser Zeit geriet ich allmählich wegen der Lebensmittel in Verlegenheit. Ich wagte mich daher doch zweimal hinaus und erlegte den einen Tag eine Ziege, und den andern fand ich eine sehr große Schildkröte, die mir einen schönen Schmaus lieferte. Meine Mahlzeiten hatte ich jetzt in folgender Weise geregelt: Zum Frühstück verzehrte ich ein Bündel Rosinen, zu Mittag ein Stück Ziegenfleisch oder etwas von der Schildkröte geröstet, da ich kein Gefäß zum Kochen besaß, zum Abendbrot endlich ein paar Schildkröteneier.

Während dieser Zurückgezogenheit, zu der ich durch den Regen gezwungen wurde, arbeitete ich täglich mehrere Stunden an der Vergrößerung meiner Höhle. Ich gelangte dabei nach und nach bis zur Außenseite des Felsens und legte mir dort eine Tür an, durch die ich ein- und ausgehen konnte. Doch fühlte ich mich seitdem nicht mehr so behaglich in meiner Wohnung, zumal wenn ich daran dachte, daß ich jetzt nicht mehr so geschützt schliefe wie vorher; denn früher war ich völlig abgeschlossen gewesen, während ich mich jetzt wieder allen Gefahren preisgegeben glaubte. Und doch hatte ich bisher noch kein lebendes Wesen auf der Insel bemerkt, das ich zu fürchten brauchte; denn die größten Tiere, die ich hier bis jetzt gesehen hatte, waren Ziegen.

Den 30. September. Es war jetzt ein Jahr seit meiner Landung auf der Insel vergangen. Ich rechnete die Kerben an meinem Pfahl zusammen und stellte fest, daß ich 365 Einschnitte gemacht hatte. Ich beging diesen Tag durch ein andächtiges Fasten und bestimmte ihn zu frommen Übungen. In aufrichtiger Demut warf ich mich zur Erde, bekannte Gott meine Sünden und bat ihn, mir um Christi willen gnädig zu sein. Nachdem ich zwölf Stunden lang bis zum Untergang der Sonne ohne die geringste Erfrischung zugebracht hatte, aß ich einen Zwieback und einen Büschel Rosinen.

Dann legte ich mich zu Bett, nachdem ich den Tag auch mit einem Gebete beschlossen hatte.

Die ganze Zeit hindurch hatte ich keinen Sonntag mehr gefeiert, da ich es schon bald nach der Einrichtung meines Kalenders unterlassen hatte, die Wochen voneinander zu unterscheiden. Daher wußte ich nicht mehr genau, an was für einem Wochentage ich mich eigentlich befand. Nachdem ich aber jetzt die Tage zusammengerechnet hatte, teilte ich sie ein und bestimmte jeden siebenten Tag zum Sonntag.

Bald darauf begann mir meine Tinte auszugehen. Darum nahm ich mir vor, sie von jetzt an sparsamer zu gebrauchen und nur noch die bemerkenswertesten Ereignisse meines Lebens aufzuzeichnen.

Zweiunddreißigstes Kapitel / Robinson als Ackersmann und Korbflechter

Die Regenzeit und die trockene Jahreszeit erschienen mir allmählich als so etwas Regelmäßiges, daß ich mich daran gewöhnte, das Jahr danach einzuteilen und meine Vorkehrungen danach zu treffen. Doch bevor ich das lernte, mußte ich erst schlimme Erfahrungen machen, und die Versuche auf diesem Gebiete waren zum Teil recht entmutigend.

Ich habe bereits berichtet, wie ich die wenigen Gersten- und Reisähren, die zu meiner Überraschung aufgeschossen waren, sorgfältig aufbewahrt hatte. Es waren, wenn ich nicht irre, etwa 30 Reis- und 20 Gerstenähren. Ich glaubte nun, es sei jetzt nach dem Regen die geeignetste Zeit, die Körner zu säen. Darum grub ich, so gut ich's mit meinem hölzernen Spaten vermochte, ein Stück Land um, teilte es in zwei Felder und streute das Korn darauf. Als ich schon beim Säen war, fiel mir ganz zufällig ein, daß ich lieber nicht gleich alles auf einmal säen sollte, da ich doch nicht völlig sicher sei, ob jetzt auch wirklich die richtige Zeit dazu wäre. Ich verbrauchte deshalb zunächst nur zwei Drittel meines Vorrats und behielt von jeder Sorte eine Handvoll zurück.

Das gereichte mir später zu großem Troste; denn von dieser ersten Aussaat ging auch nicht ein einziges Körnlein auf. Da nämlich die trockene Zeit unmittelbar darauf folgte und kein Düngemittel das Wachstum der Saat förderte, so kam sie überhaupt nicht zum Keimen.

Als ich nun bemerkte, daß meine erste Aussaat nicht auflief, suchte ich mir eine etwas feuchtere Stelle aus, um dort einen zweiten Versuch zu machen. Ich wartete aber bis zum Februar, da dann eine neue Regenzeit bevorstand, grub in der Nähe meiner Laube ein Stück Land um und säete kurz vor der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche den Rest meines Korns hinein. Da die regnerischen Monate März und April unmittelbar darauf folgten, so ging es bald lustig auf und lieferte eine sehr gute Ernte. Weil ich aber nur noch wenig Korn zur Aussaat gehabt hatte, so betrug meine Ernte auch nur ungefähr die Hälfte eines Viertelscheffels von jeder Sorte. Doch war ich durch diese Erfahrung klüger geworden und wußte jetzt, wann die geeignetste Zeit zur Aussaat war, ja, daß ich sogar auf zwei Aussaaten und zwei Ernten im Jahre rechnen durfte.

Während nun mein Korn wuchs, machte ich eine kleine Entdeckung, die mir später nützlich werden sollte. Als nämlich der Regen vorüber war und das Wetter wieder beständig zu werden begann, besuchte ich nach monatelanger Abwesenheit meine Laube einmal wieder. Ich fand dort noch alles so vor, wie ich's verlassen hatte. Die von mir angelegte Doppelhecke war nicht nur fest und unversehrt geblieben, sondern die Pfähle, die ich von benachbarten Bäumen abgehauen hatte, waren sogar ausgeschlagen und hatten lange Zweige getrieben, so wie es bei uns die Weidenbäume zu tun pflegen, wenn sie geköpft sind. Ich war recht angenehm davon überrascht, als ich sah, wie die Stämmchen wuchsen und grünten. Ich beschnitt sie und putzte sie auf, damit sie soviel wie möglich in die Höhe wüchsen. Sie gediehen auch prächtig und gewährten mir später während der trockenen und heißen Jahreszeit einen schattigen Zufluchtsort.

Das veranlaßte mich, noch mehr solcher Pfähle abzuhauen und mir auch um meine erste Wohnung eine ähnliche Hecke anzulegen. Ich steckte die Stämmchen, etwa acht Ellen von der andern Umzäunung entfernt, in doppelter Reihe in den Boden, wo sie sogleich anwuchsen und meine Behausung später nicht nur verdeckten, sondern auch schützten.

Ich beobachtete, daß die europäische Einteilung des Jahres in Sommer und Winter für meine Insel nicht zutraf, sondern daß es hier statt dessen zwei nasse und zwei trockene Jahreszeiten gab, und zwar lagen diese folgendermaßen: Von Mitte Februar bis Mitte April war Regenzeit, da dann die Sonne in der Nähe der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche stand;

von Mitte April bis Mitte August war es trocken, da die Sonne dann nördlich vom Äquator stand; von Mitte August bis Mitte Oktober war abermals Regenzeit, der Herbst-Tag- und Nachtgleiche wegen, und von Mitte Oktober bis Mitte Februar war wieder trockene Zeit, denn die Sonne stand dann südlich vom Äquator.

Die Regenzeit dauerte manchmal länger oder kürzer, je nachdem gerade der Wind wehte. Durch die Erfahrung belehrt, trug ich jedesmal Sorge dafür, daß ich mich vor Eintritt der Regenzeit mit den nötigen Vorräten versah, um nicht zum Ausgehen gezwungen zu sein. Während der regnerischen Monate saß ich dann soviel wie möglich in meiner Behausung.

Diese Zeit benutzte ich zu allerhand nützlichen Beschäftigungen. So versuchte ich's auf mancherlei Art, mir einen Korb anzufertigen. Alle Zweige aber, die ich zu dem Zweck herbeigeschafft hatte, erwiesen sich als so spröde, daß nichts damit anzufangen war. Da gereichte es mir nun sehr zum Vorteil, daß ich als Knabe großes Vergnügen daran gefunden hatte, in der Werkstatt eines Korbmachers zuzuschauen, wie die Leute ihre Flechtwaren herstellten. Nach Art der Jugend hatte ich auch zuweilen selbst mit geholfen, und so besaß ich eine ziemlich gute Kenntnis des Herstellungsverfahrens, und es fehlte mir daher jetzt nur das Rohmaterial. Da fiel mir ein, daß die Zweige der Bäume, von denen ich meine Pfähle für die Hecke geholt hatte, vielleicht ebenso geschmeidig sein möchten wie Weidenruten, und ich beschloß, einen Versuch damit zu machen.

Ich begab mich also am nächsten Tage nach meinem Landhause, und als ich ein paar von den kleinen Zweigen abgeschnitten hatte, fand ich sie zu meiner Freude ganz für den Zweck geeignet. Daher holte ich mir am folgenden Tage, nachdem ich mich mit einem Beile versehen, eine große Menge davon, legte sie im Innern meiner Umzäunung zum Trocknen nieder und brachte sie, sobald sie mir brauchbar erschienen, in meine Höhle. Hier verfertigte ich mir nun während der nächsten Regenzeit eine Menge von Körben, teils um Erde oder anderes darin fortzuschaffen, teils um allerhand darin aufzubewahren. Zwar gelangen sie mir meistens nicht besonders schön in der Form, doch entsprachen sie ihrem Zweck vollkommen. Später trug ich auch Sorge, daß ich stets einen Vorrat von Körben hatte, und sobald die alten abgenutzt waren, fertigte ich mir wieder eine Anzahl neue an. Dabei kam es mir besonders darauf an,

die Körbe möglichst stark und tief zu machen, damit ich auch mein Getreide darin aufbewahren konnte, wenn ich erst einmal einen großen Vorrat davon besitzen würde.

Dreiunddreißigstes Kapitel / Robinson zähmt sich einen Papagei und ein Zicklein

Ich habe schon früher erwähnt, daß ich große Lust hatte, die ganze Insel kennen zu lernen, und daß ich auch schon an dem Bach hinauf gewandert war bis an die Stelle, wo ich mir die Laube errichtet hatte. Jetzt nahm ich mir vor, auf diesem Wege weiter quer durch die Insel zu marschieren, bis ich zur jenseitigen Küste gelangen würde. Und so machte ich mich denn eines Tages mit meiner Flinte, einem Beil, meinem Hunde und einer größeren Menge Pulver und Blei als gewöhnlich, sowie mit zwei Schiffszwiebäcken und einem großen Bündel Rosinen in meinem Beutel, auf die Reise.

Nachdem ich das Ende des Tales, in welchem meine Laube stand, durchwandert hatte, bekam ich bald westwärts das Meer in Sicht. Und da der Tag sehr klar war, so erblickte ich in der Ferne ganz deutlich Land; doch konnte ich nicht unterscheiden, ob es Insel oder Festland war. Es lag sehr hoch und erstreckte sich in langer Ausdehnung von Westen nach Westsüdwest. Nach meiner Schätzung mußte es mindestens 15 bis 20 Meilen von meiner Insel entfernt sein.

Es war mir unbekannt, was für ein Stück Erde das sein mochte; nur soviel wußte ich, daß es ein Teil von Amerika sein und in der Nähe der spanischen Besitzungen liegen mußte. Vielleicht war es ganz und gar von Wilden bewohnt, bei denen ich, falls ich dort gelandet wäre, in weit schlimmerer Lage gewesen wäre als hier. Ich beruhigte mich daher bei dem Gedanken an Gottes Fürsorge, die alles zum besten lenkt, und quälte mich nicht mehr mit eitlen Wünschen, anderswo zu leben. Außerdem sagte ich mir, wenn jenes Land wirklich zu den spanischen Niederlassungen gehöre, so müsse sich doch früher oder später sicherlich auch einmal ein Schiff in der Nähe zeigen. Wäre das aber nicht der Fall, so könne es nur eine von Wilden bewohnte Küste sein, die sich zwischen dem spanischen Gebiet und Brasilien erstreckte. Und zwar müßten es die schlimmsten von allen Wilden sein, nämlich Kannibalen oder Menschenfresser, die nichts von

Gastfreundschaft wissen und alle menschlichen Wesen, die in ihre Hände fallen, umbringen und verzehren.

Unter solchen Gedanken schritt ich gemächlich weiter. Ich fand diese Seite der Insel viel anmutiger als die von mir bewohnte. Es gab hier blumengeschmückte Wiesen und schöne Waldungen. Ich erblickte eine große Anzahl von Papageien und hätte gern einen davon gefangen, um ihn womöglich zu zähmen und sprechen zu lehren. Es gelang mir auch mit einiger Mühe, einen jungen Papagei mit meinem Stocke zu Boden zu schlagen. Nachdem er sich wieder etwas erholt hatte, nahm ich ihn mit nach Hause. Es dauerte aber ein paar Jahre, ehe ich ihn zum Sprechen bringen konnte. Endlich aber lernte er doch, mich bei meinem Namen zu rufen.

Diese Reise gewährte mir auch sonst noch allerhand Vergnügen. In den Tälern sah ich Hasen und Füchse; doch unterschieden sie sich wesentlich von denen, die ich anderswo gesehen hatte. Ich konnte mich auch nicht entschließen, sie zu verzehren, obwohl ich mehrere erlegte; denn es fehlte mir nicht an andern Nahrungsmitteln.

Ich marschierte nie mehr als zwei Meilen täglich geradeaus, doch machte ich zahlreiche Seitenwege und kehrte öfters um, damit mir nichts auf meiner Entdeckungsreise entging. Und so kam ich trotzdem immer ziemlich ermüdet auf dem Platze an, den ich mir zu meinem Nachtlager ausersehen hatte. Dann wählte ich mir entweder die Äste eines Baumes zum Nachtquartier, oder ich umgab mich mit einer Einfriedigung von Pfählen, die ich rings um mein Lager in den Boden steckte. So konnte sich kein wildes Tier mir nähern, ohne mich zu wecken.

Als ich nun an das Meeresufer gelangte, sah ich wieder zu meinem Erstaunen, daß ich meine Wohnung auf der ungünstigsten Seite der Insel angelegt hatte. Denn hier war der Strand mit unzähligen Schildkröten bedeckt, während ich auf der andern Seite binnen anderthalb Jahren nur drei gefunden hatte. Ebenso gab es hier eine große Menge Vögel der verschiedensten Arten, von denen ich einige bisher noch nie gesehen hatte. Manche darunter lieferten mir leckere Mahlzeiten; doch waren mir dem Namen nach davon nur die Pinguine bekannt.

Es wäre mir ein leichtes gewesen, von diesen so viele zu schießen, als ich nur wollte. Da ich aber sehr sparsam mit meiner Munition umging, so begnügte ich mich damit, eine Ziege zu erlegen, die mir für längere

Zeit Lebensunterhalt gewährte. Aber obwohl es hier weit mehr Ziegen gab als auf der andern Seite der Insel, so kostete es doch noch weit größere Mühe, an sie heranzukommen, da die Gegend eben und flach war und die Tiere mich infolgedessen leichter erblickten, als wenn ich sie auf einem Hügel beschlich.

Trotzdem mir nun dieser Teil der Insel viel angenehmer erschien als der, in welchem ich mich niedergelassen hatte, so verspürte ich doch nicht die geringste Neigung, meine Wohnung nach hier zu verlegen. Denn durch die Gewohnheit war mir diese so lieb geworden, daß es mir während meiner ganzen Reise immer war, als ob ich in der Fremde sei. Ich marschierte indessen noch etwa zwölf Meilen weiter an der Küste entlang, immer nach Osten zu. Dann errichtete ich einen großen Pfahl als Malzeichen am Strande und entschloß mich, wieder heimzukehren. Bei meiner nächsten Wanderung wollte ich dann von meiner Wohnung aus die andere Seite der Küste entlang gehen, bis ich wieder zu jenem Pfahl käme.

Für meine Heimkehr schlug ich einen andern Weg ein, als den ich gekommen war. Ich meinte nämlich, daß ich den Überblick über die Insel leicht behalten und meine Wohnung nicht verfehlen werde. Ich hatte mich jedoch getäuscht; denn als ich ein paar Meilen gegangen war, gelangte ich in ein geräumiges Tal, das derart von waldbedeckten Hügeln umkränzt war, daß ich mich über die von mir einzuschlagende Richtung nur nach dem Stande der Sonne zu orientieren vermochte. Zu meinem weiteren Mißgeschick aber traf es sich, daß während der drei bis vier Tage, die ich in diesem Tale zubrachte, das Wetter so neblig wurde, daß ich die Sonne überhaupt nicht zu sehen bekam und in sehr gedrückter Stimmung umherirrte. Schließlich sah ich mich genötigt, mich wieder nach der Seeseite hinzuwenden, meinen Pfahl aufzusuchen und dann denselben Weg, den ich gekommen war, zurückzugehen. Da nun das Wetter ungemein heiß war und ich an meiner Flinte, dem Schießbedarf und dem Beil schwer zu tragen hatte, so legte ich den Heimweg in nur ganz kleinen Tagemärschen zurück.

Auf diesem Weg erwischte mein Hund ein junges Zicklein. Schnell lief ich hinzu und rettete es vor seinen Zähnen. Ich hatte große Lust, es mit nach Hause zu nehmen, denn ich hatte schon oft darüber nachgedacht, ob es mir nicht möglich sei, ein oder zwei Zicklein lebendig einzufangen und so einen Stamm zahmer Ziegen aufzuziehen, die mich mit

Nahrung versehen könnten, wenn mein Pulver und Blei verbraucht sein würde. So machte ich denn für das kleine Geschöpfchen ein Halsband und führte es an einer Leine aus Taugarn, das ich bei mir hatte, bis zu meiner Laube. Hier schloß ich es in die Umzäunung ein und überließ es sich selbst; denn ich brannte vor Ungeduld, wieder nach Hause zu kommen, nachdem ich etwa einen Monat unterwegs gewesen war.

Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Freude ich meine alte Behausung begrüßte und mich zum ersten Male wieder in meine Hängematte schlafen legte. Die lange Reise, auf der ich wie ein Nomade gelebt hatte, war mir zuletzt so unerfreulich gewesen, daß mir mein Haus im Vergleich dazu als eine vollkommene Wohnung erschien. Meine ganze Umgebung erschien mir jetzt so behaglich, daß ich mir vornahm, mich nie wieder auf so lange Zeit von ihr zu entfernen.

Eine Woche hindurch pflegte ich nun der Ruhe, um mich von den Anstrengungen meiner Reise zu erholen. Den größten Teil dieser Zeit verwandte ich dazu, einen Käfig für meinen „Poll" anzufertigen; denn so nannte ich meinen Papagei, der mir bald ein lieber Hausgenosse wurde. Dann erinnerte ich mich auch des armen Zickleins, das ich in der Umzäunung meiner Laube eingesperrt zurückgelassen hatte. Ich nahm mir vor, es entweder zu holen oder ihm wenigstens Futter zu reichen. Als ich nun hinkam, fand ich es noch an derselben Stelle, wo ich es gelassen hatte; aber es war aus Mangel an Futter halb verhungert. Ich schnitt daher Zweige von Bäumen und Sträuchern ab, wie ich sie gerade fand, und warf sie ihm vor. Dann wollte ich es wieder anbinden, um es mitzunehmen. Aber es war durch den Hunger so zahm geworden, daß ich es gar nicht zu fesseln brauchte; es folgte mir von selber wie ein Hündlein. Da ich es nun immer regelmäßig fütterte, so wurde es bald so zutraulich, artig und lieb, daß es mir ebenfalls ein treuer Hausgenosse wurde und mir nicht von der Seite wich.

Vierunddreißigstes Kapitel / Robinson beginnt das dritte Jahr seines Insellebens

Die Regenzeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche war jetzt wieder herangekommen, und ich beging den 30. September auf dieselbe feierliche

Weise wie zuvor als den Jahrestag meiner Landung. Zwei Jahre befand ich mich nun schon auf der Insel, und meine Aussicht auf Befreiung war nicht größer als am Tage meiner Ankunft. Ich verwendete den Tag zu demütiger und dankbarer Erinnerung an die mannigfachen wunderbaren Gnadenerweisungen, die mir in meinem Einsiedlerleben zuteil geworden waren und ohne die meine Lage noch weit jammervoller gewesen wäre. Aus tiefstem Herzen dankte ich Gott, daß er mir Hilfe und Trost gewährt und mich ermutigt hatte, auf seine Vorsehung zu bauen und zu hoffen, daß er allezeit bei mir sein werde.

Jetzt erst begann ich mir darüber klar zu werden, wieviel glücklicher doch mein Leben war als früher. Wenn ich sonst so umhergestreift war, sei es, um zu jagen oder um mir die Gegend zu besehen, so hatte mich oft eine plötzliche Angst überfallen, und das Herz wollte mir brechen, wenn ich daran dachte, daß ich mich so ganz allein inmitten dieser Wälder, Berge und Einöden befand, ja, daß ich einem Gefangenen gleich von dem unendlichen Weltmeer hier in dieser Wildnis festgehalten werde ohne Aussicht auf Erlösung. Jetzt aber erfüllten mich ganz andere Gedanken. Täglich las ich im Worte Gottes und wandte dessen Tröstungen auf meine gegenwärtige Lage an. Als ich eines Morgens sehr niedergeschlagen war, schlug ich zufällig die Bibelstelle auf: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen." Sogleich fiel mir ein, daß diese Worte für mich bestimmt sein müßten. Warum sollten sie mir sonst gerade in diesem Augenblick aufgestoßen sein? — „Nun denn," sagte ich zu mir selbst, „wenn Gott mich nicht verlassen will, was kann mir dann wohl geschehen?"

Von diesem Augenblick an stand es in mir fest, daß ich mich in meiner Einsamkeit glücklicher fühlen könne als in der großen, weiten Welt. Schon wollte ich Gott dafür danken, daß er mich hierhergeführt habe; doch ein unbestimmtes Gefühl hielt mich davon ab. „Wie kannst du nur so heucheln," sagte ich zu mir selbst, „daß du Gott für eine Lage danken willst, aus der du doch am liebsten wieder befreit sein möchtest!" Wenn ich's nun auch nicht über mich gewann, Gott für meinen Aufenthalt auf der Insel zu danken, so dankte ich ihm doch aufrichtig dafür, daß er mir die Augen geöffnet und mich mein früheres Leben hatte erkennen und bereuen lassen.

In solcher Gemütsstimmung begann ich das dritte Jahr meines Insellebens.

Fünfunddreißigstes Kapitel / Die Ernte

In den Monaten November und Dezember erwartete ich täglich, daß meine Ernte an Gerste und Reis reif werden würde. Das Feld, das ich dafür urbar gemacht und umgegraben hatte, war nicht groß; denn meine Aussaat betrug, wie gesagt, von jeder der beiden Kornarten nicht mehr als einen halben Viertelscheffel, weil ich ja die ganze erste Ernte eingebüßt hatte. Diesmal dagegen versprach sie mir einen reicheren Ertrag.

Eines Tages aber entdeckte ich zu meinem Schrecken, daß mein Getreidefeld von allerhand Feinden bedroht wurde, die ich nur mit Mühe davon fernzuhalten vermochte. Zuerst waren es die Ziegen und jene kleinen Tiere, die ich Hasen nannte, die, von der Süßigkeit der jungen Halme angelockt, sich bei Tag und Nacht daran gütlich taten, so daß viele Halme vernichtet wurden, ehe sie noch Ähren ansetzen konnten.

Gegen diese Plage sah ich keine andere Hilfe, als daß ich mein Feld schleunigst mit einem dichten Zaune umgab. Trotzdem mein Stück Land nur klein war, brauchte ich doch etwa drei Wochen zu dieser Arbeit. Nachdem ich aber bei Tage einige von den Tieren weggeschossen und des Nachts meinen Hund als Wächter an einen Pfahl gebunden hatte, wo er nun die ganze Nacht hindurch bellte, zogen sich diese Feinde binnen kurzer Zeit zurück, und das Getreide wuchs kräftig heran und reifte zusehends.

Wie mir aber jene vierfüßigen Tiere geschadet hatten, solange das Korn noch grün war, so drohte ihm jetzt, als es Ähren trug, noch größere Gefahr durch die Vögel. Denn als ich eines Tages an dem Felde vorbeikam, sah ich, daß es von gefiedertem Volk aller Art wimmelte. Ich schoß sofort unter sie, und alsbald erhob sich eine wahre Wolke von Vögeln aus dem Getreide.

Das machte mich sehr besorgt; denn ich mußte erwarten, daß sie in wenigen Tagen meine ganze Ernte vernichten würden, so daß ich überhaupt kein Getreide mehr bauen könne und später Nahrungsmangel leiden werde. Ich beschloß daher, mein Korn, wenn irgend möglich, zu retten, und wenn ich's auch Tag und Nacht bewachen sollte. Zunächst untersuchte ich den bereits angerichteten Schaden und fand, daß die Vögel schon eine Menge Korn verzehrt hatten. Da das meiste aber noch zu grün war, so

war der Verlust nicht sehr groß, und wenn ich den Rest rettete, so konnte meine Ernte trotzdem noch gut werden.

Während ich nun neben dem Felde stand und meine Flinte lud, sah ich die Spitzbuben ringsum auf allen Bäumen sitzen, als ob sie nur auf mein Weggehen warteten. Ich tat, als ob ich mich entfernen wollte, und richtig — kaum war ich ihnen aus dem Gesicht gekommen, so ließen sie sich schon wieder einer nach dem andern im Getreide nieder. Darüber geriet ich in solchen Zorn, daß ich mich dicht an die Hecke schlich und abermals unter sie feuerte, wodurch ich drei von ihnen tötete. So aber hatte ich's gerade gewollt. Ich nahm die toten Vögel vom Boden auf und machte es mit ihnen, wie man's in England mit berüchtigten Dieben macht: ich hängte sie nämlich zum abschreckenden Beispiel für die andern auf. Man sollte es kaum für möglich halten, welch erstaunliche Wirkung dieses Verfahren hatte. Denn die Vögel wagten sich nicht nur nicht wieder ins Korn, sondern sie verließen sogar diesen Teil der Insel, und ich habe keinen der gefiederten Diebe mehr in der Nähe meines Feldes gesehen, solange meine Vogelscheuchen dort hingen.

Darüber war ich nun sehr froh, und in der letzten Hälfte des Dezembers, der zweiten Erntezeit in dieser Gegend, heimste ich mein Korn ein.

Ich geriet dabei wegen einer Sense oder Sichel in Verlegenheit, um das Getreide abschneiden zu können. Es blieb mir nichts weiter übrig, als mir aus einem der Säbel oder Entermesser, die ich unter den Waffen aus dem Wrack gerettet hatte, eine Sense anzufertigen. Da nun diese Ernte noch sehr gering war, so machte mir das Abmähen keine besondere Mühe. Ich schnitt nur die Ähren ab und trug sie in einem großen Korbe, den ich selbst geflochten hatte, heim. Dann rieb ich die Körner mit den Händen heraus und fand am Schluß der Ernte, daß ich aus einem Achtelscheffel Aussaat ungefähr zwei Scheffel Reis und über zweiundeinhalb Scheffel Gerste bekommen hatte, d. h. nach meiner Schätzung, denn ich besaß ja kein Maß.

Jedenfalls war dieser Erfolg für mich sehr ermutigend; denn ich ersah daraus, daß Gott mich nicht darben lassen wollte. Und doch setzte mich die Ernte auch wieder in gewisse Verlegenheit, da ich weder wußte, wie ich aus dem Getreide Mehl gewinnen, noch wie ich dieses von der Kleie sondern und Brotteig und schließlich Brot daraus bereiten sollte.

Weil ich nun dazu eines größeren Vorrats bedurfte, so beschloß ich, den Ertrag dieser Ernte zunächst noch gar nicht anzugreifen, sondern alles zur Aussaat für die folgende Ernte aufzusparen. Bis dahin aber wollte ich mein ganzes Nachdenken darauf richten, wie ich das große Werk der Brotbereitung am besten vorbereiten könne.

Mit Recht konnte ich jetzt von mir sagen, daß ich um das tägliche Brot arbeitete. Es ist fürwahr ein kleines Wunder, wenn man's recht bedenkt, wieviel Dinge notwendig sind, um den einen Gegenstand „Brot" herzustellen! Erst muß Vorsorge für die Saat getroffen werden, dann für die Ernte, darauf müssen die Körner in Mehl verwandelt und dieses schließlich zu Brot gebacken werden. Ich, der ich sozusagen im reinen Naturzustande lebte, konnte das besonders deutlich empfinden.

Zunächst besaß ich keinen Pflug, um den Boden aufzulockern. Diese Schwierigkeit überwand ich zwar dadurch, daß ich mir einen hölzernen Spaten herstellte. Weil er aber keinen eisernen Beschlag hatte, so nutzte er sich schnell ab, und die Arbeit ging immer schwerer und ungenügender damit vonstatten. Indessen trug ich das mit Geduld.

Als das Getreide aber gesäet war, fehlte es mir an einer Egge. Ich half mir, indem ich über das Feld hinschritt und einen großen, schweren Baumast darüber hinschleifte, der das Korn allerdings mehr einscharrte als richtig eggte.

Als es dann im Wachstum stand, brauchte ich wieder mancherlei, um es einzuzäunen, zu mähen, zu trocknen, heimzuschaffen, zu dreschen, von der Spreu zu sondern und aufzubewahren. Ferner bedurfte ich noch einer Mühle, um es zu mahlen, brauchte Siebe, um das Mehl zu säubern, Hefe und Salz, um es zu Brotteig zu verarbeiten, und schließlich einen Ofen, um das Brot darin zu backen. Trotzdem ich aller dieser Dinge entbehrte, war das Getreide doch für mich von unschätzbarem Werte und ein Trost für die Zukunft. Und da ich mich entschlossen hatte, vorläufig noch nichts von dem Korn zu Brot zu verwenden, so konnte ich während der nächsten sechs Monate meine ganze Tätigkeit und Erfindungsgabe darauf richten, mich mit den Gerätschaften zu versorgen, die ich für die spätere Verwertung meines Getreides gebrauchte.

Da ich jetzt so viel Samen besaß, um mehr als einen Morgen Land damit zu besäen, so mußte ich zunächst ein größeres Stück Boden urbar

machen. Vorher aber verging mir über eine Woche Zeit mit der Anfertigung eines neuen Spatens, der zwar sehr schwer ausfiel und die doppelte Anstrengung bei der Arbeit erforderte. Ich überwand aber auch das und streute nun meinen Samen über zwei große, ebene Flächen aus, die nahe bei meiner Wohnung lagen. Dann umgab ich sie mit einer dichten Hecke von demselben Strauchwerk, das ich schon früher angepflanzt hatte und das, wie ich wußte, von raschem Wachstum war. So hoffte ich, binnen Jahresfrist eine starke, lebendige Hecke zu haben, die nur geringer Ausbesserung bedurfte. Zu dieser Arbeit brauchte ich nicht weniger als drei volle Monate, da der größte Teil in die regnerische Jahreszeit fiel.

Sechsunddreißigstes Kapitel / Robinson als Töpfer

Während der Regenzeit beschäftigte ich mich zu Hause neben der Arbeit damit, daß ich meinen Papagei sprechen lehrte. Es gelang mir bald, ihm seinen eigenen Namen beizubringen, so daß er ihn zuletzt ganz deutlich aussprach. „Poll", das war das erste Wort, das ich auf der Insel aus einem andern Munde als dem meinigen vernahm.

Das war aber nicht meine eigentliche Arbeit, sondern nur eine Art Unterhaltung. Meine Haupttätigkeit bestand in etwas ganz anderem. Ich hatte schon lange darüber nachgedacht, wie ich mir auf die eine oder die andere Weise ein paar irdene Gefäße herstellen könnte, die ich bislang schmerzlich entbehrte; aber ich wußte nicht recht, wie ich dazu gelangen sollte. Doch wenn ich das heiße Klima bedachte, so zweifelte ich nicht daran, daß mir auch dies Werk gelingen würde, wenn ich nur den dazu nötigen Ton finden möchte. Die Sonne würde ihn dann schon trocknen, so daß er fest und stark genug werden würde, um ihn — zu größeren Gefäßen geformt — zur Aufbewahrung von Getreide, Mehl usw. benutzen zu können.

Es gelang mir denn auch nach langem Suchen, eine Art Tonerde auf meiner Insel zu entdecken. Ich nahm mir davon einen großen Klumpen mit nach Hause und begann nun meine Töpferarbeit. Meine ersten Versuche mißlangen jedoch gänzlich. Ich würde gewiß ausgelacht werden, wenn ich erzählen wollte, wieviel ungeschickte Wege ich einschlug, um die Masse zu formen, welch seltsame, plumpe und häßliche Dinger dabei entstanden und wie viele von ihnen beim Anfassen oder in der Sonnenhitze



B. B. 90, S. 97 Text siehe S. 106

wieder auseinanderfielen, weil der Ton nicht zähe genug war. In etwa zwei Monaten brachte ich nicht mehr als zwei unförmige, große irdene Gefäße zustande, die kaum den Namen Krüge verdienten.

Nachdem die Sonne sie dann hart und trocken gebrannt hatte, hob ich sie behutsam auf und setzte sie in zwei Körbe, die ich eigens für sie geflochten hatte, damit sie nicht zerbrachen. Da zwischen dem Topf und dem Korb jedesmal noch etwas Raum frei blieb, so füllte ich diesen mit etwas Reis- und Gerstenstroh aus. Und so hoffte ich denn, daß sich diese beiden Gefäße zur Aufbewahrung von Korn und Mehl eignen würden.

Während nun meine großen Krüge höchst mangelhaft ausgefallen waren, hatte ich mehr Glück bei der Verfertigung von allerhand kleinem Geschirr, wie runden Töpfen, flachen Schüsseln, Henkelkrügen, Tiegeln und was mir sonst gerade in den Sinn kam. Die Sonnenglut brannte alle diese Sachen außerordentlich fest.

Doch alles dieses entsprach noch nicht meinem eigentlichen Endzweck, nämlich irdenes Geschirr herzustellen, das Flüssigkeiten aufnehmen und Feuer aushalten könnte. Da bemerkte ich eines Tages, als ich ein ziemlich starkes Feuer angemacht hatte, um Fleisch daran zu braten, daß in der Asche ein Scherben von einem meiner irdenen Gefäße lag, der durch das Feuer steinhart und ziegelrot gebrannt war.

Das veranlaßte mich, darüber nachzudenken, wie ich wohl mein Feuer einrichten müsse, um einige Töpfe daran zu brennen. Ich hatte keine Ahnung von einem Brennofen, wie ihn die Töpfer benutzen, noch vom Glasieren mit Blei, obwohl es mir an letzterem nicht fehlte. Darum versuchte ich's auf meine Weise und stellte drei bauchige Töpfe und zwei oder drei andere in einem Haufen übereinander. Darauf legte ich Brennholz ringsherum, mit einem großen Haufen glühender Asche darunter. Ich unterhielt das Feuer von außen her mit frischem Brennmaterial und ebenso von oben, bis ich sah, daß die Töpfe innerhalb des Feuers durch und durch rotglühend waren, ohne daß sie sprangen. Dann ließ ich sie noch fünf bis sechs Stunden in der Hitze stehen, bis ich bemerkte, daß einer von ihnen flüssig zu werden begann, obwohl er nicht geplatzt war. Von der großen Hitze fing nämlich der dem Ton beigemischte Sand an zu schmelzen und würde zu Glas geworden sein, wenn ich noch länger mit Heizen fortgefahren hätte. Ich ließ daher nun allmählich mit Feuern

nach, bis die Töpfe die rote Farbe verloren, beobachtete sie aber noch die ganze Nacht, damit das Feuer nicht zu schnell ausging. Und so hatte ich denn am andern Morgen drei sehr gute, wenn auch nicht gerade schöne Kochtöpfe, sowie zwei andere Gefäße, die so hart gebrannt waren, wie ich's nur wünschen konnte. Der eine Topf war sogar durch den geschmolzenen Sand völlig glasiert worden.

Nun brauchte ich künftig keinerlei irdenes Geschirr mehr in meinem Haushalte zu entbehren. War es auch in der Form unvollkommen, so kam mir's darauf weniger an. Machte ich doch meine Gefäße ganz auf dieselbe Weise, wie Kinder aus Sand Topfkuchen backen, oder wie eine Köchin, die nicht gelernt hat, mit Teig umzugehen, eine Pastete formt.

Niemals aber hat wohl jemand größere Freude über einen unbedeutenden Gegenstand empfunden als ich, da es mir endlich gelungen war, irdenes Geschirr herzustellen, das das Feuer auszuhalten vermochte. Ich konnte es kaum erwarten, bis die Kochtöpfe abgekühlt waren. Nun tat ich Wasser darein und etwas Fleisch, das ich mir kochen wollte, was mir auch ausgezeichnet gelang. Dann bereitete ich mir von einem Stück Ziegenfleisch eine kräftige Suppe, obgleich sie mir nicht so schmackhaft geriet, wie ich sie gern gehabt hätte, da es mir an Graupen oder sonstigen Zutaten fehlte.

Siebenunddreißigstes Kapitel / Robinson als Müller und Bäcker

Meine nächste Absicht war darauf gerichtet, mir einen steinernen Mörser zu verschaffen, um mein Korn darin zu zerstampfen. Denn daß ich mit meinen zwei Händen allein eine Mühle zustande bringen könne, daran war nicht zu denken. Doch machte es mir schon große Schwierigkeit, einen geeigneten Ersatz dafür zu finden. Denn unter allen Handwerkern der Welt war ich zu dem eines Steinhauers wohl am wenigsten ausgerüstet. Es fehlte mir nicht nur an dem nötigen Werkzeug, mit dem ich die Arbeit hätte beginnen können, sondern noch mehr an geeignetem Material. Manchen lieben Tag brachte ich damit zu, einen großen Stein ausfindig zu machen, der sich aushöhlen und zu einem Mörser umgestalten ließe; aber es wollte mir nicht gelingen. Die meisten Steine saßen an den

Felsen fest, und ich konnte sie weder ausgraben noch auf andere Weise losarbeiten. Außerdem war das Gestein meiner Insel nicht hart genug, sondern sandig und leicht zerbröckelnd, so daß es weder die Wucht eines schweren Stampfers auszuhalten vermochte, noch sich überhaupt zum Zerstoßen des Getreides eignete, da sich der Sand sicherlich sogleich mit dem Mehl vermischt hätte.

Nachdem ich so sehr viel Zeit mit dem Suchen eines geeigneten Steines verloren hatte, gab ich es schließlich ganz auf und beschloß, mich lieber nach einem harten Holzklotz umzusehen, den ich auch viel leichter fand. Diesen rundete ich nun ab und formte ihn an der Außenseite mittels Axt und Beil. Dann brannte ich mit unsäglicher Mühe ein Loch hinein, so wie die Indianer in Brasilien ihre Kanus aushöhlen. Darauf verfertigte ich mir einen großen, schweren Stößer aus sogenanntem Eisenholz und verwahrte beides bis zur nächsten Ernte, wo ich mein Korn damit zu mahlen oder vielmehr zu zerstoßen gedachte, um Brot zu erhalten.

Nun galt es noch, ein Sieb oder einen Beutel herzustellen, um das Mehl zu reinigen, d. h. es von der Kleie und den Hülsen zu sondern. Ich besaß aber nichts, was dazu geeignet war, z. B. feinen Stramin oder ähnliches Zeug, um das Mehl durchzusieben. Monatelang wußte ich wahrhaftig nicht, wie ich die Sache anfangen sollte. Denn von meiner Leinwand hatte ich nur noch ein paar Lumpen übrig behalten. Ich besaß zwar Ziegenhaare, verstand aber nicht zu weben, und hätte ich's auch verstanden, so hätten mir doch die nötigen Gerätschaften dazu gefehlt. Endlich fand ich unter den Matrosensachen, die ich aus dem Wrack gerettet hatte, ein paar Halstücher aus Kattun oder Musselin. Aus diesen verfertigte ich mir nun drei kleine Beutel, die sich für meinen Zweck eigneten und mit denen ich mich Jahre hindurch behalf.

Das Backen war nun das nächste, was überlegt werden mußte. Dazu fehlte es mir erstlich an Hefe; da ich aber keine Möglichkeit sah, wie ich diesem Mangel abhelfen konnte, so machte ich mir darüber weiter kein Kopfzerbrechen. Größere Sorge bereitete mir die Einrichtung eines Backofens. Schließlich aber fand ich auch dafür einen Ausweg. Ich verfertigte ein paar breite, aber flache irdene Gefäße; diese brannte ich ebenso wie die früheren und stellte sie einstweilen beiseite. Als ich dann später ans Backen ging, machte ich auf meinem Herde, den ich mir aus viereckigen

Ziegelsteinen gebaut hatte, ein tüchtiges Feuer an, breitete die Asche oder die glühenden Kohlen über die ganze obere Fläche aus und ließ sie da so lange liegen, bis die Platte ganz heiß war. Dann räumte ich die Glut zur Seite und legte den Brotteig auf den Herd, stülpte die irdenen Schüsseln darüber und häufte die Glut rings um diese herum, damit die Hitze erhalten oder noch verstärkt wurde. So buk ich meine Gerstenbrote wie in dem besten Backofen der Welt und bildete mich in kurzer Zeit sogar noch nebenbei zum Konditor aus, indem ich mir auch allerlei Kuchen und Puddings aus Reis bereitete. Pasteten zu backen mußte ich freilich bleiben lassen, da ich außer dem Fleisch von Vögeln und Ziegen nichts hatte, was sich zur Füllung eignete.

Alle diese Arbeiten nahmen den größten Teil des dritten Jahres meines Aufenthalts auf der Insel in Anspruch; denn in der Zwischenzeit hatte ich auch noch meine Ernte und mein Hauswesen zu besorgen. Da sich mein Getreidevorrat beträchtlich vermehrt hatte, so mußte ich jetzt auch meine Vorratskammer vergrößern. Ich brauchte dazu einen besondern Raum; denn das Korn hatte sich dermaßen vervielfältigt, daß ich etwa 20 Scheffel Gerste und ebensoviel Reis erntete. Das war weit mehr, als ich nach meiner Berechnung innerhalb eines Jahres aufbrauchen würde. Daher beschloß ich, genau die gleiche Menge wie im vorigen Jahre auszusäen und das übrige zu Brot u. dgl. zu verwerten.

Achtunddreißigstes Kapitel / Robinson baut sich ein Boot

Während der ganzen Zeit, in der ich mich mit all diesen Dingen beschäftigte, schweiften meine Gedanken oft hinüber nach dem Lande, das ich von der andern Seite der Insel aus erblickt hatte. Ich bildete mir ein, das Festland gesehen zu haben, und wünschte im stillen, dort zu sein; denn von dort aus hoffte ich mir schon weiter forthelfen und Mittel und Wege zu meiner Rettung finden zu können.

An die Gefahren, die mir dabei drohten, dachte ich fast gar nicht mehr. Wie leicht z. B. konnte ich dort den Wilden in die Hände fallen, die womöglich noch schlimmer waren als die Löwen und Tiger in Afrika! Denn ich hatte früher gehört, daß die Bewohner der Karibischen Küste Kannibalen

seien, und nach meiner Berechnung konnte ich nicht weit von dieser Küste entfernt sein. Aber auch wenn es keine Menschenfresser waren, so mußte ich doch annehmen, daß mich die Bewohner jener Gegend töten würden. Hatten sie es doch mit andern Europäern, die in ihre Hände gefallen waren, ebenso gemacht, selbst wenn von diesen mehrere beisammen gewesen waren. Wieviel mehr würde es mir so ergehen, da ich nur allein war und mich nur wenig oder gar nicht zu wehren vermochte! Aber alle diese Bedenken schlug ich in den Wind, und nur der einzige Wunsch, nach jener Küste zu gelangen, ging mir im Kopfe herum.

Wie sehr wünschte ich mir jetzt meinen Knaben Xury und das Langboot mit dem Schafschinkensegel herbei, in welchem ich damals über tausend Meilen an der afrikanischen Küste entlang gefahren war! Doch das waren eitle Wünsche. Dagegen fiel mir ein, daß das große Boot unseres vom Sturm zerstörten Schiffes noch immer an seiner früheren Stelle auf dem Strande lag. Durch die Gewalt der Wellen war es fast völlig umgekehrt worden und lehnte an einer hohen Klippe kieseligen, groben Sandes, war aber frei von Wasser. Hätte ich nur die erforderlichen Arbeitskräfte gehabt, um es wieder instand zu setzen und flott zu machen, so würde das Boot noch ganz brauchbar gewesen sein, um mich nach Brasilien zurückzutragen zu können. Aber ich hätte mir ebensogut vornehmen können, die ganze Insel vom Fleck zu bewegen, als ohne weitere Hilfe das schwere Boot umzudrehen und ins Wasser zu schaffen.

Trotzdem ging ich in den Wald und schnitt Hebebäume und Walzen ab und schleppte sie zum Boote, um zu versuchen, was sich tun ließe. Nach drei bis vier Wochen vergeblicher Arbeit aber mußte ich mich überzeugen, daß es mir nicht möglich war, mit meinen schwachen Kräften das Boot aufzurichten. Nun kam ich auf die Idee, es durch Wegschaufeln des Sandes zu unterhöhlen und so zu bewirken, daß es sich auf die Seite legte. Aber auch das wollte mir nicht gelingen, und so mußte ich die Sache endlich aufgeben.

Obgleich nun die Hoffnung, die ich auf das große Boot gesetzt hatte, vereitelt war, so gab ich doch meinen Wunsch, mich aufs Meer hinauszuwagen, darum noch nicht auf. Vielmehr kam ich nun auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, daß ich mir selbst ein Kanu oder eine Piroge baute, ganz so, wie es die Eingebornen jener Gegenden machten, nämlich

aus einem großen Baumstamm. Warum sollte mir das nicht ebensogut möglich sein, ja noch besser, da ich über vollkommenere Werkzeuge verfügte? Ich freute mich schon ordentlich darauf, den Plan auszuführen, dachte aber nicht an die Schwierigkeit, wie ich ganz allein das fertige Boot ins Wasser schaffen wollte. Ich war so auf die Überfahrt versessen, daß ich alles andere darüber vergaß.

Mit einem wahren Feuereifer ging ich an die Arbeit. Ich fällte zunächst einen Zedernbaum von solcher Stärke, daß ich bezweifle, ob Salomo beim Tempelbau zu Jerusalem einen ähnlichen gehabt hat. Er hatte 5 Fuß 10 Zoll im Durchmesser am untern Ende des Stammes und 4 Fuß 11 Zoll oben in einer Höhe von 22 Fuß; von da an teilte er sich in mehrere Äste. Natürlich machte mir das Fällen unbeschreibliche Mühe. Zwanzig Tage war ich allein damit beschäftigt, den Stamm am untern Ende abzuhacken, und vierzehn weitere Tage, um ihn von den Ästen und Zweigen der ungeheuren Krone zu befreien. Einen ganzen Monat kostete es mich, dem Stamm die gewünschte Form zu geben, damit er ungefähr wie der untere Teil eines Bootes aussah und später nicht umkippte. Weitere drei Monate brauchte ich, um das Innere auszuhöhlen und zu einem richtigen Boote auszuarbeiten; denn ich bewerkstelligte alles ohne Feuer, bloß mit Meißel und Schlegel. Nach unendlich saurer Arbeit hatte ich endlich eine hübsche Piroge fertig, die geräumig genug war, 26 Mann aufzunehmen, und also auch groß genug für mich und alle meine Habe.

Ich freute mich herzlich, als ich diese Arbeit vollendet hatte. Mein Boot war viel geräumiger, als ich's je, aus einem Stamm gefertigt, gesehen hatte. Dafür hatte es aber auch manchen sauren Hieb gekostet; das kann ich versichern! Nun blieb mir nur noch eins übrig, nämlich es ins Wasser zu schaffen. Wäre mir auch das gelungen, so würde ich ohne Zweifel die tollste Reise angetreten haben, die wohl jemals von einem einzelnen Menschen unternommen worden.

Aber alle meine Versuche, es ins Wasser zu bringen, schlugen fehl, obgleich sie mir unendliche Mühe verursachten. Mein Boot lag nur etwa hundert Ellen vom Wasser entfernt. Aber gleich die erste Schwierigkeit bestand darin, daß es an einem Hügel nach der Flußmündung hin lag. Um dieses Hindernis zu beseitigen, entschloß ich mich, die Erde wegzugraben und so einen Abhang herzustellen. Sogleich ging ich an die Arbeit, die

mir zwar unendliche Mühe bereitete. Doch wer läßt sich wohl eine Arbeit verdrießen, wenn sie ihm die Freiheit verheißt! Als aber diese erste Schwierigkeit endlich überwunden war, stand mein Boot trotzdem noch immer auf demselben Fleck; denn ich konnte es ebensowenig von seiner Stelle bewegen wie vordem das große Schiffsboot.

Nun maß ich die Entfernung und beschloß, einen Kanal zu graben; denn ich dachte, da ich mein Kanu nicht nach dem Wasser zu schaffen vermochte, so wollte ich das Wasser nach dem Kanu leiten. Ich fing auch dieses Werk mutig an. Als ich aber näher darüber nachdachte und ausrechnete, wie tief und breit ich graben müßte und wieviel Erdmassen ausgehoben und fortgeschafft werden müßten, da stellte sich heraus, daß ich mit den beiden mir allein zur Verfügung stehenden Händen zehn bis zwölf Jahre nötig haben würde, ehe ich damit fertig sein könnte. Denn das Ufer lag so hoch, daß der Kanal am oberen Ende mindestens zwanzig Fuß tief sein mußte. Darum gab ich zuletzt, wenngleich mit großem Widerstreben, auch diesen Versuch auf.

Es betrübte mich aber sehr, und jetzt erst, wo es doch zu spät war, sah ich ein, wie töricht es ist, ein Werk zu beginnen, ehe man sich darüber klar geworden ist, ob man's auch vollenden kann.

Neununddreißigstes Kapitel / Robinson als Schneider und Schirmmacher

Mitten in diesen Arbeiten ging das vierte Jahr meines Aufenthalts auf der Insel zu Ende. Ich beging den Jahrestag meiner Landung mit derselben Andacht wie früher. Durch das Lesen im Worte Gottes und durch ernstliches Nachdenken war ich zu einer immer tieferen religiösen Erkenntnis gekommen. Ich sah jetzt alles mit andern Augen an als einst. Die Welt betrachtete ich jetzt mehr als ein fern von mir liegendes Land, von dem ich nichts zu erwarten hatte. Sie erschien mir wie ein Platz, den ich für immer verlassen hatte, und ich hätte wohl mit Vater Abraham im Gleichnis sprechen können: „Zwischen mir und dir ist eine große Kluft befestigt."

Meine Lebensweise war trotz der letzten Mißerfolge freudiger geworden. Häufig setzte ich mich mit einem Gefühle der Dankbarkeit zu Tische und

bewunderte die Hand Gottes, die mir so reichlich den Tisch in der Wüste gedeckt hatte.

Ich gewöhnte mich daran, mehr die Lichtseiten meines Lebens zu betrachten als die Schattenseiten. Oft stellte ich mir vor, wie es mir wohl ergangen wäre, wenn ich nichts aus dem Wrack hätte retten können. Nichts als Eier und Schildkröten würde ich dann zu meiner Nahrung gehabt haben, und da ich diese auch erst nach längerer Zeit entdeckte, so hätte ich wahrscheinlich verhungern müssen. Und wäre das nun auch nicht geschehen, so wäre ich doch gezwungen gewesen, wie ein Wilder zu leben. Ich hätte ja kaum gewußt, wie ich eine Ziege oder einen Vogel — nachdem ich sie auf irgend eine Weise getötet — abhäuten oder zerlegen sollte, sondern hätte wie die wilden Tiere das Fleisch mit den Zähnen abknabbern oder mit den Händen abreißen müssen.

Solche Betrachtungen führten mich zu einer völligen Ergebung in Gottes Willen und zur Dankbarkeit in meiner gegenwärtigen Lage. —

Ich war nun schon so lange auf der Insel, daß viele von den Sachen, die ich zu meinem Gebrauch mit ans Land gebracht hatte, entweder ganz oder zum größten Teil abgenutzt waren. Meine Tinte war schon lange aufgebraucht bis auf eine Kleinigkeit, die ich nach und nach immer mehr mit Wasser verdünnte, bis sie schließlich so blaß war, daß sie kaum noch einen schwarzen Schimmer auf dem Papier zurückließ. Seit dem zweiten Jahre merkte ich mir nur kurz das Allerwichtigste, was mir begegnete.

Als ich einmal die Ereignisse meiner Vergangenheit miteinander verglich, entdeckte ich ein merkwürdiges Zusammentreffen gewisser Jahrestage in meinem Leben. Wäre ich abergläubisch gewesen, so hätte ich Anlaß gehabt, diese Tage als für mich verhängnisvoll anzusehen. An demselben Tage nämlich, an dem ich meinen Eltern heimlich davongelaufen war, hatten mich später die Seeräuber in Sale gefangengenommen und zum Sklaven gemacht. An dem gleichen Tage, an welchem ich auf der Reede von Yarmouth gerettet wurde, entfloh ich später aus Sale. An meinem Geburtstage endlich, dem 30. September, wurde ich 26 Jahre hernach an das Ufer dieser Insel geworfen, so daß mein schlechtes Leben wie die Schule meiner Besserung an dem nämlichen Jahrestage ihren Anfang genommen.

Das zweite, was außer der Tinte zu Ende ging, war mein Schiffs-

zwieback. Ich hatte ihn bis aufs äußerste gespart und mir seit dem zweiten Jahre täglich nur noch einen einzigen gegönnt. Trotzdem mußte ich mich fast ein volles Jahr ohne Brot behelfen, bevor ich so weit war, daß ich es mir selber aus eigenem Korn herstellen konnte.

Auch meine Kleider begannen allmählich zu zerfallen. Von Wäsche besaß ich schon seit längerer Zeit nichts mehr als ein paar karierte Hemden, die ich in den Kisten einiger Matrosen gefunden hatte. Auch einige dicke Matrosenüberröcke waren noch vorhanden, aber zum Tragen waren sie mir viel zu heiß. Zwar hätte ich des warmen Klimas wegen gar keiner Kleidung bedurft; aber es war mir dennoch nicht möglich, unbekleidet zu gehen, selbst wenn ich's auch gewollt hätte. Denn wenn ich ganz entblößt war, vermochte ich die Sonnenhitze nicht zu ertragen, die mir Blasen auf der Haut verursachte. Ebensowenig konnte ich mich daran gewöhnen, ohne Hut oder Mütze auszugehen; denn die Hitze traf meinen Kopf mit solcher Heftigkeit, daß ich sofort Kopfschmerzen bekam.

Unter diesen Umständen mußte ich allmählich daran denken, die wenigen Lumpen, die ich hatte und Kleider nannte, einigermaßen wieder instand zu setzen. Meine Westen hatte ich sämtlich abgetragen; daher beschloß ich zu versuchen, ob ich nicht aus den dicken Überröcken oder sonstigem Material mir Jacken anfertigen könnte. So machte ich mich denn ans Schneidern oder vielmehr ans Flicken. Ungeschickt genug stellte ich mich dabei an. Trotzdem bekam ich doch zwei oder drei Jacken fertig, mit denen ich eine Weile auszukommen hoffte. Was dagegen die Kniehosen betraf, so brachte ich zunächst nur ein ganz klägliches Machwerk zustande.

Ich muß hier erwähnen, daß ich die Felle aller von mir erlegten Tiere aufzubewahren pflegte. Ich hatte sie, an Stangen aufgespannt, in die Sonne gehängt. Dadurch waren einige so trocken geworden, daß sie zu nichts mehr taugten; die andern aber schienen mir noch recht gut brauchbar. Das erste, was ich mir daraus machte, war eine große Mütze. Ich kehrte dabei die rauhe Seite des Felles nach außen zum Schutze gegen den Regen. Die Mütze gelang mir so gut, daß ich mir später einen ganzen Anzug aus Tierfellen anfertigte, nämlich eine Jacke und ein paar kurze Hosen, beides recht lose anliegend, denn sie sollten mich mehr kühl als warm halten. Der Anzug war allerdings ziemlich kläglich geraten; denn war ich schon ein schlechter Tischler gewesen, so war ich doch ein noch viel

schlechterer Schneider. Immerhin aber konnte ich mich doch damit behelfen, und wenn ich zufällig draußen vom Regen überrascht wurde, so blieb ich, da die rauhe Seite nach außen gekehrt war, vollständig trocken.

Nach dieser Leistung verwandte ich sehr viel Zeit und Mühe auf die Anfertigung eines Schirmes, dessen ich bei der Hitze besonders dringend bedurfte. Ich hatte in Brasilien gesehen, wie Schirme hergestellt wurden. Und so gab ich mir die erdenklichste Mühe, bis ich auch ein solches Gestell zustande gebracht hatte. Die größte Schwierigkeit machte mir dabei die Einrichtung, daß sich der Schirm zusammenklappen ließ. Nach zwei oder drei vergeblichen Versuchen gelang mir dies endlich. Als nun das Gestell soweit fertig war, überzog ich es mit Tierfellen, die Haare ebenfalls nach außen gerichtet, so daß der Regen wie von einem schrägen Dache ablief. Vor allem aber gewährte mir mein Schirm hinreichenden Schutz gegen die Sonne, so daß ich bei dem heißesten Wetter ungefährdet ausgehen konnte, und wenn ich ihn nicht mehr brauchte, so klappte ich ihn einfach zusammen und trug ihn unter dem Arm.

So führte ich ein sehr behagliches Leben. Meine Seele fand ihre Ruhe in der gänzlichen Ergebung in Gottes Willen, und ich überließ mich völlig den Fügungen der Vorsehung.

Vierzigstes Kapitel / Robinson unternimmt eine Kahnfahrt um seine Insel

Ich wüßte nicht, was sich in den nächsten fünf Jahren Bemerkenswertes ereignet hätte. Ich lebte in derselben Weise wie bisher weiter. Meine Hauptbeschäftigung bestand in der jährlichen Aussaat und Ernte von Gerste und Reis und dem Trocknen meiner Trauben, wovon ich mir immer so viel vorrätig hielt, daß ich für ein ganzes Jahr damit versorgt war. Daneben ging ich täglich mit der Flinte aus. Auch arbeitete ich in meinen freien Stunden außerdem noch an dem Bau eines neuen Bootes. Denn das erste, das zu groß geraten war, weil ich es ohne Überlegung gemacht hatte, lag noch immer auf seinem alten Platze als eine Mahnung für mich, ein andermal klüger zu sein.

Nun, diesmal ging ich vorsichtiger ans Werk. Da ich keinen geeigneten Baum in unmittelbarer Nähe des Wassers entdecken konnte, so

suchte ich weiterhin und fand endlich, etwa eine halbe Meile von der Küste entfernt, einen schönen, tauglichen Baum. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß es mir diesmal gelingen würde und ich das Unternehmen nicht wieder aufzugeben brauchte, ging ich ans Werk. Obgleich ich fast zwei Jahre darauf verwandte, so ließ ich mich doch keine Mühe verdrießen, in der Hoffnung, nun endlich ein Boot zu bekommen, mit dem ich in See gehen könne. Als es endlich fertig war, grub ich einen Kanal von sechs Fuß Breite und vier Fuß Tiefe und schaffte das Boot fast eine halbe Meile weit flußabwärts an die See.

Bald aber fand sich, daß die Größe meiner Piroge nicht genügte, um meinen ursprünglichen Plan auszuführen, nämlich mich darin nach dem Festlande hinüberzuwagen. Ich gab daher diesen Plan endgültig auf und dachte nicht weiter mehr daran. Da ich aber das Boot nun einmal hatte, so nahm ich mir vor, darin eine Rundfahrt um die Insel zu machen. Denn als ich früher zu Lande nach der andern Seite der Insel marschiert war, hatte ich große Lust bekommen, auch die übrigen Teile der Küste kennen zu lernen.

Zu diesem Zwecke errichtete ich in meinem Boote einen kleinen Mast und befestigte daran ein Segel, das ich aus Stücken alten Segeltuchs angefertigt hatte, wovon ich noch einen großen Vorrat besaß. Nachdem dies geschehen war, probierte ich das Boot und fand, daß es vortrefflich segelte. Dann brachte ich ein paar Kasten an beiden Enden des Fahrzeugs an, um darin Lebensmittel, notwendige Gerätschaften und Schießbedarf vor Regen und Wellenschaum geschützt aufzubewahren. Ferner schnitt ich noch eine schmale, längliche Höhlung in die Innenseite des Bootes, um meine Flinte hineinzulegen, und brachte darüber ein Stück Zeug an, um sie vor Nässe zu schützen. Am untern Ende des Fahrzeugs befestigte ich meinen Sonnenschirm, so daß er wie ein Zelt über meinem Kopfe stand und die Hitze von mir fernhielt.

So ausgerüstet, machte ich zunächst kleine Fahrten auf das Meer hinaus; doch wagte ich's nicht, mich weit von der Flußmündung zu entfernen. Da ich aber nun einmal darauf erpicht war, den Umfang meines kleinen Königreichs kennen zu lernen, so entschloß ich mich zu der Umsegelung meiner Insel. Ich versorgte mich für die Reise, indem ich zwei Dutzend von meinen Gerstenbroten oder richtiger Gerstenkuchen, ferner einen Topf

voll gerösteter Reiskörner, ein kleines Fäßchen Rum und eine halbe Ziege hineintrug. Auch Pulver und Blei nahm ich mit, um unterwegs Tiere damit erlegen zu können, und endlich zwei von den großen Überröcken, von denen mir der eine als Nachtlager und der andere als Decke dienen sollte.

Es war am 6. November des zehnten Jahres meiner Herrschaft oder, wenn man will, meiner Gefangenschaft, als ich diese Reise antrat. Sie dehnte sich länger aus, als ich erwartet hatte. Denn obgleich die Insel selbst nicht groß war, so nötigte mich die Reihe von Klippen, die sich auf der Ostseite über zwei Meilen weit ins Meer erstreckten, und an ihrem Ende noch eine trockene Sandbank, diese Landspitze in einem weiten Umwege zu umschiffen. Da ich anfangs nicht wußte, wie weit ich in die See hinauszufahren gezwungen sei und wie ich wieder zurückgelangen sollte, so wollte ich schon umkehren und die ganze Unternehmung aufgeben. Doch ging ich vorläufig vor Anker, nahm die Flinte und stieg ans Land. Hier erkletterte ich eine Anhöhe, von der ich jenen Teil der Küste mit den Klippen samt der Sandbank übersehen konnte.

Bei meinem Ausblick auf die See bemerkte ich eine reißende Strömung, die nach Osten ging und dicht an der Landspitze vorüberkam. Wenn ich in diese Strömung geriet, so konnte ich durch ihre Gewalt ins Meer hinausgetrieben werden und vielleicht nicht imstande sein, die Insel wieder zu erreichen. Und eine ähnliche Strömung floß auch auf der andern Seite der Landspitze, nur mit dem Unterschiede, daß sie hier in etwas größerer Entfernung begann. Außerdem befand sich hier dicht an der Küste ein starker Strudel, in den ich unfehlbar geraten würde, wenn ich die erste Strömung vermeiden wollte.

Zwei Tage lang blieb ich hier liegen. Der Wind blies nämlich ziemlich steif aus Ostsüdost, jener Strömung gerade entgegen, und verursachte an der Landspitze eine starke Brandung. Daher war es für mich nicht rätlich, weiterzufahren. Am Morgen des dritten Tages aber war die See ruhig, da sich der Wind gelegt hatte, und nun wagte ich die Fahrt. Aber kaum war ich an der Spitze der Sandbank angekommen, als ich mich auch schon in sehr tiefem Wasser und in einer starken Strömung wie vor einem Mühlenwehr befand. Mein Boot wurde mit solcher Gewalt fortgerissen, daß ich mich bald einige Meilen weit in den Ozean

hineingetrieben sah. Kein Wind kam mir dabei zu Hilfe, und mit meinem Rudern konnte ich soviel wie nichts ausrichten. Ich hielt mich für verloren und blickte voller Verzweiflung nach meiner Insel als nach dem angenehmsten Orte der Welt zurück. In heftigem Verlangen streckte ich die Arme nach ihr aus und rief: „O du glückliche Einöde, soll ich dich nicht wiedersehen? Wohin werde ich unglückseliges Geschöpf geraten?"

Gegen Mittag glaubte ich eine kleine Brise im Gesicht zu spüren. Das machte mir das Herz ein wenig leichter, und noch mehr erfreute es mich, als etwa eine halbe Stunde später ein hübscher kleiner Sturm zu sausen anfing. Mittlerweile war ich schon eine ziemlich große Strecke von der Insel weggeraten. Wäre nur die geringste Bewölkung oder Nebel dazwischen gekommen, daß ich die Insel aus dem Gesicht verlor, so hätte ich mich wohl nicht wieder dahin zurückgefunden; denn ich hatte keinen Kompaß an Bord und hätte nicht gewußt, wie ich steuern sollte. Da aber das Wetter klar blieb, so spannte ich mein Segel aus und steuerte gerade auf die Insel los. Gegen 5 Uhr nachmittags gelangte ich endlich etwa zwei Meilen nördlich von meinem Ausgangspunkte in eine kleine Bucht und stieg bald ans Land.

Am Ufer angekommen, fiel ich auf die Knie und dankte Gott für meine Errettung. Nun gab ich jeden Gedanken an Befreiung vermittelst meines Bootes auf. Nachdem ich mich an den mitgenommenen Lebensmitteln gestärkt hatte, brachte ich mein Boot dicht ans Ufer in eine kleine Bucht, die ich dort, unter Bäumen versteckt, aufgefunden hatte. Dann legte ich mich zum Schlafen nieder; denn ich war von den Anstrengungen völlig erschöpft.

Als ich erwachte, war ich in großer Verlegenheit, wie ich mit meinem Boote wieder heimgelangen sollte. Ich hatte so viel Fährnisse ausgestanden, daß ich nicht daran denken mochte, denselben Weg, den ich gekommen war, wieder zurückzukehren. Was mich aber an der andern Seite der Insel, der Westküste, erwartete, wußte ich nicht, und ich verspürte keine Lust nach weiteren Abenteuern. Deshalb entschloß ich mich, zunächst in westlicher Richtung an der Küste entlang zu fahren, um zu sehen, ob ich nicht eine geeignete Bucht fände, wo ich meine Piroge in Sicherheit bringen und sie später wieder abholen könnte, sobald ich ihrer bedürfte. Nach einer Fahrt von drei Meilen kam ich denn auch in eine ganz vorzügliche

Bucht. Sie war etwa eine Meile breit, verengte sich dann aber, bis sie in einer kleinen Flußmündung endigte und dort einen für mein Boot sehr bequemen Hafen bildete. Hier verbarg ich mein Fahrzeug und ging dann ans Land, um mich umzuschauen und festzustellen, wo ich mich befände.

Bald bemerkte ich, daß ich nur ganz wenig über die Gegend hinausgelangt war, wo ich schon früher bei meiner Fußreise gewesen war. Daher nahm ich weiter nichts aus meinem Boote mit als die Flinte und den Sonnenschirm, weil es sehr heiß war, und trat dann meinen Rückmarsch an. Am Abend erreichte ich meine Sommerwohnung und fand dort alles noch so, wie ich's verlassen hatte.

Ich stieg über die Umzäunung und legte mich im Schatten nieder, um meine Glieder auszuruhen. Da ich sehr müde war, so schlief ich auch bald ein. Wer aber stellt sich meine Überraschung vor, als ich durch eine Stimme aus dem Schlafe geweckt wurde, die mich wiederholt bei meinem Namen rief: „Robin, Robin, Robin Crusoe, armer Robin Crusoe! Wo bist du, Robin Crusoe? Wo bist du? Wo bist du gewesen?"

Ich glaubte, ich hätte geträumt, daß jemand mit mir spreche. Als aber die Stimme fortfuhr, immerfort zu rufen: „Robin Crusoe, Robin Crusoe!" da ermunterte ich mich und fuhr erschrocken in die Höhe. Kaum aber hatte ich meine Augen aufgeschlagen, da sah ich meinen Poll auf der Hecke sitzen und merkte nun sofort, daß er es gewesen war, der mit mir gesprochen hatte; denn genau so hatte ich's ihm ja oft vorgesprochen.

Aber trotzdem dauerte es noch eine Weile, bis ich mich zu fassen vermochte. Vor allem wunderte es mich, wie das Tier hierhergekommen war. Als ich mich jedoch von meinem Schrecken erholt hatte, streckte ich meine Hand aus und rief seinen Namen: „Poll!" Sogleich kam das zutrauliche Tier herbeigeflogen, setzte sich auf meinen Daumen und fuhr in seinem Geschwätz fort: „Armer Robin Crusoe! Wie kommst du hierher? Wo bist du gewesen?" als wäre er außer sich vor Freude, mich wiederzusehen. So nahm ich ihn denn mit nach Hause.

Für eine Zeitlang hatte ich nun genug vom Seefahren. Ich blieb mehrere Tage still zu Hause und dachte nach über die Gefahr, in der ich geschwebt hatte. Ich wäre sehr froh gewesen, wenn ich auch mein Boot wieder glücklich auf dieser Seite der Insel gehabt hätte; doch wußte ich nicht,

wie ich das bewerkstelligen sollte. Deshalb gab ich mich damit zufrieden, kein Boot mehr zu besitzen, obwohl es mich unendlich viel Arbeit und Zeit gekostet hatte, es herzustellen, und noch mehr, es in See zu schaffen.

Einundvierzigstes Kapitel / Robinson züchtet sich eine Ziegenherde

Fast ein Jahr lang führte ich nun ein sehr stilles, zurückgezogenes Leben. Während dieser Zeit vervollkommnete ich mich in verschiedenen Fertigkeiten, zu deren Übung mich meine Bedürfnisse genötigt hatten. Ich glaube, ich hätte jetzt einen ganz guten Tischler abgeben können, besonders wenn ich bedenke, wie wenig Werkzeug ich besaß.

Außerdem brachte ich es zu einer sehr wesentlichen Verbesserung in der Herstellung meines Tongeschirrs. Ich kam jetzt nämlich auf den Gedanken, den Ton auf einer Scheibe zu drehen, was weit bequemer und besser ging, da die Gefäße infolgedessen rund und symmetrisch wurden, während sie früher häßlich anzusehen gewesen waren. Nie aber war ich auf meine Leistung stolzer und mehr darüber erfreut, als da es mir gelang, eine Tabakspfeife herzustellen. Zwar war es bei Lichte besehen nur ein häßliches plumpes Ding und bestand wie meine andern irdenen Sachen aus rot gebranntem Ton, allein sie war hart und fest und erfüllte ihren Zweck, weshalb ich sehr mit ihr zufrieden war.

Auch in meinen Flechtarbeiten machte ich Fortschritte und verfertigte mir einen Überfluß von allen möglichen Körben. Sie waren zwar nicht gerade schön, aber doch sehr handlich und bequem zur Aufbewahrung und zum Fortschaffen vieler Sachen. Besonders dienten sie mir zur Aufnahme meines Getreides, das ich, sobald es getrocknet war, durch Reiben entkörnte, von den Hülsen reinigte und in recht großen Körben aufbewahrte.

Mit der Zeit bemerkte ich leider, daß mein Pulver beträchtlich abnahm; denn ich befand mich nun schon im elften Jahre auf der Insel. Da ich diesen Mangel voraussichtlich nie wieder ersetzen konnte, so überlegte ich ernsthaft, was ich anfangen sollte, wenn ich gar kein Pulver mehr hätte, insbesondere wie ich dann noch Ziegenfleisch, meine Hauptnahrung, erhalten könne.

Wie ich schon früher erwähnt, hatte ich im dritten Jahre meines

Hierseins ein junges Zicklein aufgezogen. Ich hatte gehofft, auch einen Bock dazu zu bekommen und mir so eine Ziegenzucht anzulegen. Aber es war mir leider immer nicht gelungen. So war mein Zicklein unterdessen eine alte Geiß geworden, die zu töten ich nicht übers Herz bringen konnte. Schließlich war sie vor Alter gestorben.

Ich sann nun auf eine List, um wenn möglich gleich mehrere Ziegen lebendig zu bekommen; vor allen Dingen wünschte ich eine Geiß mit Jungen zu erhalten. Zu dem Zwecke legte ich Schlingen, um sie darin zu fangen. Aber meine Stricke waren nicht mehr haltbar genug, und so fand ich die Schlingen stets zerrissen und den Köder verzehrt.

Daher beschloß ich, den Fang in Gruben zu versuchen. Ich legte also mehrere große Löcher an, und zwar an solchen Stellen, wo die Ziegen zu weiden pflegten. Diese Gruben überdeckte ich mit selbstgefertigtem Weidengeflecht, das ich an den Rändern mit Steinen beschwerte und überall mit Gerste und Reis überstreute. Bald bemerkte ich an den Fußspuren, daß die Ziegen auch gekommen waren und die Körner weggefressen hatten, aber in die Falle waren sie trotzdem nicht gegangen. Das entmutigte mich sehr. Nachdem ich aber die Fallen verbessert hatte, fand ich eines Morgens in einer Grube einen alten Ziegenbock und in einer andern drei junge Zicklein, ein männliches und zwei weibliche.

Was ich mit dem alten Bock anfangen sollte, wußte ich nicht. Er war so wild, daß ich ihm nicht nahe zu kommen wagte. Ich hätte ihn ja totschießen können; aber das wollte ich nicht, weil es meinem Zwecke nicht entsprach. So ließ ich ihn denn laufen, und er rannte wie unsinnig davon. Die Zicklein dagegen nahm ich, eins nach dem andern, band sie mit Stricken und brachte sie nach Hause.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie ans Fressen gingen. Aber ich lockte sie mit einigen zarten Körnern, und so wurden sie allmählich zahm. Ich hoffte sie zusammen aufzuziehen und gleich einer Herde Schafe in der Nähe meiner Behausung zu halten.

Zunächst mußte ich nun für ein eingezäuntes Stück Land sorgen, damit sie darin weideten und nicht wieder davonliefen. Sogleich machte ich mich an die Aufgabe und suchte einen geeigneten Platz, der den Tieren genügend Weide, Trinkwasser und Schutz vor der Sonne bot. Nachdem ich eine passende Stelle gefunden hatte, begann ich eine Fläche von

150 Ellen Länge und 100 Ellen Breite einzufriedigen. Dies war fürs erste genug, und wenn meine Herde sich vermehrte, so konnte ich ja noch mehr Land hinzunehmen.

Ich war drei Monate mit dem Einzäunen der Weide beschäftigt. Während dieser Zeit band ich die drei Zicklein in meiner Nähe an und ließ sie grasen. Sehr oft ging ich hin und brachte ihnen ein paar Gerstenähren oder eine Handvoll Reis und ließ sie aus meiner Hand fressen, damit sie sich an mich gewöhnten. Bald pflegten sie mir innerhalb der Umzäunung überallhin nachzulaufen und hinter mir herzublöken, um eine Handvoll Getreide zu erhalten.

Das war nun, was ich haben wollte, und nach etwa anderthalb Jahren besaß ich eine Herde von ungefähr zwölf Ziegen, die Zicklein mitgerechnet. Nach weiteren zwei Jahren waren es 43 ohne die, welche ich zu meinem Unterhalt geschlachtet hatte. Nun zäunte ich noch fünf andere Weideplätze ein, um die Tiere von einer Weide zur andern treiben zu können.

Jetzt konnte ich nicht nur soviel Ziegenfleisch essen, wie ich mochte, sondern auch Milchwirtschaft treiben, woran ich anfangs nicht einmal gedacht hatte. Ich hatte zwar noch niemals eine Kuh und noch viel weniger eine Ziege gemolken oder Butter und Käse bereiten sehen; trotzdem lernte ich das alles ganz schnell und geschickt nach einigen mißglückten Versuchen. Und so stellte ich mir nun auch selber Butter und Käse her und brauchte beides fortan nicht mehr zu entbehren.

Welch reicher Tisch war doch jetzt für mich hier in der Einöde gedeckt, wo ich anfangs verhungern zu müssen glaubte! Es würde manchen Europäer zum Lachen gebracht haben, wenn er mich und meine kleine Familie beim Essen gesehen hätte. Da war zuerst meine Majestät, der Fürst und Herr der ganzen Insel. Das Leben meiner sämtlichen Untertanen stand unter meiner Gewalt; ich konnte hängen, vierteilen, freilassen und gefangen halten, wen ich wollte. Es war sehenswert, wie ich gleich einem König speiste, während meine Diener mich umgaben. Poll, als mein Günstling, genoß allein das Vorrecht, mit mir sprechen zu dürfen. Mein Hund, der inzwischen alt und gebrechlich geworden war, saß stets zu meiner Rechten, und zwei Katzen, die eine auf dieser, die andere auf jener Seite des Tisches, erwarteten ab und zu einen Brocken aus meiner Hand als ein Zeichen besonderer Gunst.

Mit diesem Hofstaat und in solchen behaglichen Verhältnissen lebte ich, und ich hätte nicht sagen können, daß mir etwas gefehlt hätte außer menschlicher Gesellschaft. Aber von der sollte ich auch bald mehr als genug bekommen!

Zweiundvierzigstes Kapitel / Robinson entdeckt eine Menschenspur

Nach einiger Zeit regte sich in mir wieder der Wunsch, mein Boot bei mir zu haben; doch verspürte ich keine Lust, mich seinetwegen Gefahren auszusetzen. So dachte ich denn öfters darüber nach, wie ich es wohl am besten um die Insel herumbringen könnte. Vor allem trieb es mich nach jener Spitze der Insel, wo ich bei meiner Kahnfahrt die Anhöhe erstiegen und die Küste und den Lauf der Strömungen überschaut hatte. Dieses Verlangen wuchs von Tag zu Tag, bis ich endlich beschloß, zu Lande dorthin zu gehen, indem ich dem Lauf der Küste folgte. Und das tat ich denn auch.

Wäre aber in England jemand einem Menschen von meinem Aussehen begegnet, so würde er sich entweder gefürchtet oder ein großes Gelächter angestimmt haben. Denn auf dem Kopfe trug ich eine hohe, unförmige Mütze aus Ziegenfell mit einer großen Krempe im Nacken, um die Sonnenhitze und den Regen davon abzuhalten. Ferner hatte ich eine kurze Jacke von Ziegenfell an und ein Paar Kniehosen von demselben Stoff. Schuhe und Strümpfe besaß ich nicht; aber dafür hatte ich mir ein paar Dinger gemacht, die ich kaum zu benennen weiß, eine Art Halbschnürstiefel, die ziemlich hoch hinaufgingen und an den Seiten zugeschnürt wurden wie Gamaschen. Weiter trug ich einen breiten Gürtel aus getrocknetem Ziegenfell, den ich anstatt der Schnalle mit zwei dünneren Riemen aus demselben Stoff zusammenschnürte. Daran hing statt eines Schwertes oder eines Dolches an der einen Seite eine kleine Säge und an der andern ein Beil. An einem etwas schmaleren Riemen, der mir über die Schulter ging, trug ich unterhalb des linken Armes zwei Taschen aus Ziegenfell, von denen die eine Pulver, die andere Blei enthielt. Auf dem Rücken hatte ich einen Korb, auf der Schulter das Gewehr und über dem Kopfe meinen großen, plumpen Sonnenschirm, der übrigens neben meiner Flinte das Nützlichste war, was ich bei mir führte. Meine Gesichts-

farbe war nicht so braun, wie man sie bei einem Menschen erwarten sollte, der schon so lange in der heißen Zone lebte. Meinen Bart hatte ich anfangs wachsen lassen, bis er fast eine Viertelelle lang war. Da ich aber genügend Scheren und Rasiermesser besaß, so trug ich ihn jetzt ziemlich kurz geschoren, außer dem Schnurrbart, den ich nach Art der Türken lang wachsen ließ. Ich will nun zwar von meinem Schnurrbart nicht gerade behaupten, daß ich meinen Hut daran hätte aufhängen können; immerhin aber hatte er eine so ungeheuerliche Länge und Form, daß er in England als fürchterlich angesehen worden wäre.

In solchem Aufzuge trat ich also meine Reise an und blieb fünf oder sechs Tage aus. Ich marschierte an der Küste entlang auf die Stelle los, wo ich damals mein Boot verankert hatte, um die Felsen zu erklimmen. Da ich mich diesmal um kein Boot zu kümmern brauchte, so schlug ich einen nähern Weg nach der Anhöhe ein. Als ich nun von hier aus die Felsenkette samt der Landspitze überblickte, die ich mit meinem Boote hatte umfahren müssen, sah ich zu meiner größten Verwunderung das Meer ganz glatt und ruhig und gewahrte nichts von Brandung, Strudel oder Strömung, weder hier noch an der andern Seite.

Ich wußte nicht, wie ich mir das erklären sollte, und blieb daher eine Zeitlang dort, um die Erscheinung genauer zu beobachten und zu sehen, ob ich nicht die Ursache entdecken könne. Und so kam ich denn zuletzt zu der Überzeugung, daß die Ebbe jene Strömung verursachte, während sie bei der Flut wieder verschwand. Ich brauchte daher künftig nichts weiter zu tun, als auf Ebbe und Flut zu achten, um mein Boot bequem um die Insel herumzubringen. Trotzdem mochte ich nicht an die Ausführung dieses Planes denken, und in Erinnerung der früher ausgestandenen Gefahr beschloß ich, lieber noch ein Kanu zu bauen, um für beide Seiten der Insel eins zur Verfügung zu haben.

Da nun meine Sommerwohnung nicht sehr weit von dem Orte lag, wo ich mein Boot festgemacht hatte, so suchte ich es von nun an häufiger auf und hielt alles, was dazu gehörte, in bester Ordnung. Zuweilen fuhr ich auch in ihm bloß zu meinem Vergnügen aus, sah aber von allen wagehalsigen Reisen ab und entfernte mich nie mehr als einen Steinwurf weit von der Küste, um nicht wieder durch Meeresströmungen oder Winde in unbekannte Gegenden verschlagen zu werden.

Als ich mich eines Tages um die Mittagszeit zufällig wieder nach meinem Boote begab, wurde ich aufs höchste überrascht durch den Abdruck eines nackten Menschenfußes, der in dem Sande der Küste deutlich zu erkennen war. Wie vom Blitze getroffen, blieb ich stehen. Ich horchte, ich sah mich um; aber es war nichts zu hören, noch zu sehen. Ich erstieg einen kleinen Hügel, um weiter auszuschauen; dann ging ich die Küste auf und ab. Aber alles umsonst: es war nichts weiter als nur die eine Fußspur zu finden. Nun ging ich wieder zu jener Stelle zurück, um nachzusehen, ob ich mich auch nicht geirrt hätte. Aber nein, der genaue Abdruck eines Fußes mit Zehen, Absatz und den andern Teilen lag vor mir; wie er aber dahin gekommen war, wußte ich nicht und konnte es mir auch durchaus nicht erklären. Nachdem ich unzähligemal vergeblich hin und her geraten hatte wie einer, dem der Kopf verwirrt ist, kehrte ich zu meiner Festung zurück.

Unterwegs fühlte ich kaum den Boden unter meinen Füßen. Alle paar Schritte blieb ich stehen und blickte mich um; denn jeden Busch oder Baumstumpf hielt ich für einen Menschen. Es ist nicht zu beschreiben, wie mir meine erhitzte Einbildungskraft alles auf dem Wege in anderer Gestalt zeigte, wieviel abenteuerliche Bilder mir alle Augenblicke vor die Seele traten und welch sonderbare Einfälle mir in den Sinn kamen.

Als ich vor meiner Festung — denn so pflegte ich meine Behausung seit diesem Vorfall zu nennen — ankam, flüchtete ich hinein wie ein Verfolgter. Ich weiß heute noch nicht, ob ich mittels der Leiter hineingestiegen oder durch das Loch im Felsen hineingekrochen bin; denn schon am andern Morgen konnte ich mich nicht mehr darauf besinnen. Niemals ist ein Hase oder ein Fuchs mit größerem Schrecken in sein Lager oder seinen Bau geflüchtet als ich in meine Burg.

Kein Schlaf kam diese Nacht in meine Augen. Alle möglichen Gedanken fuhren mir durch den Kopf. Zuweilen bildete ich mir ein, der Teufel selber müsse es gewesen sein; denn wie sollte sonst irgend etwas anderes in menschlicher Gestalt hierhergekommen sein? Wo war denn das Schiff, ohne das doch kein Mensch die Insel erreichen konnte? Und weshalb waren nicht noch mehr Fußtapfen vorhanden? — Andererseits aber war es doch spaßhaft, sich vorzustellen, daß der Teufel hierher gekommen sein sollte, bloß um eine Fußspur zu hinterlassen, noch dazu an

einer Stelle, wo sie durch die erste heftige Anschwellung des Meeres sofort wieder verwischt werden konnte. Nein, der Teufel konnte es nicht gewesen sein!

Aber wer denn? — Sofort schloß ich, daß vielleicht Wilde von der gegenüberliegenden Küste in ihren Kanus ausgefahren sein könnten und durch widrige Winde oder Meeresströmungen an diese Küste verschlagen, dann aber wieder abgefahren seien, da es ihnen auf dieser einsamen Insel wohl ebensowenig gefallen habe wie mir in ihrer Gesellschaft. Ich freute mich, daß ich ihnen nicht zufällig in die Hände gefallen war und daß sie mein Boot nicht entdeckt hatten, weil sie sonst gewiß gemerkt hätten, daß die Insel bewohnt sei, und mich infolgedessen gesucht hätten. Wie aber, wenn sie vielleicht in größeren Scharen wiederkehrten und mich wohl gar verzehrten? Oder wenn sie mich selber auch nicht fänden, dafür aber mein Gehege entdeckten, mein Getreide vernichteten und alle meine Ziegen fortschleppten, daß ich aus Mangel an Nahrung doch schließlich umkommen müßte? —

Derartige Gedanken quälten mich manche Stunden und Tage. Als ich eines Morgens wachend im Bette lag und wieder an die Gefahren dachte, die mir von den Wilden drohten, fielen mir die Worte der Schrift ein: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!" Durch diesen Spruch sah ich mich wieder auf den rechten Weg gewiesen, und ich betete ernstlich zu Gott um Rettung. Dann stand ich auf und nahm meine Bibel zur Hand. Die ersten Worte, die ich zufällig aufschlug, waren: „Harre des Herrn; sei getrost und unverzagt und harre des Herrn!" Dieses Wort gab mir Trost. Ich legte das Buch mit dankbarem Herzen fort und betrübte mich nun nicht mehr.

Plötzlich fiel mir ein, daß die ganze Sache nur ein Hirngespinst von mir sein könnte. Vielleicht war es mein eigener Fußabdruck von damals her, als ich in jener Gegend aus meinem Boote ans Land gestiegen war. Das heiterte mich noch mehr auf, und ich redete mir ein, daß alles nur Täuschung sei.

Nun faßte ich wieder Mut und wagte mich aus meiner Festung, die ich drei Tage und Nächte hindurch nicht mehr verlassen hatte. Ich begann daher bereits Mangel an Lebensmitteln zu leiden; denn ich hatte außer etwas Gerstenbrot und Wasser wenig oder gar nichts im Hause

Auch fiel mir ein, daß meine Ziegen gemolken werden mußten, was sonst meine Abendbeschäftigung gewesen war. Die armen Geschöpfe litten schon Schmerz und Unbehagen infolge der Vernachlässigung, und bei einigen war die Milch bereits fast ganz versiegt.

Wer mich aber bei diesem meinem ersten Ausgang gesehen hätte, wie so furchtsam ich vorwärts ging und wie oft ich mich umsah, der wäre gewiß auf den Gedanken gekommen, ich habe etwas Böses im Schilde. Nachdem ich jedoch zwei oder drei Tage denselben Weg gemacht hatte, ohne daß ich irgend etwas Außergewöhnliches gesehen hätte, wurde ich allmählich kühner. Völlig sicher aber konnte ich mich nicht eher fühlen, als bis ich wieder an jener Stelle gewesen war und mich überzeugt hatte, daß es auch wirklich mein eigener Fußabdruck war. Und so wagte ich mich denn endlich abermals dorthin. Als ich aber wieder an dem Platze ankam, sah ich ein, daß ich beim Anlegen meines Bootes unmöglich hier gewesen sein konnte und daß mein Fuß längst nicht so groß war.

Dieser doppelte Umstand erfüllte mich nun wieder mit den schrecklichsten Vermutungen, und ich zitterte vor Aufregung wie ein Fieberkranker. Dann trat ich den Rückweg an in dem festen Glauben, daß ein Mensch oder auch mehrere sich dort am Ufer aufgehalten habe und daß ich eines Tages unversehens überfallen werden könne. Was ich aber zu meinem Schutze vornehmen sollte, das wußte ich vorläufig noch nicht.

Dreiundvierzigstes Kapitel / Robinson sucht sich gegen die Wilden zu schützen

Was für lächerliche Entschlüsse fassen doch die Menschen, wenn sie von der Furcht gepackt werden! Zuerst wollte ich meine Umzäunung niederreißen und all mein zahmes Vieh in die Wälder jagen, damit es der Feind nicht etwa finde und dann in der Hoffnung auf noch mehr Beute die Insel häufiger besuche. Aus demselben Grunde gedachte ich meine beiden Kornfelder umzugraben und nicht einen Halm darauf zu lassen. Endlich wollte ich meine Sommerlaube und mein Zelt zerstören, um jede Spur einer menschlichen Niederlassung auf der Insel zu tilgen.

Die Verwirrung meiner Gedanken hielt mich die ganze Nacht hindurch

wach, und erst gegen Morgen fiel ich in einen tiefen Schlaf. Als ich erwachte, war ich viel ruhiger. Ich begann jetzt vernünftig nachzudenken und kam zu dem Schlusse, daß diese schöne und fruchtbare Insel doch nicht so verlassen sei, wie ich bisher geglaubt hatte. Wenn auch keine Wilden ständig hier hausten, so kämen doch wohl zuweilen Boote vom Festlande herüber, die entweder absichtlich oder durch widrige Winde gezwungen hier landeten. Freilich hatte ich nun bereits fünfzehn Jahre hier zugebracht und nicht einmal den Schatten eines Menschen gesehen; doch mochte das wohl daher kommen, daß die Leute, die hierher verschlagen würden, so schnell wie möglich wieder verschwanden und nicht daran dachten, sich hier dauernd niederzulassen. Die einzige Gefahr, die ich demnach zu erwarten hätte, bestände also in einer solchen zufälligen Landung einzelner Leute, die aber wahrscheinlich nur selten eine Nacht an der Küste verweilen würden, um die Hilfe der Flut und des Tageslichtes bei der Rückfahrt nicht zu entbehren. Ich würde daher nichts weiter zu tun haben, als einen sichern Zufluchtsort aufzusuchen, sobald ich Wilde an der Insel landen sähe.

Jetzt bereute ich's schmerzlich, daß ich meinen Keller so groß gemacht und einen Ausgang hindurch gebrochen hatte. Nach reiflicher Überlegung beschloß ich, eine zweite Umwallung in Halbkreisform anzulegen und zwar da, wo ich vor zwölf Jahren die doppelte Baumreihe angepflanzt hatte. Da die Bäume ganz dicht zusammenstanden, so brauchte ich nur noch ein paar Pfähle dazwischen einzuschlagen, um sie noch enger zu verbinden. Und so war denn mein neuer Wall bald fertig.

Ich besaß nun einen doppelten Wall, wovon der äußere überdies noch durch Bauholz, Tauwerk und dergleichen befestigt war. Ich hatte sieben kleine Löcher darin angebracht, so groß, daß ich meinen Arm hindurchstecken konnte. Durch diese sieben kleinen Öffnungen wollte ich nämlich die Musketen stecken, die ich aus dem Schiffe mitgebracht hatte. Ich pflanzte sie wie Kanonen auf und paßte sie in Gestelle ein, die sie wie Lafetten festhielten, so daß ich alle sieben Geschütze in Zeit von zwei Minuten abfeuern konnte. Es bedurfte allerdings mehrerer Monate, bis ich diese ganze Arbeit vollendet hatte; doch ich hielt mich nicht eher für sicher.

Als ich damit fertig war, bepflanzte ich den Boden außerhalb der

Umwallung auf eine weite Strecke nach allen Richtungen hin mit Stecklingen von den weidenartigen Bäumen, so daß ich an zwanzigtausend davon verbrauchte. Unmittelbar um meine Festung aber ließ ich einen ziemlich großen Raum frei, um den Feind besser erkennen zu können und ihm keine Deckung zu verschaffen, falls er versuchen sollte, mich anzugreifen. So besaß ich in einer Zeit von zwei Jahren ein dichtes Gehölz und in fünf oder sechs Jahren einen Wald, der so dicht und stark war, daß er völlig undurchdringlich schien und niemand eine menschliche Wohnung dahinter vermutet hätte.

So traf ich alle Vorsichtsmaßregeln, die mein Verstand mir eingab, und wie sich später herausstellte, waren sie auch gar nicht so unzweckmäßig.

Während dieser Arbeiten und Sorgen vernachlässigte ich aber auch meine andern Geschäfte nicht. Besonders lag mir meine Ziegenherde am Herzen, die mir ohne Aufwendung von Pulver und Blei ausreichende Nahrung verschaffte. Ich war daher keineswegs geneigt, auf einen solchen großen Nutzen zu verzichten. Um nun meine Herde mehr als bisher zu sichern, beschloß ich, einige Stückchen Land, die weit auseinander und möglichst versteckt lagen, einzuzäunen und darin etwa ein halbes Dutzend junger Ziegen gesondert zu halten. Wenn dann der Hauptherde einmal ein Unfall zustoßen sollte, so konnte ich mir auf diese Weise ohne viel Mühe und Zeitverlust wieder eine neue aufziehen.

Ich suchte daher sorgfältig nach den verborgensten Plätzen auf der Insel, und es gelang mir auch, einen ausfindig zu machen, der so ablegen war, wie ich's nur wünschen konnte. Es war ein kleiner, feuchter Wiesengrund, der mitten zwischen jenen dumpfen, dichten Wäldern lag, in denen ich mich schon einmal verirrt hatte. Da der Wald mir hier wie ein natürliches Gehege erschien, das bei weitem nicht soviel Arbeit erforderte wie die andern Umzäunungen, so beschloß ich, hier mein Rudel Zicklein unterzubringen. Deshalb versetzte ich ohne Zögern zehn junge weibliche Ziegen und zwei Böcke an diesen Platz und vervollständigte die Umzäunung erst, als die Tiere bereits dort waren.

All diese Mühe ließ ich mich's kosten, bloß weil ich mich vor der menschlichen Fußspur fürchtete; denn ein menschliches Wesen selbst hatte ich bis jetzt der Insel noch nicht nahekommen sehen.

Vierundvierzigstes Kapitel / Robinson findet menschliche Gebeine

Ich hatte jetzt zwei Jahre unter diesen unbehaglichen Eindrücken gelebt, die meine Lebensweise gewiß nicht angenehm machten. Eines Tages durchsuchte ich die Insel nach einem zweiten Versteck für meine Ziegen. Dabei geriet ich mehr nach der Westseite der Insel als bisher. Als ich nun dort von einem Hügel aus das Meer überschaute, kam es mir vor, als sähe ich in beträchtlicher Entfernung ein Boot. Weil ich aber kein Fernrohr bei mir hatte, konnte ich nicht genau erkennen, ob es ein Boot war oder nicht. Doch nahm ich mir vor, von nun an nie mehr ohne ein Fernglas in der Tasche auszugehen.

Als ich dann von dem Hügel hinab ans Ufer gelangte, blieb ich plötzlich starr vor Schrecken und Entsetzen stehen; denn vor mir auf dem Boden erblickte ich abgenagte Schädel, Hände, Füße und andere menschliche Gebeine. Besonders fiel mir eine Stelle auf, wo ein Feuer angezündet gewesen war, um das sich ein kreisförmiger Graben zog. Hier hatten sich wahrscheinlich die wilden Scheusale zu ihrem unmenschlichen Schmause niedergelassen, der aus den Leibern ihrer Mitmenschen bestand.

Ich war durch diesen Anblick wie versteinert. Zwar hatte ich schon öfters von dergleichen Scheußlichkeiten erzählen gehört, aber noch nie so unmittelbare Beweise dafür gesehen. Mir wurde ganz übel, und ich war einer Ohnmacht nahe. Doch meine Natur half sich. Nachdem ich mich heftig erbrochen hatte, fühlte ich etwas Erleichterung, konnte es aber nicht über mich gewinnen, noch einen Augenblick auf dem Platze zu verweilen. Darum stieg ich so schnell wie möglich wieder den Hügel hinan und machte mich auf den Heimweg.

Als ich mich ein wenig von jenem Punkte entfernt hatte, blieb ich eine Weile wie betäubt stehen. Nachdem ich dann wieder zu mir gekommen war, blickte ich inbrünstig gen Himmel und dankte Gott, daß er mich in einem Erdteil hatte geboren werden lassen, wo es nicht solch schreckliche Menschen gab. Vor allem dankte ich ihm auch dafür, daß er mir in meiner traurigen Lage durch die Erkenntnis seiner Gnade Trost verliehen hatte.

In diesem Dankesgefühle begab ich mich heim zu meiner Festung, wo ich mich jetzt sicherer fühlte als zuvor. Denn ich hatte die Überzeugung

gewonnen, daß jene Scheusale nicht auf die Insel kamen, um Beute zu machen. Entweder suchten sie hier überhaupt nichts, oder sie vermuteten doch nichts Brauchbares zu finden. Bald war ich nun schon achtzehn Jahre hier, ohne von ihnen entdeckt worden zu sein; vielleicht konnte ich noch weitere achtzehn Jahre ebenso verborgen hier leben, wenn ich mich ihnen nicht selbst verriet. Davor aber vermochte ich mich leicht zu hüten.

Ich hatte jedoch einen solchen Abscheu vor den wilden Scheusalen und vor ihrer unmenschlichen Sitte, sich gegenseitig aufzufressen, daß ich zwei Jahre lang nach diesem Vorfall mein nächstes Gebiet, nämlich meine Festung, mein Sommerhaus und mein Gehege im Walde, nicht überschritt. Ich ging auch die ganze Zeit über nicht ein einziges Mal wieder nach meinem Boote, um nicht unvermutet mit einigen dieser Geschöpfe zusammenzutreffen.

Nach und nach aber schwand meine Furcht vor ihnen, und ich fing an, wieder in derselben Weise zu leben wie früher. Nur war ich vorsichtiger und hielt meine Augen besser offen, damit ich den Wilden nicht einmal unverhofft zu Gesicht käme. Besonders nahm ich mich mit dem Schießen in acht, um mich nicht durch den Knall zu verraten. Es war nur gut, daß ich mich beizeiten mit einer Zucht zahmer Ziegen versehen hatte, so daß ich nicht mehr nach ihnen zu jagen oder zu schießen brauchte. So geschah es, daß ich wohl zwei Jahre lang meine Flinte nicht ein einziges Mal abfeuerte, obwohl ich niemals ohne sie ausging. Ja, ich trug sogar noch zwei von meinen drei Pistolen im Gürtel und hängte mir außerdem einen von den großen Säbeln um, die ich aus dem Wrack gerettet hatte, so daß ich jetzt bei meinen Ausgängen noch weit furchtbarer anzuschauen war als zuvor.

Zuweilen kam mir auch der Gedanke, ob ich nicht einige von jenen Ungeheuern bei ihrer grausamen, blutigen Beschäftigung vernichten und die dem Tode geweihten Schlachtopfer womöglich retten könnte. Doch was vermochte ich einziger Mensch gegen etwa zwanzig oder dreißig mit Lanzen, Bogen und Pfeilen ausgerüstete Wilde auszurichten? — Ich dachte daran, unter dem Platze, wo sie ihr Feuer anmachten, ein Loch zu graben und fünf bis sechs Pfund Pulver hineinzulegen, damit sie, sobald sie das Feuer anzündeten, alle in die Luft gesprengt würden. Aber einesteils war ich nicht gesonnen, soviel Pulver an sie zu verschwenden, da mein Vorrat sich

nur noch auf ein einziges Faß beschränkte, und andererseits war ich auch nicht sicher, ob sie wirklich alle dadurch getötet würden. — Dann nahm ich mir vor, mich mit meinen drei doppelt geladenen Gewehren in den Hinterhalt zu legen und mitten in ihrer blutigen Beschäftigung auf sie abzudrücken. Ich zweifelte nicht, wenn ich dann noch mit meinen drei Pistolen und meinem Säbel über sie herfiele, daß sie alsdann vor mir davonlaufen würden, selbst wenn es ihrer zwanzig wären.

Solche Gedanken beschäftigten mich mehrere Wochen lang. Ich war so davon erfüllt, daß ich oft davon träumte und sogar im Schlafe unter sie schoß. Ich wendete mehrere Tage darauf an, Plätze ausfindig zu machen, die sich zum Hinterhalt für mich eigneten. Zu dem Zweck ging ich häufiger an jenen Platz, der mir nun allmählich vertrauter wurde. Je mehr aber das Grauen vor dem Orte schwand, wo die barbarischen Scheusale sich gegenseitig verzehrten, um so mehr milderte sich mein Groll gegen sie.

Ich fing an, das Unternehmen kühler und ruhiger zu überlegen, das zu beginnen ich vorhatte. Welches Recht hatte ich denn, mich zum Richter und Henker dieser Menschen aufzuwerfen? Was hatten diese Leute mir getan? Was berechtigte mich dazu, mich in ihre Streitigkeiten zu mischen und die Metzeleien zu rächen, die sie untereinander verübten? So fragte ich mich oft. Soviel war sicher, die Wilden sahen die Sache nicht als Verbrechen an. Sie hielten es ebensowenig für ein Vergehen, einen Gefangenen zu schlachten, wie wir, wenn wir einen Ochsen schlachten, und nicht für schlimmer, Menschenfleisch zu essen, als wir, Hammelfleisch zu essen.

Nachdem ich das erwogen hatte, kam ich zu dem Schlusse, daß es unrecht sei, diese Menschen als Mörder in unserm Sinne anzusehen. Hatten nicht auch Christen ihre Kriegsgefangenen manchmal getötet? Oder hatten sie nicht schon oft ganze Truppenteile über die Klinge springen lassen und ihnen keinen Pardon gegeben, obwohl sie ihre Waffen abgelegt und sich ergeben hatten? — Und dann weiter, wenn auch das Verfahren der Kannibalen gegeneinander roh und unmenschlich war, so ging das doch mich im Grunde genommen gar nichts an, da sie mir ja noch nichts getan hatten. Hätten sie sich an mir vergriffen, oder wäre es zu meiner Selbsterhaltung nötig, sie zu überfallen, so ließe sich das rechtfertigen. So aber hatte ich kein Recht dazu. Ich würde mich sonst mit jenen Spaniern auf eine Stufe stellen, die in ihrer Grausamkeit Millionen von Wilden in

Amerika hinmordeten, die zwar Götzendiener und Barbaren, aber den Spaniern gegenüber doch unschuldige Leute waren. Diese Erwägungen brachten mich zu der Einsicht, daß es nicht meine Sache sei, die Wilden anzugreifen; würden sie dagegen mich angreifen, so wisse ich, was meine Pflicht sei.

Andererseits überzeugte ich mich, daß meine anfänglichen Pläne auch durchaus nicht geeignet gewesen wären, mich zu schützen, sondern mich vielmehr gänzlich zugrunde zu richten. Denn wenn ich nicht jeden Wilden tötete, der sich auf meiner Insel blicken ließ, so würden sie, wenn auch nur einer von ihnen entkäme und seinen Landsleuten verkündete, was geschehen sei, zu Tausenden herüberkommen und den Tod ihrer Gefährten rächen. Ich würde also nur meinen völligen Untergang dadurch heraufbeschwören, den ich gegenwärtig in keiner Weise zu befürchten hatte. Und so kam ich zu dem Entschluß, mich lieber nicht in die Angelegenheiten der Wilden zu mischen, sondern mich verborgen zu halten und ihnen keinen Anlaß zu der Vermutung zu geben, daß irgend ein menschliches Wesen auf der Insel hause.

Mit diesen Klugheitsgründen verband sich noch meine religiöse Empfindung, daß ich mich eines Verbrechens schuldig machen würde, wenn ich jene Wilden, ohne durch eigne Lebensgefahr dazu veranlaßt zu sein, töten würde. Ich dankte Gott auf den Knien, daß er mich bisher vor einer solchen Blutschuld bewahrt hatte, und flehte ihn inbrünstig an, mich nicht in die Hände der Barbaren fallen zu lassen. Auch möge er mich davor behüten, mich an ihnen zu vergreifen, wofern ich nicht durch ein deutliches Himmelszeichen dazu veranlaßt würde.

Fünfundvierzigstes Kapitel / Robinson entdeckt eine Höhle

In dieser Stimmung verblieb ich fast ein volles Jahr. Ich war jetzt so sehr davon entfernt, eine Gelegenheit zum Überfall der Wilden herbeizuwünschen, daß ich während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal den Hügel erstieg, um nachzusehen, ob wieder Wilde an der Küste gewesen wären. Ich wünschte überhaupt nichts mehr von ihnen zu hören und zu sehen. Nur eins tat ich: ich ging hin und entfernte mein Boot

von seinem Platze und brachte es ungefährdet an die Ostseite der Insel, wo ich es in eine kleine Bucht einlaufen ließ, die ich unterhalb einiger hoher Felsen gefunden hatte.

Im übrigen hielt ich mich zurückgezogener als je und verließ meine Behausung nur selten, außer um meine Ziegen zu melken und meine kleine Herde im Walde zu versorgen. Der Gedanke an meine Sicherheit beschäftigte mich mehr als die Sorge für meinen Lebensunterhalt. Ich scheute mich, einen Nagel einzuschlagen oder ein Stück Holz zu spalten, aus Furcht, das dadurch verursachte Geräusch könne gehört werden. Vor allem aber wagte ich's nicht mehr, in meiner Behausung Feuer anzuzünden, aus Besorgnis, daß der Rauch mich verraten könnte.

Ich konnte aber doch auch nicht leben, ohne Brot zu backen, Fleisch zu kochen usw. Deshalb kam ich auf den Einfall, Holz unter einer Rasendecke zu verbrennen, wie es in meiner Heimat die Köhler machten, bis es Holzkohle wurde. Nachdem ich dann das Feuer wieder gelöscht hatte, bewahrte ich die Kohlen auf und schaffte sie heim, damit sie mir dort ohne Rauch dieselben Dienste leisteten, wie sonst das Holz.

Als ich nun eines Tages am Fuße eines großen Felsens einige dicke Äste abhieb, um Holzkohle daraus zu gewinnen, bemerkte ich hinter einem sehr dichten Gebüsch eine Vertiefung. Ich wollte sehen, was darin sei, und als ich mich nicht ohne Mühe durch den Eingang gezwängt hatte, fand ich eine ziemlich geräumige Höhle, so hoch, daß ich aufrecht darin stehen konnte. Aber ich war bald schneller wieder draußen, als ich hineingekommen war; denn als ich weiter hinten in die Höhle sah, erblickte ich zwei große, hellglänzende Augen, die in dem schwachen Licht, das vom Eingang hineinschimmerte, wie zwei Sterne funkelten.

Als ich mich nach einer Weile von meinem Schrecken erholt hatte, nannte ich mich einen Narren, daß ich mich von zwei Augen hatte fortjagen lassen; wer so wie ich fast zwanzig Jahre allein auf einer Insel gelebt habe, der dürfe sich doch selbst vor dem Teufel nicht fürchten! Daraufhin raffte ich mein bißchen Mut wieder zusammen, ergriff ein brennendes Stück Holz und ging abermals, mit dem Feuerbrand in der Hand, in die Höhle. Kaum aber hatte ich drei Schritte vorwärts getan, als ich von neuem erschreckt wurde. Ich hörte nämlich einen lauten Seufzer, wie von einem

Menschen, der Schmerzen empfindet. Diesem Laut folgte ein unzusammenhängendes Geräusch, wie von nur halb ausgesprochenen Worten, und dann abermals ein tiefer Seufzer. Ich trat zurück und war dermaßen entsetzt, daß mir der kalte Schweiß ausbrach. Hätte ich einen Hut aufgehabt, so will ich nicht dafür haften, ob ihn mein zu Berge stehendes Haar nicht abgeworfen hätte. Dennoch sammelte ich noch einmal meinen ganzen Mut, so gut ich's konnte, und tröstete mich damit, daß Gott allmächtig und allgegenwärtig sei und mich wohl beschützen könne. Mit diesem Gedanken ging ich tapfer vorwärts und erblickte jetzt beim Schein meiner Fackel, die ich hoch über meinem Kopfe hielt, einen ungeheuren, schrecklichen, alten Ziegenbock, der gerade im Sterben lag und offenbar nach Luft schnappte. Ich stieß ihn ein wenig an, um zu sehen, ob ich ihn nicht hinausbekommen könnte. Er versuchte auch aufzustehen, hatte aber nicht mehr Kraft genug dazu. „Meinetwegen," dachte ich, „bleib liegen, wo du bist! Ebensogut, wie du mich erschreckt hast, kannst du auch noch einen Wilden erschrecken, falls er so waghalsig sein sollte, hierherzukommen, so lange du noch lebst!"

Ich hatte mich nun gründlich von meinem Schreck erholt und fing an, mich in der Höhle umzuschauen. Dabei fand ich, daß sie kleiner war, als ich gedacht hatte. Sie mochte etwa zwölf Fuß im Durchmesser haben, war aber von keiner bestimmten Gestalt, weder rund noch quadratisch. Man konnte sehen, daß an ihrer Herstellung keine Menschenhände gearbeitet hatten, sondern nur die Natur. Weiter bemerkte ich, daß es auf der einen Seite noch tiefer hinabging; doch war es dort so niedrig, daß ich auf allen Vieren hätte kriechen müssen, um hineinzugelangen. Da ich kein geeignetes Licht bei mir hatte, so beschloß ich, am nächsten Tage, mit Lichtern und Feuerzeug versehen, wiederzukommen.

Am folgenden Tage kehrte ich denn auch mit sechs großen Talglichtern aus meiner eigenen Fabrik und meinem Steinfeuerzeug, das ich mir aus dem Schloß einer Muskete verfertigt hatte, nach der Höhle zurück. Ich mußte etwa zehn Ellen weit in jenem niedrigen Loch auf allen Vieren kriechen, was mir als ein kühnes Wagnis erschien, da ich nicht wußte, wie weit es so ging und wohin ich schließlich gelangen würde. Als ich aber durch diese enge Stelle hindurch war, fand ich eine ungefähr zwanzig Fuß hohe Wölbung. Niemals habe ich früher oder später auf meiner Insel

einen so herrlichen Anblick gehabt wie hier in dieser Höhlung. Die Wände und die Wölbung warfen nämlich das Licht meiner beiden Kerzen hunderttausendfältig zurück. Ich wußte aber nicht, was es war, das in den Felsen diesen Glanz bewirkte, ob Diamanten, Edelsteine oder Gold; doch möchte ich wohl das letztere vermuten.

Der Raum, in welchem ich mich befand, bildete die schönste Grotte, die man sich denken kann, obgleich er an sich dunkel war. Der Boden war trocken und eben und mit einer Art feinem, losem Kies bedeckt. Kein ekelhaftes oder giftiges Tier war zu sehen, auch waren die Wände nicht im mindesten feucht. Der einzige Übelstand war nur der unangenehme Zugang; doch das war in meinen Augen eher ein Vorzug, da ich die Höhle als ein für mich geeignetes sicheres Versteck ansah.

Hocherfreut über meine Entdeckung beschloß ich, gleich einige von den Gegenständen, um die ich am meisten besorgt war, hierherzuschaffen, vor allem meinen Pulvervorrat und alle nur entbehrlichen Waffen, nämlich zwei Vogelflinten, von denen ich drei besaß, und drei Musketen, deren ich im ganzen acht hatte, so daß ich noch fünf in meiner Festung zurückbehielt. Als ich bei dieser Gelegenheit meine Munition umräumte, öffnete ich auch das Pulverfaß, das ich aus dem Meere aufgefischt hatte. Da fand ich, daß das Wasser nur ringsum etwa drei bis vier Zoll tief in das Pulver eingedrungen war, während das übrige noch gut erhalten war, so daß noch etwa sechzig Pfund davon brauchbar waren, was mich sehr freute. Nun brachte ich alles in die Grotte und behielt nie mehr als zwei bis drei Pfund bei mir in der Festung, aus Furcht, irgendwie überrascht zu werden. Ebenso schaffte ich alles Blei, das ich noch zu Kugeln übrig hatte, dorthin.

Ich kam mir jetzt vor wie einer der alten Riesen, die in Höhlen und Felsschluchten gelebt haben sollen, wo niemand sich ihnen nähern konnte. Ich redete mir ein, wenn auch fünfhundert Wilde auf der Insel Jagd auf mich machen würden, so könnten sie mich hier doch nicht entdecken, und selbst wenn es geschähe, so würden sie mir nichts anhaben können.

Der alte Bock, den ich im Todeskampfe angetroffen hatte, war schon am nächsten Tage verendet. Ich fand es viel bequemer, ihm im Vorraum der Höhle ein großes Loch zu graben, ihn hineinzuwerfen und mit Erde

zu bedecken, als ihn hinauszuschleppen. Ich begrub ihn also hier, damit meine Nase nicht unter dem Geruch zu leiden habe.

Sechsundvierzigstes Kapitel / Robinson erblickt die Wilden bei ihrer Mahlzeit

Mein Aufenthalt auf der Insel ging jetzt schon ins dreiundzwanzigste Jahr. Ich hatte mich so an den Ort und meine Lebensweise gewöhnt, daß ich ganz zufrieden damit gewesen wäre, hier den Rest meiner Tage zu verbringen, wenn ich mich nur der Gewißheit erfreut hätte, daß keine Wilden wiederkommen und mich beunruhigen würden.

Es fehlte mir auch nicht an kleinen Unterhaltungen und Zerstreuungen, die mir die Zeit in angenehmster Weise verstreichen ließen. Da war zunächst mein Poll, der jetzt so zutraulich und deutlich mit mir sprach, daß es mir große Freude bereitete. Mein Hund, der mir ebenfalls sechzehn Jahre hindurch ein sehr treuer und lieber Gefährte gewesen, war leider vor Altersschwäche gestorben, ohne einen Nachkommen zu hinterlassen. Meine Katzen dagegen hatten sich so vermehrt, daß ich mich genötigt sah, eine Anzahl tot zu schießen oder zu ersäufen, damit sie nicht mich samt aller meiner Habe auffräßen. Als endlich die beiden alten, die ich mitgebracht hatte, gestorben waren, zog ich mir zwei andere groß als Mitglieder meiner Familie. Außerdem hielt ich noch zwei Ziegen bei mir im Hause, die so zahm waren, daß sie mir aus der Hand fraßen. Ferner besaß ich zwei andere Papageien, die auch ziemlich gut sprachen und mich ebenfalls „Robin Crusoe" zu rufen pflegten, wenn auch nicht so deutlich wie der erste. Sodann hatte ich noch ein paar gezähmte Seevögel von unbekannter Art, die ich am Ufer gefangen und denen ich die Flügel beschnitten hatte. Und da nun die jungen Reiser, die ich vor meiner Wohnung angepflanzt hatte, zu einem dichten Gebüsch herangewachsen waren, so lebten jene Vögel in diesen niedrigen Bäumen und brüteten sogar darin, was mir große Freude bereitete.

So hätte ich denn mit meiner damaligen Lage ganz zufrieden sein können, wenn nur nicht die Furcht vor den Wilden gewesen wäre. Doch das Geschick schien mit diesen Leuten gerade für mich eine besondere Absicht zu haben.



V. B. 90, S. 129

Text siehe S. 131

Es war im Monat Dezember im dreiundzwanzigsten Jahre meines Insellebens, als ich eines Morgens ausging, um meine Ernte heimzuschaffen. Da sah ich zu meiner größten Überraschung in einiger Entfernung von mir einen Feuerschein an der Küste, doch nicht an der jenseitigen, sondern zu meinem Kummer an der diesseitigen. Ich wurde dadurch heftig erschreckt und wagte nicht, mein Gehölz zu verlassen, aus Furcht, überfallen zu werden. Doch fühlte ich mich auch hier noch nicht sicher genug. Ich fürchtete, die Wilden würden die Insel durchstreifen und dabei auch mein Korn erblicken, das teils schon geschnitten und teils noch auf den Halmen stand, woraus sie schließen mußten, daß hier Menschen wohnten. Jedenfalls würden sie dann nicht nachlassen, bis sie mich entdeckt hätten.

In verzweifelter Stimmung eilte ich daher zu meiner Burg zurück, zog die Leiter hinter mir her und setzte mich in Verteidigungszustand. Ich lud alle meine Kanonen, wie ich die Musketen nannte, sowie alle meine Pistolen und war entschlossen, mich bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Auch vergaß ich nicht, mich ernstlich dem göttlichen Schutze zu empfehlen und Gott zu bitten, daß er mich aus den Händen dieser Barbaren erretten möge.

Nachdem ich etwa zwei Stunden vergeblich gewartet hatte, wurde ich zuletzt ungeduldig, und ich vermochte die Ungewißheit nicht länger zu ertragen. Daher lehnte ich die Leiter an den Abhang des Felsens neben meiner Wohnung und kletterte bis zur Spitze hinan. Dann zog ich mein Fernrohr heraus, legte mich platt auf den Bauch und richtete meinen Blick nach der Stelle, wo ich das Feuer gesehen hatte. Ich entdeckte sofort, daß dort nicht weniger als neun nackte Wilde um ein kleines Feuer herumsaßen, das ihnen vermutlich dazu diente, um eines ihrer barbarischen Gerichte von Menschenfleisch daran zu braten. Sie hatten zwei Kanus mitgebracht, die sie auf den Strand heraufgezogen hatten. Da es nun gerade Ebbezeit war, so kam es mir vor, als warteten sie auf die Rückkehr der Flut, um wieder abzufahren.

Man kann sich kaum die Verwirrung vorstellen, in die mich der Anblick dieser Gäste versetzte. Besonders überraschte mich der Umstand, daß die Wilden diesmal gerade auf meine Inselseite gekommen waren. Doch beruhigte ich mich mit dem Gedanken, daß sie mit dem Eintritt der Flut wieder zurückfahren würden.

Wie ich's erwartet hatte, so geschah es auch. Etwa anderthalb Stunden

vor Beginn der Flut erhoben sie sich und fingen an zu tanzen. Durch mein Glas konnte ich recht gut ihre Stellungen und Bewegungen beobachten; doch vermochte ich nicht zu unterscheiden, ob es nur Männer oder auch Weiber waren. Sobald aber die Flut von Westen her einsetzte, hörten sie auf zu tanzen, und ich sah, wie sie sich einschifften und sämtlich wieder fortruderten.

Als sie nun alle fort waren, nahm ich zwei Gewehre auf die Schulter, steckte zwei Pistolen in den Gürtel und hängte meinen Säbel an die Seite. Dann schritt ich, so schnell ich konnte, dem Hügel zu, von wo aus ich ihre Anwesenheit zuerst bemerkt hatte. Dort angekommen, machte ich die Entdeckung, daß noch drei weitere Kanus mit Wilden dagewesen waren, und bald sah ich sie alle zusammen in der Ferne dem Festlande zurudern.

Es war ein schrecklicher Anblick für mich, als ich nun beim Hinabsteigen nach der Küste die entsetzlichen Spuren ihrer gräßlichen Mahlzeit vorfand, nämlich Blut, Knochen und Fleischreste menschlicher Körper, die von den Scheusalen unter Scherz und Tanz verzehrt worden waren. Ich fühlte mich dermaßen empört über diesen Anblick, daß ich mir nun doch wieder ernstlich vornahm, die nächsten Wilden, die ich auf der Insel antreffen würde, niederzumachen, wie viele es auch sein möchten.

Offenbar aber waren die Besuche, welche die Wilden meiner Insel in solcher Weise abstatteten, nicht so zahlreich; denn es dauerte mehrere Jahre, ehe wieder einige landeten. Wenigstens sah ich während dieser Zeit keine Kannibalen, auch keine Fußspuren oder sonstige Anzeichen von ihnen. Trotzdem lebte ich diese ganze Zeit hindurch in einem unbehaglichen Zustande, weil ich in beständiger Furcht schwebte, daß die Wilden mich eines Tages unversehens überfallen würden. Ich schlief unruhig, hatte oft schreckliche Träume und fuhr manchmal ängstlich aus dem Schlaf auf. Bei Tage drückte mich schwerer Kummer, und des Nachts träumte ich davon, wie ich die Wilden töten und womit ich diese Tat rechtfertigen wollte.

Siebenundvierzigstes Kapitel / Robinson sieht ein gescheitertes Schiff

Es war Mitte Mai, ich glaube am 16. — sofern ich mich noch auf meinen hölzernen Kalender verlassen konnte —, als unter heftigem

Blitz und Donner ein starker Sturm wehte, dem eine regnerische Nacht folgte. Ich las gerade in der Bibel und war von sehr ernsten Gedanken über meine gegenwärtige Lage bewegt, als ich plötzlich durch den Knall eines Geschützes, der von der See herzukommen schien, überrascht wurde.

Das war nun wahrlich ein Schrecken ganz anderer Art, als den ich bis jetzt gehabt hatte! Ich sprang sogleich in größter Eile auf, setzte im Nu meine Leiter an den Felsen und erreichte die Kuppe, gerade als ein zweiter Blitz mich auf einen zweiten Schuß vorbereitete, den ich auch etwa eine halbe Minute danach hörte. Aus dem Schalle konnte ich schließen, daß er von der Seite des Meeres kam, wo ich einst in meinem Boote von der Strömung fortgerissen worden war.

Ich dachte mir gleich, daß hier ein Schiff in Not sein müsse und daß vielleicht ein anderes Schiff in der Nähe sei, dem diese Notschüsse galten. Ich besaß so viel Geistesgegenwart, daß ich sogleich auf den Gedanken kam, wenn auch ich den bedrängten Leuten nicht zu helfen vermöchte, so würden sie doch mir vielleicht helfen können. Deshalb schaffte ich alles dürre Holz herbei, das in der Nähe war, und steckte es in Brand. Das Holz war trocken und brannte lustig, obwohl der Wind sehr stark wehte. Ich zweifelte nicht, wenn wirklich ein Schiff in der Nähe war, so mußte die Besatzung das Feuer sehen. Und das schien auch der Fall zu sein; denn so oft mein Feuer aufleuchtete, hörte ich einen Schuß und nachher noch einige, alle aus derselben Richtung.

Ich unterhielt mein Feuer die ganze Nacht hindurch bis zum Tagesanbruch. Als es ganz hell geworden war und der Himmel sich aufgeheitert hatte, sah ich in weiter Ferne auf dem Meer, genau östlich von der Insel, so etwas wie ein Segel oder einen Schiffsrumpf, konnte es aber selbst mit Hilfe meines Fernrohrs nicht genau erkennen, da die Entfernung zu groß und die Luft noch immer etwas dunstig war.

Den ganzen Tag schaute ich danach aus und bemerkte bald, daß es sich nicht von der Stelle bewegte. Ich schloß daraus, daß es ein Schiff vor Anker sein müsse. Da ich nun sehr gespannt war, darüber ins klare zu kommen, so nahm ich meine Flinte und eilte nach der Südseite der Insel zu dem Felsen, wo ich einst von der Strömung entführt worden war. Von dort aus konnte ich, da das Wetter inzwischen völlig klar geworden war, zu meinem größten Kummer ganz deutlich das Wrack eines Schiffes

erkennen, das in der Nacht auf jenen verborgenen Klippen, die ich bei meiner Bootfahrt entdeckt hatte, gestrandet war.

Wie es schien, war die Mannschaft des Schiffes, woher sie auch sein mochte, in diesen Gewässern unbekannt und deshalb während der Nacht von dem starken aus Ostnordost wehenden Winde auf die gänzlich unter Wasser liegenden Klippen geworfen worden. Hätten sie die Insel bemerkt, so würden sie meiner Meinung nach versucht haben, sich mit Hilfe ihres Bootes ans Ufer zu retten. Jedenfalls mußten sie doch mein Feuer gesehen haben. Vielleicht hatten sie sich daraufhin in die Boote begeben, um die Küste zu erreichen, waren dann aber durch die sehr hochgehende See oder infolge der Meeresströmungen verschlagen worden. Vielleicht aber konnten sie ihre Boote auch schon vorher durch Sturzseen u. dgl. verloren haben. Doch das waren alles nur Vermutungen. Ich konnte in meiner Lage nichts weiter tun, als das Elend der armen Leute beklagen und sie bemitleiden.

Es ist mir unmöglich, die Sehnsucht auszudrücken, die sich meiner bemächtigte bei dem Gedanken, daß mir die Erlösung aus meiner Einsamkeit vielleicht so nahe gewesen war. „Ach," rief ich aus, „wäre doch nur ein einziges lebendes Wesen gerettet worden und hätte bei mir Zuflucht gefunden, daß ich wenigstens einen Gefährten, einen Mitmenschen hätte, der mit mir sprechen und fühlen könnte!" Niemals während der ganzen Zeit meines einsamen Lebens hatte ich ein so heißes und sehnliches Verlangen nach menschlicher Gesellschaft empfunden als gerade jetzt.

Aber es sollte nicht sein. Nur der Leichnam eines ertrunkenen Schiffsjungen trieb ans Land, und zwar an der Spitze der Insel, die der Gegend des Schiffbruchs am nächsten lag. Er hatte nur eine Seemannsjacke, ein Paar linnene Beinkleider mit offenen Knien und ein blaues linnenes Hemd an, aber nichts bei sich, was mir hätte einen Wink geben können, welcher Nation er angehörte. In seiner Tasche hatte er bloß zwei spanische Piaster und eine Tabakspfeife, doch war mir die letztere zehnmal wertvoller als das Geld.

Die Luft war jetzt völlig ruhig, und so bekam ich Lust, mich in meinem Boote nach dem Wrack hinauszuwagen. Gewiß würde ich an Bord noch mancherlei finden, was mir nützen könnte. Doch das war es nicht, was mich so sehr zu der gefahrvollen Unternehmung drängte. Nein, möglicher-

weise konnte sich noch irgend ein lebendes Wesen an Bord befinden, dem ich nicht nur das Leben zu retten vermöchte, sondern durch dessen Rettung ich auch mein eigenes im höchsten Grade aufheitern könnte. Dieser Gedanke lag mir so sehr am Herzen, daß ich Tag und Nacht keine Ruhe fand, bis ich die Fahrt unternommen hatte.

Indem ich nun alles der göttlichen Vorsehung anheimstellte, rüstete ich mich zu der Fahrt. Ich nahm einen kleinen Vorrat Brot, einen großen Topf mit frischem Wasser, einen Kompaß, eine Flasche Rum und einen Korb voll Rosinen und trug alles nach meinem Boote. Dann schöpfte ich das Wasser aus demselben, machte es flott, packte die Sachen hinein und ging wieder nach Haus, um noch mehr zu holen. Meine zweite Ladung bestand in einem großen Beutel voll Reis, dem Sonnenschirm zum Schutze für meinen Kopf, einem zweiten Topf mit Trinkwasser und ungefähr zwei Dutzend kleiner Gerstenkuchen. Ferner nahm ich noch eine Flasche Ziegenmilch und einen Käse mit. Alles dieses schaffte ich im Schweiße meines Angesichts nach dem Boote, bat Gott um seinen Segen und stieß dann vom Ufer ab.

Zunächst ruderte ich an der Küste entlang, bis ich die äußerste Nordspitze der Insel erreicht hatte. Nun aber galt es, das offene Meer zu gewinnen. Als ich auf die reißenden Strömungen blickte, die beständig in einiger Entfernung zu beiden Seiten der Insel dahinliefen und in mir die schreckliche Erinnerung an jene gefahrvolle Kahnfahrt wachriefen, fing mein Herz an zu zagen, und schließlich gab ich das Unternehmen vorläufig auf. Ich befestigte mein Boot in einer kleinen Bucht, stieg aus und setzte mich nachdenklich auf einen niedrigen Erdhügel. Dort wartete ich die Flut ab und beobachtete dabei die verschiedenen Strömungen. Ich fand, daß die Strömung, die während der Ebbe vorherrschte, dicht an der Südspitze der Insel entsprang, während die Flutströmung von der Nordküste ausging. Demnach hatte ich also nichts weiter zu tun, als mich auf dem Rückwege an der Nordseite der Insel zu halten, so würde schon alles gut gehen.

Durch diese Beobachtung ermutigt, beschloß ich am nächsten Morgen gleich beim Eintritt der Flut in See zu stechen. Ich übernachtete in meinem Boote und deckte mich mit dem großen Matrosenüberrock zu. Am andern Morgen schoß ich ins Meer hinaus und gelangte, indem ich mit meinem Ruder scharf steuerte, in etwa zwei Stunden zu dem Wrack.

Es bot einen traurigen Anblick. Das Schiff, nach seiner Bauart ein spanisches, saß fest eingekeilt zwischen zwei Klippen. Das Verdeck war bis zur Mitte von der Gewalt der Wellen zertrümmert, und der Haupt- und Fockmast waren über Bord gegangen. Als ich ganz nahe herankam, ließ sich auf dem Schiffe ein Hund blicken, der laut kläffte und heulte. Sobald ich ihn aber anrief, sprang er ins Meer, um zu mir zu kommen. Ich nahm ihn in mein Boot und sah, daß er vor Hunger und Durst halb tot war. Einen Gerstenkuchen, den ich ihm reichte, verschlang er wie ein gieriger Wolf, der vierzehn Tage im Schnee gehungert hat. Dann gab ich dem armen Tiere frisches Wasser, mit dem er sich bis zum Zerplatzen angefüllt hätte, wenn ich ihn hätte gewähren lassen.

Darauf stieg ich an Bord, und das erste, was ich hier erblickte, waren zwei Männer, die in dem Küchenraum des Vorderdecks ertrunken waren und sich mit den Armen fest umschlungen hielten. Außer ihnen fand ich kein menschliches Wesen an Bord und ebensowenig irgend welche Waren, die nicht vom Wasser verdorben gewesen wären. Es waren zwar noch einige Fässer mit Getränken, ich weiß nicht, ob Wein oder Branntwein, im untern Schiffsraum, aber sie waren zu groß, als daß ich mich mit ihnen hätte befassen können. Ich sah auch mehrere Kisten, die meiner Meinung nach den Matrosen gehört hatten; zwei von ihnen schaffte ich in mein Boot, ohne erst zu untersuchen, was darin war.

Weiter befanden sich in der Kajüte mehrere Musketen und ein großes Pulverhorn mit etwa vier Pfund Pulver. Für die Musketen hatte ich keine Verwendung, deshalb ließ ich sie liegen; das Pulverhorn aber nahm ich mit, ebenso eine Feuerschaufel und eine Feuerzange, die ich gut gebrauchen konnte. Ferner eignete ich mir noch zwei kleine Messingkessel, einen kupfernen Topf zum Schokoladekochen und einen Bratrost an. Mit dieser Ladung und dem Hunde fuhr ich nun, da die Flut eintrat, wieder heimwärts und erreichte noch denselben Abend, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, die Insel.

Da ich todmüde war, so schlief ich jene Nacht im Boote. Am andern Morgen entschloß ich mich, die neuerworbenen Gegenstände in meiner Grottenhöhle zu verbergen und sie nicht erst nach meiner Wohnung zu schaffen. Nachdem ich etwas Nahrung zu mir genommen hatte, brachte ich die ganze Ladung ans Land und untersuchte sie da genauer. In der

einen Kiste fand ich manches, was mir sehr willkommen war, zum Beispiel zwei Dosen mit feinem Zuckerwerk, die so vorzüglich verschlossen waren, daß das Seewasser sie nicht verdorben hatte, ferner ein paar sehr gute Hemden, anderthalb Dutzend weiße leinene Taschentücher und einige bunte Halstücher. Als ich dann an die unterste Schublade in der Kiste kam, fand ich darin drei große Beutel mit im ganzen etwa 1100 spanischen Piastern, 6 Golddublonen und ein paar kleinen Goldbarren, die zusammen etwa ein Pfund wiegen mochten. Die andere Kiste enthielt hauptsächlich Kleidungsstücke von geringerem Wert, drei kleine Pulverflaschen und etwa 50 Piaster, aber kein Gold. Wahrscheinlich hatte sie einem ärmeren Matrosen gehört, während die andere das Eigentum eines Offiziers gewesen zu sein schien.

Im ganzen genommen hatte ich von dieser Fahrt nur wenig erhalten, was für mich von wirklichem Werte war; denn für das Geld hatte ich ja keine Verwendung. Ich schleppte es trotzdem mit in meine Höhle und bewahrte es dort auf gleich dem früher aus unserm Schiffe geretteten Gelde.

Nachdem ich nun alles sicher verwahrt hatte, kehrte ich zu meinem Boote zurück und ruderte es die Küste entlang in die Bucht, die ihm schon vorher zum Aufenthaltsort gedient hatte. Dann eilte ich auf dem kürzesten Wege nach meiner alten Wohnung, wo ich noch alles wohlbehalten antraf. Ich erholte mich nun von den Anstrengungen meiner Fahrt und lebte in der alten Weise weiter.

Achtundvierzigstes Kapitel / Robinson hat einen prophetischen Traum

Meine Lage war wieder dieselbe wie vordem. Ich besaß zwar größere Reichtümer, war aber deshalb doch nicht reicher; denn ich hatte ebensowenig Verwendung dafür, wie die Indianer von Peru für den ihrigen, ehe die Spanier zu ihnen kamen.

Es war in einer regnerischen Märznacht im 24. Jahre meines Aufenthalts auf der Insel, als ich noch lange wachend in meiner Hängematte lag. Ich fühlte mich ganz wohl und empfand keinerlei Schmerzen, konnte aber trotzdem nicht schlafen. Unzählige Gedanken gingen mir durch den

Kopf. Ich durchlief die ganze Geschichte meines Lebens und verglich meinen glücklichen Zustand während der ersten Jahre mit dem Leben voller Angst und Sorge, das ich führte, seitdem ich die menschliche Fußspur im Sande gesehen hatte. Meine jetzige Lage erschien mir als die elendeste, die es nur geben könnte. Ich dachte, wenn ich nur ein Boot hätte, mit dem ich das Festland erreichen könnte, so würde ich mir dort schon weiter helfen. Oder ich könnte ja auch ganz an der Küste entlang fahren, wie ich es früher an der afrikanischen gemacht hatte, bis ich zuletzt zu einer von Europäern bewohnten Gegend käme oder von einem christlichen Schiffe aufgenommen würde. Und sollte es schließlich zum schlimmsten kommen, mehr als den Tod könnte ich auch unterwegs nicht erleiden, und der würde all meinem Mißgeschick mit einem Male ein Ende machen.

Unter solchen Gedanken schlief ich endlich ein. Da hatte ich einen sonderbaren, lebhaften Traum: Ich hielt wie gewöhnlich meinen Morgenspaziergang vor meiner Burg. Da sah ich zwei Kanus am Ufer liegen, aus denen elf Wilde ans Land stiegen. Sie führten noch einen Wilden mit sich, den sie schlachten und verzehren wollten. Auf einmal sprang der Gefangene auf und lief davon, gerade auf mein dichtes Wäldchen zu. Ich lächelte ihm entgegen, um ihm dadurch Mut zu machen. Da kniete er vor mir nieder und sah mich hilfeflehend an. Darauf ließ ich ihn auf meiner Leiter über meine Umzäunung steigen und führte ihn in mein Gewölbe. Nun ward er mein treuer Diener, und ich sprach zu mir selber: „Jetzt kann ich mich getrost aufs Festland wagen; denn dieser Bursche wird mir als Steuermann dienen. Er wird mir sagen, was ich zu tun habe, um Lebensmittel zu erlangen, und welche Orte ich meiden muß, um nicht gefressen zu werden, und wohin ich mich wenden muß, um Rettung zu finden."

Als ich erwachte, empfand ich zunächst herzliche Freude über diese im Traum geschaute Aussicht auf Rettung. Doch bald verwandelte sie sich in Schmerz darüber, daß es nur ein Traum gewesen war. Indes zog ich daraus den Schluß, daß für mich die einzige Möglichkeit zu meiner Befreiung darin bestehe, einen Wilden in meine Gewalt zu bekommen, und womöglich müßte es ein Gefangener sein, der durch mich vom Tode errettet würde. Aber dann kam mir sofort das Bedenken, daß ich zu dem Zweck eine ganze Schar Wilder angreifen müsse. Das war ein höchst

zweifelhafter Versuch, der ebensogut fehlschlagen konnte. Auch bebte mir das Herz vor soviel Blutvergießen, und ich fragte mich wieder wie schon vordem, ob ich dazu berechtigt sei. Schließlich aber gewann doch mein heftiges Verlangen nach Freiheit die Überhand, und ich beschloß, mich eines Wilden zu bemächtigen, es möge kosten, was es wolle.

Nun dachte ich weiter darüber nach, wie ich das am besten anfangen sollte. Da mir aber kein anderes Mittel einfallen wollte, so beschloß ich, mich einfach auf die Lauer zu legen, um die Wilden sogleich bei ihrer Landung zu Gesicht zu bekommen, und das weitere dem Zufall zu überlassen.

Neunundvierzigstes Kapitel / Robinson rettet einen gefangenen Wilden

Anderthalb Jahre lang trug ich mich so mit diesem Gedanken und legte mich auf die Lauer, so oft es mir möglich war. Fast täglich ging ich nach dem westlichen und südwestlichen Ende der Insel, um nach Kanus auszuschauen, ohne daß eins erschienen wäre. Das war nun sehr entmutigend und versetzte mich in große Unruhe; aber je länger sich die Erfüllung meines Wunsches zu verzögern schien, desto mehr war ich darauf erpicht.

Da sah ich eines Morgens in der Frühe zu meiner Überraschung nicht weniger als fünf Kanus beieinander auf meiner Inselseite am Ufer liegen. Die Menschen, die dazu gehörten, waren alle ausgestiegen und nicht zu sehen; die große Zahl der Fahrzeuge aber schien alle meine Hoffnung zunichte zu machen. So blieb ich denn mißmutig und unruhig in meiner Festung, setzte aber alles in Verteidigungszustand und war schlagfertig, falls sich etwas zeigen sollte.

Nachdem ich längere Zeit gelauert und auf ein Geräusch von ihnen gehorcht hatte, lehnte ich meine Flinten an den Fuß der Leiter und kletterte zu dem Gipfel des Felsens hinauf. Hier angekommen, bemerkte ich mit Hilfe meines Fernrohrs, daß es ihrer nicht weniger als dreißig waren. Sie hatten ein Feuer angezündet und sich eine Mahlzeit angerichtet und tanzten dabei in ihrer Weise unter wunderbaren Windungen und mit barbarischen Grimassen um das Feuer herum.

Als ich sie so betrachtete, bemerkte ich durch mein Glas, daß zwei arme Burschen aus den Booten herbeigeschleppt und zum Schlachten vorgeführt wurden. Ich sah, wie einer von ihnen, von einer Keule getroffen, augenblicklich niederfiel und daß zwei oder drei andere sogleich über ihn herstürzten und ihn für ihre Mahlzeit zerstückten. Das andere Schlachtopfer stand unterdes zur Seite und wartete, bis es an die Reihe kommen sollte. Mit einem Male aber schien in dem armen Kerl die Lust zum Leben wieder zu erwachen. Er ergriff die Flucht und lief mit unglaublicher Schnelligkeit an der Küste entlang gerade auf die Gegend zu, wo meine Wohnung lag.

Ich war im ersten Augenblick furchtbar erschrocken, als ich ihn geradeswegs auf mich zulaufen sah; denn ich nahm an, daß er von der ganzen Schar verfolgt werden würde. Zugleich aber fiel mir auch mein Traum ein, und ich erwartete, daß der Bursche sicherlich in meinem Wäldchen Schutz suchen werde. Trotzdem behielt ich meinen Posten bei, und mein Mut belebte sich wieder, als ich sah, daß nur drei Mann den Flüchtling verfolgten. Noch mehr erhöhte sich mein Mut, als ich wahrnahm, daß er sie im Laufen weit übertraf, und ich dachte, wenn er es nur eine halbe Stunde so aushalten könnte, so werde er ihnen sicher entkommen.

Aber zwischen dem Wilden und meiner Behausung lag die Flußmündung, in die ich früher immer mein Floß gesteuert hatte. Diese mußte der Bursche unbedingt durchschwimmen, wenn er seinen Verfolgern nicht doch noch in die Hände fallen wollte. In der Tat machte er sich nichts daraus, obwohl die Flut gerade sehr hoch war, sondern stürzte sich hinein, durchschwamm sie in etwa dreißig Stößen, stieg wieder ans andere Ufer und rannte mit ungeheurer Kraft und Gewandtheit weiter. Als die drei Verfolger an den Fluß kamen, sah ich, daß nur zwei von ihnen schwimmen konnten. Der dritte blieb am Ufer stehen, schaute eine Weile den andern nach und kehrte dann langsam wieder um.

Ich bemerkte, daß die beiden Verfolger doppelt soviel Zeit zum Durchschwimmen des Flusses brauchten wie der Bursche, der ihnen entflohen war. Da überlief es mich heiß bei dem Gedanken, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, mir einen Diener, ja vielleicht sogar einen Freund und Beistand zu verschaffen, und daß ich von der Vorsehung dazu berufen sei, dem armen Menschen das Leben zu retten. Ich kletterte daher mit

möglichster Schnelligkeit von dem Felsen herab, ergriff meine beiden Flinten und warf mich zwischen den Flüchtling und seine Verfolger. Den ersteren rief ich laut an; er aber schien sich anfangs vor mir ebensosehr zu fürchten wie vor seinen Feinden. Ich winkte ihm jedoch mit der Hand, daß er zu mir kommen solle. Unterdessen rückte ich seinen beiden Verfolgern entgegen und schlug den vordersten, da ich nicht schießen wollte, mit dem Kolben meines Gewehres nieder. Der andere blieb erschrocken stehen, zielte aber, als ich ihm näher kam, mit Pfeil und Bogen nach mir. Da half es weiter nichts, als daß ich ihm zuvorkam, und so gab ich Feuer und streckte ihn auf den ersten Schuß nieder.

Der arme Wilde aber war durch den Blitz und Knall meiner Flinte so erschreckt worden, daß er wie angewurzelt stehen blieb und weder vor- noch rückwärts ging. Ich rief und winkte ihn zu mir heran. Er näherte sich mir auch ein wenig, blieb dann eine Weile stehen, kam wieder etwas näher und blieb abermals stehen. Ich sah, wie er zitterte, als fürchte er, daß er auch wie seine beiden Feinde von mir getötet werden solle. Ich aber winkte ihm freundlich und machte ihm alle möglichen Zeichen der Ermutigung, die mir nur einfielen. Nun kam er immer näher, kniete alle zehn bis zwölf Schritte nieder zum Zeichen der Dankbarkeit, daß ich ihm das Leben gerettet habe. Darauf lächelte ich ihm zu, blickte ihn freundlich an und winkte ihm abermals, noch näher zu kommen. Schließlich kam er dicht an mich heran, kniete wiederum nieder, küßte den Boden, legte den Kopf auf die Erde, ergriff einen meiner Füße und setzte ihn auf seinen Kopf, als Zeichen, daß er für immer mein Sklave sein wolle. Ich aber hob ihn auf und ermunterte ihn, so gut ich konnte.

Aber es gab jetzt noch anderes für uns zu tun. Ich sah nämlich, daß der Wilde, den ich mit dem Kolben zu Boden geschlagen hatte, nicht getötet, sondern nur betäubt gewesen war und nun wieder zu sich kam. Ich zeigte daher auf ihn und bedeutete meinem Wilden, daß jener noch nicht tot sei. Darauf sprach dieser einige Worte zu mir, die ich zwar nicht verstand, die mir aber trotzdem lieblich anzuhören waren; denn es waren die ersten menschlichen Laute, die ich außer den meinigen in mehr als fünfundzwanzig Jahren gehört hatte. Doch zu solchen Betrachtungen war jetzt keine Zeit. Der von mir zu Boden geschmetterte Wilde hatte sich nämlich soweit wieder erholt, daß er sich von der Erde aufrichtete, worüber

mein Wilder in Schrecken geriet. Als ich das sah, nahm ich mein zweites Gewehr und legte auf jenen an. Darauf machte mein Wilder eine Handbewegung, als ob er meinen Säbel wünsche. Ich reichte ihm die Waffe, und nun rannte er auf seinen Feind los und schlug ihm mit einem Hiebe den Kopf ab, so geschickt, daß kein Scharfrichter in Deutschland es flinker und sicherer hätte tun können. Das wunderte mich um so mehr, als ich wohl annehmen durfte, daß er nie in seinem Leben einen andern als einen hölzernen Säbel in der Hand gehabt hatte. Doch erfuhr ich später, daß die bei den Wilden gebräuchlichen Holzschwerter so scharf und von so hartem Holze seien, daß man mit ihnen Köpfe und Arme mit einem einzigen Schlage abhauen könne. Als mein Wilder nun sein Werk vollbracht hatte, kam er lachend zu mir zurück und legte mit allerhand Grimassen den Säbel nebst dem Kopf des Getöteten zu meinen Füßen nieder.

Am meisten aber hatte er sich offenbar darüber gewundert, wie ich den andern Wilden aus so weiter Entfernung mit meiner Flinte getötet hatte. Er gab mir deshalb durch Zeichen zu verstehen, daß ich ihm erlauben möchte, zu jenem zu gehen. Ich hatte nichts dagegen und erlaubte es ihm gern. Als er nun zu dem Toten gekommen war, blieb er wie versteinert bei ihm stehen, blickte ihn an, drehte ihn erst auf die eine und dann auf die andere Seite und betrachtete die von der Kugel gemachte Wunde. Diese befand sich mitten in der Brust, doch war nur wenig Blut daraus geflossen, da der Getroffene nach innen verblutet und schon völlig tot war. Nach einer Weile nahm er Bogen und Pfeil des Gefallenen und kehrte zu mir zurück.

Ich wandte mich darauf zum Fortgehen und bedeutete meinem Wilden, mir zu folgen, indem ich ihm zu verstehen gab, daß noch andere kommen und ihn verfolgen könnten. Er aber deutete mir durch Zeichen an, daß er erst die Toten begraben wolle, damit sie uns nicht verrieten. Ich war damit einverstanden, und so machte er sich sogleich daran und scharrte im Nu mit seinen Händen ein Loch in den Sand, groß genug, um den ersten darin zu bestatten, den er herbeischleppte und zudeckte. Ebenso machte er es mit dem zweiten, so daß sie beide in etwa einer Viertelstunde verscharrt waren.

Dann begab ich mich mit ihm nicht nach meiner Festung, sondern nach meiner Höhle, die sich in dem abgelegensten Teile der Insel be-

fand. Dort gab ich ihm Brot und ein Bündel Rosinen zu essen und einen Schluck Wasser zu trinken, was er nach seinem hitzigen Lauf wahrlich nötig hatte. Nachdem ich ihn so erquickt hatte, bedeutete ich ihm, sich niederzulegen und zu schlafen. Ich zeigte ihm eine Ecke, wo ich einen Haufen Reisstroh und eine Decke hingelegt und die mir selber schon manchmal als Nachtlager gedient hatte. Der arme Bursche legte sich denn auch hin und schlief sogleich ein.

Fünfzigstes Kapitel / Robinson gewinnt in Freitag einen treuen Diener.

Es war ein stattlicher, hübscher Bursche, kräftig von Gliedern, schlank und wohlgebaut. Nach meiner Schätzung mochte er etwa 26 Jahre alt sein. Er hatte ein sehr gutmütiges Gesicht; besonders wenn er lächelte, schien daraus die ganze Sanftmut und Weichheit eines gebildeten Europäers zu leuchten. Sein Haar war lang und schwarz und nicht gekräuselt, die Stirn hoch und breit, und seine Augen funkelten vor großer Lebhaftigkeit und Klugheit. Seine Hautfarbe war nicht ganz schwarz, sondern ging mehr ins Gelbbraun, war aber nicht jenes häßliche, widerliche Gelb, wie es die Brasilianer, die Eingeborenen von Virginia und andere Stämme zeigen, sondern mehr ein glänzendes Dunkelolivenbraun, das einen angenehmen, aber nicht näher zu beschreibenden Eindruck macht. Sein Gesicht war rund und voll, die Nase klein und nicht plattgedrückt wie bei den Negern, der Mund schön geformt, die Lippen schmal und die Zähne wohlgereiht und weiß wie Elfenbein.

Nachdem er etwa eine halbe Stunde lang geschlafen oder richtiger geschlummert hatte, erwachte er wieder und trat aus der Höhle zu mir heraus in die dicht daneben befindliche Einfriedigung, wo ich gerade meine Ziegen molk. Als er mich erblickte, kam er auf mich zugelaufen, warf sich vor mir auf die Erde und suchte mir mit allen möglichen seltsamen Gebärden seine Dankbarkeit zu bezeigen. Zuletzt legte er seinen Kopf wieder flach auf den Boden und setzte einen meiner Füße darauf, wie er's schon einmal getan hatte. Kurz, er suchte mir durch alle möglichen Zeichen der Unterwürfigkeit und Ergebenheit zu verstehen zu geben, daß er gewillt sei, mir sein ganzes Leben lang treu zu dienen. Ich begriff auch das

meiste von dem, was er damit sagen wollte, und gab ihm zu erkennen, daß ich mit ihm zufrieden sei.

Nach einer kurzen Pause fing ich auch schon an, mit ihm zu reden und ihm meine Sprache beizubringen. Zunächst gab ich ihm zu verstehen, daß er „Freitag" heißen solle, weil ich ihm an diesem Tage das Leben gerettet hatte. Ebenso lehrte ich ihn, mich mit „Herr" anzureden. Ferner wies ich ihn an, „ja" und „nein" zu sagen, und lehrte ihn die Bedeutung dieser Worte verstehen. Dann gab ich ihm etwas Milch in einem irdenen Topfe und einen Gerstenkuchen, und indem ich ihm vormachte, wie ich trank und meinen Kuchen eintauchte, unterwies ich ihn, es ebenso zu machen. Das tat er denn auch, und er deutete mir dabei an, daß es ihm sehr gut schmecke.

Während der Nacht blieb ich mit ihm in der Höhle. Sobald es aber Tag wurde, winkte ich ihm, mir zu folgen, und gab ihm zu verstehen, daß ich ihm Kleider geben wolle. Er schien sehr froh darüber zu sein, denn er war völlig nackt. Als wir an dem Orte vorbeikamen, wo er die beiden Wilden verscharrt hatte, zeigte er mir genau die Stelle und wies mir auch die Merkmale, die er sich gemacht hatte, um sie wiederzufinden. Dabei gab er mir durch Zeichen zu verstehen, ob wir sie nicht wieder ausgraben und noch verzehren wollten. Ich aber zeigte mich darüber sehr ärgerlich, drückte meinen Abscheu aus und tat, als ob ich mich schon bei dem bloßen Gedanken daran übergeben müsse. Dann winkte ich ihm, mit fortzugehen, was er auch sogleich und mit großer Unterwürfigkeit tat.

Ich führte ihn nun zunächst auf den Gipfel des Felsens, um nachzusehen, ob seine Feinde sich schon entfernt hätten. Durch mein Fernglas konnte ich deutlich die Stelle erkennen, wo sie gelagert hatten, aber es war weder etwas von ihnen selber, noch von ihren Kanus zu entdecken. Daraus schloß ich, daß sie sich entfernt hatten, ohne weiter nach ihren beiden zurückgelassenen Kameraden zu suchen.

Doch begnügte ich mich mit dieser Entdeckung nicht. Da ich jetzt mehr Mut bekommen hatte, so nahm ich meinen Gefährten Freitag mit mir, gab ihm den Säbel in die Hand, Bogen und Pfeile auf den Rücken und ließ ihn überdies noch eine Flinte für mich tragen, während ich die beiden andern Gewehre auf die Schulter nahm. So ausgerüstet begaben wir uns nach dem Platze, wo die Wilden gelagert hatten; denn

ich hatte große Lust, mir genauere Kunde von ihrem Tun und Treiben zu verschaffen.

Als wir zu der Lagerstelle gelangt waren, gerann mir vor Schauder das Blut in den Adern, und das Herz stockte mir im Innern. Es war in der Tat ein schrecklicher Anblick, wenigstens für mich, während es auf Freitag keinen besondern Eindruck zu machen schien. Der ganze Platz war nämlich mit Menschengebeinen bedeckt und der Boden mit Blut gefärbt. Große Stücke Fleisch lagen halb verzehrt, zerfetzt und angesengt umher, alles Spuren des Schmauses, den die Wilden hier abgehalten hatten. So zählte ich drei Schädel, fünf Hände und die Knochen von drei oder vier Beinen und Füßen, dazu eine Menge anderer Körperteile.

Freitag gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß im ganzen vier Gefangene mitgebracht und drei davon verzehrt seien, während er als das vierte Schlachtopfer entflohen sei. Es habe nämlich eine große Schlacht zwischen jenen Wilden und seinem Volke stattgefunden, wobei jene eine große Menge Gefangene gemacht hätten, die nach verschiedenen Plätzen geschleppt worden seien, um dort verzehrt zu werden.

Ich ließ Freitag alle Schädel, Knochen und sonstigen Überreste sammeln und auf einen Haufen schichten, sodann ein großes Feuer anzünden und alles zu Asche verbrennen. Er schien noch immer große Lust zu haben, etwas von den Fleischresten zu verspeisen. Ich aber zeigte ihm meinen lebhaftesten Abscheu und gab ihm zu verstehen, daß ich ihn niederschießen würde, wenn er sich unterstände, etwas davon zu essen.

Nachdem diese Arbeit verrichtet war, kehrten wir zu meiner Burg zurück. Dort gab ich Freitag vor allem ein Paar leinene Beinkleider, die ich noch von dem Wrack her besaß. Nach einer kleinen Änderung paßten sie ihm ganz gut. Dann machte ich ihm eine Jacke aus Ziegenfell, so gut ich's konnte; denn ich war jetzt ein leidlich guter Schneider geworden. Darauf gab ich ihm eine Mütze, die ich aus Hasenfell verfertigt hatte und die ihm sehr gut paßte. Damit war er fürs erste ziemlich gut bekleidet. Er zeigte sich auch sehr erfreut darüber, daß er nun fast ebenso schön gekleidet war wie sein Herr. Zwar bewegte er sich in diesen Kleidungsstücken anfangs recht ungeschickt; besonders die Hosen schienen ihn sehr in der Bewegung zu hindern, und die Ärmel der Jacke waren etwas zu eng geraten. Nachdem ich aber die Stellen, über die er sich beklagte, etwas bequemer ge-

macht und er sich an die Kleidung gewöhnt hatte, fand er großes Gefallen daran.

Am nächsten Tage überlegte ich, wo ich meinen neuen Gefährten unterbringen sollte. Um ihm die gleiche Bequemlichkeit zu verschaffen, wie ich sie selbst genoß, und doch meinerseits ohne Sorge zu sein, errichtete ich für ihn ein kleines Zelt auf dem freien Raume zwischen meinen beiden Festungswällen. Da man von hier aus in mein Gewölbe gelangen konnte, so zimmerte ich jetzt eine richtige Brettertür und setzte sie vor den Eingang. Ich richtete sie so ein, daß sie nur von innen zu öffnen war, und verriegelte sie des Nachts. Da ich abends auch meine Leiter einzog, so konnte Freitag nicht in meine Festung gelangen, ohne dabei solchen Lärm zu machen, daß ich davon unbedingt aufwachen mußte. Auch nahm ich meine sämtlichen Waffen jede Nacht zu mir in den innern Raum.

Doch ich hätte aller dieser Vorsichtsmaßregeln nicht bedurft; denn wohl niemals hat jemand einen treueren und anhänglicheren Diener gehabt, als Freitag es war.

Einundfünfzigstes Kapitel / Freitags Erziehung

Ich war so sehr mit meinem neuen Gefährten zufrieden, daß ich es für meine Pflicht hielt, ihn alles zu lehren, was dazu dienen konnte, ihn zu einem nützlichen, geschickten und guten Menschen zu machen. Besonders lag mir daran, ihn sprechen zu lehren, damit er mich verstand, wenn ich mit ihm redete. Dabei zeigte er sich als der geweckteste Schüler, den man sich nur denken kann, und zugleich so fleißig und so heiter, daß es für mich ein Vergnügen war, mich mit ihm zu unterhalten. So begann nun mein Leben recht angenehm zu werden, daß ich manchmal zu mir sagte, wenn mich nur die andern Wilden in Ruhe ließen, so möchte ich wohl mein ganzes Leben hier auf der Insel zubringen.

Ein paar Tage nach der Rückkehr in meine Festung kam ich auf den Gedanken, ich müsse Freitag, um ihm seine kannibalische Lust am Verzehren von Menschenfleisch abzugewöhnen, anderes Fleisch zu kosten geben. Deshalb nahm ich ihn eines Morgens mit mir in den Wald. Ich hatte die Absicht, ein Zicklein aus meiner Herde zu schlachten und das Fleisch zu Hause zuzubereiten. Unterwegs aber bemerkte ich eine Ziege, die mit zwei

jungen Zicklein im Schatten lag. Da hielt ich Freitag an und sprach: „Halt, bleib stehen.“ Ich machte ihm dabei ein Zeichen, daß er sich nicht bewegen solle. Darauf legte ich mein Gewehr an, schoß und erlegte eins von den beiden Ziegenlämmern. Der arme Bursche aber, der mich vor einigen Tagen seinen Feind auf dieselbe Weise hatte töten sehen, war sehr erschrocken und zitterte an allen Gliedern. Er sah gar nicht, daß ich das Lamm getroffen hatte, sondern riß seine Jacke auf und fühlte zu, ob er nicht verwundet sei. Jedenfalls glaubte er, ich wolle ihn töten; denn er kam herbei, kniete vor mir nieder, umfaßte meine Knie und redete allerlei, von dem ich nur so viel verstand, daß ich ihn doch nicht töten möchte.

Ich machte ihm nun begreiflich, daß ich ihm nichts zuleide tun wolle, nahm ihn bei der Hand, lachte ihn freundlich an und zeigte auf das getötete Zicklein, wobei ich ihn aufforderte, hinzulaufen und es zu holen. Das tat er denn auch, und während er das Lamm noch verwundert betrachtete, lud ich meine Flinte abermals. Gleich darauf sah ich einen großen falkenartigen Vogel in Schußweite auf einem Baume sitzen. Um Freitag einigermaßen verständlich zu machen, was ich vorhabe, rief ich ihn wieder herbei, zeigte zuerst auf den Vogel, dann auf meine Flinte und dann auf den Erdboden, zum Zeichen, daß ich schießen und den Vogel dorthin fallen lassen wolle. Nun befahl ich Freitag, aufzuachten, und gab Feuer. Er sah auch den getöteten Vogel herabfallen, blieb aber trotzdem wieder erschrocken stehen. Er schien um so mehr erstaunt, weil er nicht gesehen hatte, daß ich etwas in meine Flinte hineingetan hatte, und sich nun einbildete, das Ding sei ein Zaubermittel, das imstande sei, Menschen, Tiere oder sonst etwas aus der Ferne zu töten. Hätte ich ihn gewähren lassen, so würde er, glaube ich, mich und meine Flinte angebetet haben. Mehrere Tage hindurch wagte er es nicht, die Flinte nur anzurühren, und wenn er allein war, redete er sie sogar an und schwatzte mit ihr, als wenn sie ihm Antwort gegeben hätte. Wie ich später von ihm erfuhr, hatte er es in der Absicht getan, sie zu bitten, daß sie ihn doch nicht töten möge.

Nachdem sich nun sein Erstaunen ein wenig gelegt hatte, hieß ich ihn den geschossenen Vogel herbeiholen. Er zögerte etwas; denn der Vogel war nicht gleich ganz tot gewesen, sondern noch eine Strecke weit geflattert. Endlich aber brachte er ihn doch herbei, und wir gingen heim. Noch an demselben Tage zog ich dem Zicklein das Fell ab, zerlegte das Tier, kochte

etwas von dem Fleische und bereitete eine sehr gute Brühe daraus. Nachdem ich sie gekostet hatte, gab ich meinem Gefährten davon zu essen. Er zeigte sich darüber erfreut und ließ sich's gut schmecken. Was ihn aber wunderte, war, daß er mich meine Suppe und mein Fleisch mit Salz essen sah. Er probierte es ebenfalls so, machte mir dann aber ein Zeichen, daß das Salz nicht gut schmecke, und tat, als wenn er übel davon würde, spuckte es aus und spülte sich darauf den Mund mit Wasser aus. Nun nahm ich meinerseits ein Stück Fleisch ohne Salz in den Mund und stellte mich, als müsse ich es wieder ausspeien, weil es nicht gesalzen sei. Das half aber nichts, und lange Zeit hindurch wollte er nichts von Salz in der Suppe oder zu seinem Fleische wissen, und auch später nahm er immer nur wenig.

Den nächsten Tag briet ich ein Stück Ziegenfleisch, indem ich zu beiden Seiten des Feuers zwei Stäbe in die Erde steckte und einen dritten quer darüber legte. An diesem Querstabe befestigte ich mittels einer starken Schnur das Stück Fleisch, so daß dieses sich fortwährend über dem Feuer drehte, bis es gar und von allen Seiten geröstet war. Freitag sah sehr aufmerksam zu, und als er dann das Fleisch kostete, gab er mir auf die verschiedenste Weise zu verstehen, wie gut es ihm schmecke. Zuletzt versicherte er mir, er wolle nun auch nie wieder Menschenfleisch essen, worüber ich mich sehr freute.

Am folgenden Tage ließ ich Freitag etwas Getreide auskörnen und reinigen. Er verstand es auch bald ebenso gut wie ich selbst, besonders nachdem er begriffen hatte, daß es zur Brotbereitung diente. Nachdem ich ihn auch beim Backen hatte zusehen lassen, war er bald imstande, die ganze Arbeit für mich zu verrichten, und zwar ebensogut wie ich selbst.

Ich bedachte nun, daß ich jetzt für zwei Magen statt für einen zu sorgen hatte und daß ich daher auch ein größeres Stück Land besäen müßte als bisher. Darum steckte ich ein zweites Feld ab und umzäunte es, wobei mir Freitag sehr willig und fleißig half. Ich sagte ihm, zu welchem Zweck es geschähe, nämlich um Brot genug für uns beide zu bekommen, und er schien sehr erkenntlich dafür zu sein. Er gab mir zu verstehen, daß er auch um so eifriger dafür arbeiten wolle, da ich um seinetwillen soviel mehr Mühe habe; ich möchte ihm nur sagen, was zu tun sei.

Das war das angenehmste Jahr meines Lebens auf der Insel. Freitag

fing schon recht hübsch zu sprechen an und verstand auch die Namen fast aller Gegenstände und aller Orte, nach denen ich ihn schickte. Er schwatzte mit mir ohne Unterlaß, so daß meine Zunge ordentlich wieder in Übung kam, nachdem ich so lange keine Gelegenheit mehr dazu gehabt hatte. Außer dem Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten, machte mir Freitag auch sonst noch viel Freude. Seine einfache, ungeheuchelte Ehrlichkeit wurde täglich ersichtlicher, und ich begann den Burschen wahrhaft liebzugewinnen. Er hingegen liebte mich, glaube ich, mehr, als er früher irgend jemand hatte lieben können.

Zweiundfünfzigstes Kapitel / Freitag erzählt von seinem Volke

Eines Tages wünschte ich zu erfahren, ob Freitag sich wohl nach seiner Heimat zurücksehne. Da er jetzt schon so viel Englisch verstand, daß er mir auf fast alle Fragen Antwort geben konnte, so fragte ich ihn zunächst, ob denn das Volk, dem er angehöre, niemals im Kriege gesiegt hätte. Darüber lächelte er und sprach: „Ja, ja, wir immer kämpfen am besten."

Nun fingen wir folgendes Gespräch an:

„Wenn ihr," sagte ich, „immer am besten kämpft, wie kam es denn, daß du trotzdem gefangengenommen wurdest?"

„Mein Volk schlagen trotzdem viel."

„Wieso schlagen? Wenn dein Volk sie schlägt, wie konntest du denn gefangen werden?"

„Sie viel mehr als mein Volk an dem Platz, wo ich war. Sie nehmen mit ein, zwei, drei und mich. Mein Volk sie auch schlagen, aber drüben auf Platz, wo ich nicht war. Dort mein Volk nehmen mit ein, zwei, drei, viele tausend."

„Aber weshalb hat dich denn dein Volk nicht aus den Händen der Feinde befreit?"

„Sie nehmen mit ein, zwei, drei und mich und gehen in Kanu. Mein Volk damals nicht haben Kanu."

„Schön, Freitag, und was macht dein Volk mit den Männern, die es gefangengenommen? Schleppt es sie auch fort und verzehrt sie, wie jene es gemacht haben?"

„Ja, mein Volk auch essen Männer, essen alle auf."

„Wohin bringt ihr sie denn?"

„Gehen nach ander Platz, wohin sie denken."

„Kommen sie auch hierher?"

„Ja, ja, kommen auch hierher; kommen auch nach ander Platz."

„Bist du denn auch schon einmal mit hier gewesen?"

„Ja, ich gewesen hier."

Dabei zeigte er nach der Nordwestseite der Insel, wo anscheinend der Landungsplatz seiner Landsleute war.

Hieraus ersah ich, daß Freitag sich mit unter den Wilden befunden hatte, die an dem entfernteren Teile der Insel zu landen pflegten und zwar aus dem gleichen Anlaß, um dessentwillen er selber hierher gebracht worden war. Einige Zeit darauf, als ich Mut genug fühlte, mit ihm an jene Seite zu gehen, zeigte er mir sofort die Stelle und erzählte, daß seine Leute hier zwanzig Männer, zwei Weiber und ein Kind verzehrt hätten. Er konnte aber noch nicht auf Englisch bis zwanzig zählen; deshalb legte er soviel Steine in eine Reihe und forderte mich auf, sie zu zählen.

Nachdem ich nun jenes Gespräch mit Freitag gehabt hatte, fragte ich ihn, wie weit sein Land von unserer Insel entfernt sei und ob die Kanus nicht oft unterwegs beim Sturm verloren gingen. Darauf erwiderte er, es sei weiter keine Gefahr dabei und es seien noch keine Kanus verloren gegangen, soviel er wisse. Denn wenn man eine kleine Strecke nach der See hineinkomme, so finde sich da eine Strömung, die sich morgens immer in einer andern Richtung bewege als abends. Ich glaubte damals, dies beziehe sich auf den Wechsel von Ebbe und Flut; später aber erfuhr ich, daß jene Erscheinung durch den Flutwechsel des mächtigen Orinokoflusses verursacht wurde, im Bereich von dessen Mündung meine Insel lag, und jenes Land, das ich in nördlicher und nordwestlicher Richtung bemerkt hatte, war die große Insel Trinidad, die nördlich von der Mündung dieses Flusses liegt.

Ich richtete von nun an tausenderlei Fragen an Freitag über das Land, dessen Bewohner, das Meer, die Küste und über die etwaige Nachbarschaft eines andern Volkes. Er erzählte mir darauf mit größter Offenheit alles, was er wußte. Ich befragte ihn auch um den Namen der Völkerschaften seines Stammes, konnte aber weiter nichts als den Namen „Ka-

ribs" aus ihm herausbringen. Hieraus entnahm ich, daß es die Kariben waren, deren Wohnsitze auf unsern Landkarten zwischen der Mündung des Orinoko bis nach Guyana und weiter bis St. Martha bezeichnet sind. Wie Freitag mir weiter sagte, wohnten weit jenseits des Mondes — er meinte jenseits des Mondunterganges, d. h. westlich von seinem Lande — weiße, bärtige Männer wie ich, die sehr viele Menschen getötet hätten. Ich entnahm daraus, daß er die Spanier meinte, deren in Amerika verübten Grausamkeiten in allen jenen Ländern so bekannt geworden waren, daß sich das Andenken daran von Geschlecht zu Geschlecht forterbte.

Sodann fragte ich Freitag, ob er mir nicht angeben könne, wie ich von meiner Insel zu jenen weißen Männern gelangen könnte. Er erwiderte: „Ja, ja, es kann gehen in zwei Kanus." Ich wußte zuerst nicht, was er damit meinte, bis ich zuletzt mit vieler Mühe herausbekam, daß er darunter ein Boot verstand, das so groß sei wie zwei Kanus zusammen.

Diese Unterredung erfreute mich sehr, und von dem Augenblicke an nährte ich in mir die Hoffnung, daß ich früher oder später doch noch einmal Gelegenheit finden würde, mit Hilfe dieses armen Wilden von meiner Insel zu entrinnen.

Dreiundfünfzigstes Kapitel / Robinson gibt Freitag religiöse Unterweisungen

Nachdem mich Freitag einigermaßen verstehen gelernt hatte, konnte ich's auch nicht unterlassen, ihn mit den Grundlagen der christlichen Religion bekannt zu machen. So fragte ich ihn eines Tages, wer ihn geschaffen habe. Der arme Mensch hatte mich erst mißverstanden und meinte, ich hätte gefragt, wer sein Vater sei. Nun faßte ich die Sache anders an und fragte ihn, wer das Meer, den Erdboden, auf dem wir gingen, die Hügel und die Wälder geschaffen habe. Er antwortete, das habe der alte „Benamucki" getan, der über allem diesen wohne. Er wußte aber von dieser wichtigen Person weiter nichts anzugeben, als daß er sehr alt wäre, viel älter als Wasser und Land, Mond und Sterne. Darauf fragte ich ihn, warum denn dieser alte Mann, wenn er alle Dinge geschaffen habe, nicht auch von allen angebetet werde. Da sah er mich sehr ernsthaft an und erwiderte ganz harmlos: „Alle Dinge zu ihm sagen: Oh!"

Nun fragte ich ihn, ob denn die Leute, die in seinem Lande stürben, auch irgendwohin kämen. Er antwortete: „Ja, sie alle kommen zu Benamucki." Darauf fragte ich, ob denn auch die dorthin kämen, die aufgefressen würden. Er sagte: „Ja."

Daran knüpfte ich an und begann nun, ihn in der Erkenntnis des wahren Gottes zu unterweisen. Ich sagte ihm, der große Schöpfer aller Dinge wohne dort oben — dabei zeigte ich nach dem Himmel —, er regiere die Welt mit derselben Kraft, durch die er sie geschaffen habe, er sei allmächtig und könne uns alles geben und alles nehmen.

Auf diese Weise öffnete ich ihm allmählich die Augen. Er hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, als ich ihm von Jesus Christus erzählte, der gekommen sei, uns selig zu machen. Auch lehrte ich ihn zu Gott beten und sagte, daß dieser imstande sei, uns zu hören, obwohl er im Himmel wohne.

Eines Tages sagte mir Freitag, wenn Gott uns hier hören könne, obwohl er doch weiter von uns entfernt sei als die Sonne, so müsse er unbedingt ein größerer Gott sein als der alte Benamucki; denn der wohne längst nicht so weit weg und könne uns doch nur hören, wenn wir auf die hohen Berge stiegen und dort mit ihm sprächen. Ich fragte ihn, ob er denn schon einmal dorthin gegangen sei, um mit Benamucki zu sprechen. Er antwortete: nein, die jungen Leute gingen nie dahin, sondern nur die Alten, die er „Oowokaki" nannte und womit er die Priester meinte; diese gingen dorthin, um „Oh" zu sagen — so bezeichnete er nämlich das Beten —, und wenn sie zurückkämen, so erzählten sie, was Benamuck gesagt hätte. Ich schloß daraus, daß es selbst bei den unwissenden Heiden eine Priesterkaste gebe und daß die Klugheit, aus der Religion ein Geheimnis zu machen, um der Priesterschaft die Verehrung des Volkes zu sichern, sich fast in allen Religionen der Welt, sogar unter den rohsten und barbarischsten Wilden, finde.

Ich bemühte mich nun, meinen Gefährten über diesen Trug aufzuklären. Ich sagte ihm, das Vorgeben der Oowokaki sei nur Täuschung. Dann sprach ich lange mit ihm über die Regierung Gottes und seinen großen Abscheu gegen die Sünde. Ferner erzählte ich ihm von der Erlösung der Menschen durch den Heiland der Welt. Dabei durchströmte eine geheime Freude meine ganze Seele, wenn ich daran dachte, daß ich in meiner ein-

samen Lage nicht nur selbst dazu gelangt war, zum Himmel aufzusehen, sondern nun auch als Werkzeug ausersehen war, um das Leben und die Seele eines armen Wilden zu retten.

Diese dankbare Gemütsstimmung dauerte in mir fort, und die Gespräche zwischen Freitag und mir waren so angenehm, daß sie die drei Jahre, die wir noch zusammen auf der Insel zubrachten, zu den glücklichsten meines Lebens machten. Mein Wilder wurde ein guter Christ, ja, ein besserer, als ich selbst war. Wir besaßen das Wort Gottes, und ich benutzte es fleißig, um Freitag daraus vorzulesen und ihm den Sinn des Gelesenen zu erklären. Er hinwider machte durch sein ernsthaftes Fragen und Forschen aus mir einen viel besseren Schriftgelehrten, als ich's durch bloßes Lesen für mich allein je geworden wäre.

Vierundfünfzigstes Kapitel / Freitag sieht die Küste seiner Heimat

Nachdem Freitag und ich genauer miteinander bekannt geworden waren und er fast alles verstand, was ich sagte, und sich geläufig, wenn auch in gebrochenem Englisch auszudrücken vermochte, erzählte ich ihm meine Geschichte, wie ich auf der Insel angekommen war und was ich dort erlebt hatte. Ich weihte ihn auch in das Geheimnis der Anwendung von Pulver und Blei ein und lehrte ihn schießen. Ferner schenkte ich ihm ein Messer, worüber er sich riesig freute, und verfertigte ihm einen Gürtel mit Öse, worin er ein Beil trug, das ihm sowohl als Waffe wie als Werkzeug diente.

Ich beschrieb ihm auch den Erdteil Europa, besonders mein Heimatland England, und erzählte ihm, wie wir dort wohnten, wie wir Gott dienten, wie wir gesellig miteinander verkehrten und wie wir nach allen Weltteilen hin mit unsern Schiffen Handel trieben. Ich schilderte ihm sodann das Schiff, mit dem ich hierher gekommen war, und zeigte ihm die Stelle, wo das Wrack gelegen hatte. Dann zeigte ich ihm auch die Trümmer des Bootes, auf dem wir uns hatten retten wollen und das ich später trotz aller Anstrengungen nicht allein hatte von der Stelle bringen können.

Als Freitag das Boot sah, stand er eine Weile in Gedanken versunken da und sagte nichts. Ich fragte ihn, worüber er denn nachdenke, und

da antwortete er: „Ich sehen solches Boot kommen an Land von mein Volk."

Anfangs verstand ich nicht, was er meinte; auf meine weiteren Fragen aber erfuhr ich, daß ein ähnliches Fahrzeug an die Küste seiner Heimat verschlagen worden sei. Freitag beschrieb mir das Boot ziemlich genau und fügte mit Eifer hinzu: „Wir retten weiße Männer von Ertrink."

Sogleich fragte ich ihn, ob denn in jenem Boote weiße Menschen gewesen wären.

„Ja," erwiderte er, „das ganze Boot voll weiße Mensch."

Darauf fragte ich, wieviel denn darin gewesen seien, worauf er an den Fingern bis siebzehn zählte.

Ferner fragte ich, was aus ihnen geworden sei, worauf er antwortete: „Sie leben; sie wohnen bei mein Volk."

Das brachte mich auf den Gedanken, jene Männer müßten zu dem Schiffe gehört haben, das in der Nähe meiner Insel gescheitert war. Nachdem das Schiff in der Nacht gegen die Klippen gerannt war, hatten sie sich jedenfalls in ihrem Boote gerettet und waren so zu den Wilden gekommen.

Ich erkundigte mich nun noch genauer bei Freitag, was denn die Männer bei seinem Volke anfingen. Er versicherte mir darauf, daß sie schon etwa vier Jahre dort wären, daß die Wilden ihnen nichts zuleide täten und ihnen sogar Lebensmittel lieferten. Ich fragte ihn, wie es denn käme, daß sie sie nicht töteten und auffräßen, worauf er erwiderte: „Nein, sie machen Brüder mit ihnen." Und dann fügte er hinzu: „Sie nicht essen Mensch; nur wenn sie machen Krieg." Das sollte wohl heißen, daß sie nur die Menschen verzehrten, die sie im Kriege gefangen genommen hätten.

Eine Zeit danach befanden wir uns auf der Spitze des Hügels im Osten der Insel, von wo aus ich früher an einem hellen Tage das Festland von Amerika gesehen zu haben glaubte. Da das Wetter wiederum sehr heiter war, so blickte Freitag aufmerksam nach der Küste hinüber. Auf einmal fing er vor Entzücken an zu hüpfen und zu tanzen und rief mich jubelnd herbei. Ich fragte ihn, was es denn gäbe; da rief er: „O Freude, o froh! Dort sehen mein Land, dort mein Volk!"

Sein Gesicht glänzte dabei vor großer Freude, seine Augen funkelten,

und es schien, als hätte er Verlangen, wieder in seiner Heimat zu sein. Diese Beobachtung machte mich nachdenklich. Ich befürchtete, wenn Freitag wieder zu seinem Volke zurückkehre, so möchte er nicht nur seine Religion und alle Dankbarkeit gegen mich vergessen, sondern vielleicht sogar seinen Landsleuten von mir erzählen und womöglich mit ein paar Hunderten zurückkommen und sich an mir ebenso gütlich tun, als wenn sie sonst ihre kriegsgefangenen Feinde verzehrten.

Doch ich tat dem wackern Burschen damit bitter unrecht. Da aber mein Argwohn immer noch nicht schwinden wollte, so nahm ich mir vor, ihn bei nächster Gelegenheit darüber auszuforschen.

Als wir eines Tages wieder jenen Hügel bestiegen hatten, das Festland aber nicht erblicken konnten, weil die Luft über dem Meere sehr dunstig war, rief ich ihn an und sprach: „Freitag, möchtest du nicht wieder in deinem Lande und bei deinem eigenen Volke sein?"

„Ja," entgegnete er, „ich sein sehr froh, wenn ich kann sein bei mein eigen Volk."

„Was würdest du denn da wohl tun?" fragte ich weiter. „Würdest du dann wohl wieder zu einem Wilden werden und Menschenfleisch essen, wie du es früher getan hast?"

Da sah er mich ganz traurig an, schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, nein; Freitag ihnen sagen, daß sie leben brav; sagen ihnen, daß sie beten zu Gott; sagen ihnen, daß sie essen Kornbrot, Tierfleisch, Milch und nicht mehr essen Mensch."

„Aber," entgegnete ich, „wenn sie dich nun töten?"

Da blickte er mich ernsthaft an und sagte: „Nein, sie nicht töten mich; sie gerne lernen wollen." Er fügte hinzu, daß sie auch von den bärtigen Männern, die zu ihnen gekommen seien, vieles gelernt hätten.

Darauf fragte ich ihn, ob er wohl zu ihnen zurückkehren möchte. Darüber lächelte er und sagte, er könnte nicht so weit schwimmen. Ich sagte, ich wollte ihm ein Boot verfertigen. Da antwortete er, er würde nur dann gehen, wenn ich mit ihm ginge.

„Ich und gehen!" erwiderte ich, „sie würden mich doch aufessen, wenn ich hinkäme!"

„Nein, nein," sagte er darauf, „ich machen, sie nicht essen dich; ich machen, sie sehr lieben dich."

Damit meinte er, er würde sie dahin bringen, mich zu lieben. Und nun erzählte er, wie gut sie sich gegen die siebzehn bärtigen Männer benommen hätten, die dort gelandet seien.

Seit dieser Unterredung hatte ich große Lust, die Überfahrt zu wagen und zu versuchen, mich mit jenen bärtigen Männern ins Einvernehmen zu setzen, die wahrscheinlich Spanier oder Portugiesen waren. Ich zweifelte nicht, daß es uns gemeinsam leichter gelingen würde, heimzukehren, als mich mit Freitag allein von der Insel zu befreien, die etwa vierzig Meilen vom Festlande entfernt lag.

Fünfundfünfzigstes Kapitel / Robinson und Freitag bauen ein Boot

Einige Tage später ließ ich mich mit Freitag wieder in ein Gespräch ein und sagte, ich wolle ihm ein Boot verschaffen, damit er zu seinem Volke zurückkehren könne. Dann führte ich ihn zu meinem kleinen Kanu, das noch in der Bucht lag, schöpfte das Wasser aus und machte es flott, worauf wir uns beide hineinsetzten.

Ich sah, daß Freitag sehr geschickt im Rudern war und daß er es ebenso schnell hinausschießen lassen und beidrehen konnte wie ich. Als wir nun so in dem Boote saßen, sagte ich zu ihm: „Nun, Freitag, wollen wir jetzt zu deinem Volke fahren?"

Freitag machte ein sehr bedenkliches Gesicht und meinte, das Boot sei zu klein für eine so weite Fahrt. Darauf erzählte ich ihm, daß ich noch ein größeres besäße, und am folgenden Tage ging ich mit ihm zu der Stelle, wo das zuerst von mir gebaute Boot lag, das ich aber nicht hatte ins Wasser schaffen können. Es hatte nun schon über zwanzig Jahre dort gelegen, und die Sonne hatte es ausgetrocknet und zerspalten, so daß es halb verfallen war. Freitag aber sagte mir, daß ein Boot von dieser Größe zur Überfahrt, sowie zur Aufnahme von genügend Lebensmitteln, Wasser und Brot, ausreichen würde.

Ich war nun so sehr auf meinen Plan, nach dem Festlande hinüberzufahren, versessen, daß ich Freitag erklärte, wir wollten ein ebenso großes Boot wie jenes bauen und er sollte damit nach seiner Heimat fahren. Er erwiderte darauf kein Wort, sondern blickte nur ernst und traurig vor

sich nieder. Als ich ihn fragte, was er hätte, antwortete er: „Warum du böse sein auf Freitag? Was ich getan?"

Ich fragte ihn, warum er das meine, und fügte hinzu, ich sei ganz und gar nicht böse auf ihn.

„Nicht böse? Nicht böse?" wiederholte er mehrere Male, „warum dann schicken Freitag fort zu mein Volk?"

„Wie, Freitag," sagte ich, „hast du denn nicht selbst gewünscht, dort zu sein?"

„Ja, ja," erwiderte er, „ich wünschen beide dort, nicht wünschen Freitag dort und Herr nicht dort."

Kurz, es fiel ihm nicht ein, ohne mich dorthin zu fahren.

„Ich dahin gehen, Freitag?" sagte ich, „was soll ich da machen?"

Da wandte er sich schnell zu mir mit den Worten: „Du sehr viel Gutes machen da; du lehren wilde Mensch sein gute, verständige, friedliche Mensch; du lehren sie kennen Gott, beten zu Gott und führen neues Leben."

„Ach, Freitag," erwiderte ich, „du weißt ja nicht, was du sagst! Ich bin selber nur ein armer, unwissender Mann."

„Ja, ja," sagte er, „du lehren mich Gott, du sie lehren auch Gott."

„Nein, nein, Freitag," entgegnete ich, „du mußt ohne mich reisen. Laß mich nur hier so weiter leben, ganz allein, wie ich früher gelebt habe!"

Bei diesen Worten sah er mich ganz betroffen an, dann lief er fort, holte sein Beil und gab es mir.

„Was soll ich damit?" fragte ich.

„Du nehmen und töten Freitag," sprach er.

„Warum soll ich dich denn töten?" fragte ich dagegen.

Er erwiderte sogleich: „Warum du schicken Freitag fort? Nehmen, töten Freitag, aber nicht schicken Freitag fort!"

Während er dies mit größtem Ernste sprach, sah ich, wie dem armen Burschen die Tränen in den Augen standen. Kurz, ich erkannte daraus seine große Zuneigung zu mir und zugleich eine so feste Entschlossenheit, daß ich ihm wiederholt erklärte, ich würde ihn nicht von mir fortschicken, wenn er lieber bei mir bleiben wolle.

Wie mir nun diese Unterredung seine innige Liebe zu mir bewiesen hatte und seinen festen Entschluß, sich nie von mir zu trennen, so erkannte ich andererseits, daß sein Wunsch, in die Heimat zu reisen, allein in der

Liebe zu seinem Volke begründet lag und in der Hoffnung, daß ich auch diesem Gutes erweisen werde. Da nun meine Fluchtgedanken besonders durch seine wiederholte Erwähnung der siebzehn weißen Männer in mir genährt wurden, so machte ich mich mit ihm ohne Verzug ans Werk und suchte zunächst nach einem starken, zum Fällen geeigneten Baum, um daraus ein größeres Fahrzeug zu bauen. Aber die Hauptsache war, einen Baum zu finden, der so nahe am Wasser stand, daß wir ihn nach der Bearbeitung leicht ins Wasser bugsieren konnten und so den früher von mir begangenen Fehler vermieden.

Endlich entdeckte Freitag, der viel mehr Holzkenntnis besaß als ich, einen geeigneten Baum. Freitag schlug vor, den Stamm, nachdem wir ihn gefällt hatten, durch Ausbrennen auszuhöhlen; ich zeigte ihm aber, wie wir das besser mit Werkzeugen verrichten könnten. Er lernte denn auch bald sehr geschickt damit umzugehen, und so vollendeten wir das Boot nach etwa einmonatiger angestrengter Arbeit. Es war sehr hübsch geformt und die Außenseite richtig wie bei einem Boote ausgehauen. Darauf kostete es uns aber immerhin noch vierzehn Tage Zeit, es sozusagen Zoll für Zoll auf großen Walzen ins Wasser zu schaffen. Als es aber erst einmal darin war, hätte es auch mit Leichtigkeit zwanzig Mann tragen können.

Nicht wenig überraschte es mich, wie geschickt und schnell Freitag das große Fahrzeug fortzubewegen verstand. Ich fragte ihn daher, ob er wohl Lust hätte und ob wir es wohl wagen dürften, uns damit hinüberzurudern. „Ja," antwortete er, „wir uns wagen darin sehr gut, wenn auch wehen großer Wind."

Ich hatte aber noch einen andern Plan, von dem er nichts wußte. Ich wollte nämlich in dem Boote Mast und Segel aufrichten und es mit Anker und Tauwerk versehen. Ein Mast war leicht genug zu beschaffen; ich wählte dazu eine schlanke, junge Zeder, die in der Nähe stand und wovon es eine große Anzahl auf der Insel gab. Freitag mußte sich daran machen, sie zu fällen, und ich gab ihm Anweisung, wie er sie zuhauen und zurechtmachen mußte. Die Sorge für das Segel mußte ich selbst übernehmen. Ich besaß zwar noch alte Segel oder vielmehr Stücke davon in Menge; da es aber 26 Jahre her war und ich sie nicht sorgfältig genug aufbewahrt hatte, so glaubte ich, sie seien sämtlich verfault.

Das traf denn auch bei den meisten zu. Trotzdem fand ich noch zwei Stücke, die ziemlich gut erhalten waren, und mit diesen ging ich ans Werk und brachte mit großer Mühe und langweiliger Flickarbeit endlich ein plumpes, dreieckiges Ding, ähnlich meinem frühern Schafschinkensegel, zustande. Es wurde an seinem untern Ende von einem Klüverbaum und an seinem obern von einer kurzen Spiere gehalten.

Diese letztere Arbeit, nämlich die Aufrichtung des Mastes und die Anfertigung der Takelage, nahm noch fast zwei weitere Monate in Anspruch. Ich vervollständigte nun mein Werk, indem ich noch ein kleines Fock- und ein Besansegel hinzufügte, für den Fall, daß es gegen den Wind ging. Vor allem brachte ich ein Steuerruder am Stern des Schiffes an. Ich war zwar kein Fachmann in Schiffsbausachen, aber da ich den Nutzen einer solchen Vorrichtung kannte, so gab ich mir die größte Mühe und brachte es auch schließlich zustande.

Nachdem dies alles vollbracht war, mußte ich Freitag noch in der Lenkung des Bootes unterweisen; denn obwohl er sehr geschickt im Rudern eines Kanus war, so verstand er doch nichts von der Handhabung des Segels und des Steuerruders. Er staunte nicht wenig, als er sah, wie ich vermittelst des letzteren vor- und rückwärts fuhr und wie sich dabei das Segel blähte, je nach der Richtung, die wir einschlugen. Doch nach einiger Übung wurde er auch mit allen diesen Dingen vertraut, und er wurde bald ein sehr geschickter Steuermann. Nur von dem Gebrauch des Kompasses konnte ich ihm keinen rechten Begriff beibringen. Da aber in jenen Meeresteilen nur selten bedeckter Himmel ist, so gab es auch nur wenig Gelegenheit, den Kompaß zu verwenden. Des Nachts konnte man sich nach den Sternen richten, und am Tage war ja die Küste deutlich zu sehen, ausgenommen während der Regenzeit; dann aber dachte niemand daran, sich auf das Land oder auf das Meer hinauszuwagen.

Sechsundfünfzigstes Kapitel / Die Rettung des Spaniers

Ich hatte jetzt das siebenundzwanzigste Jahr meiner Gefangenschaft auf der Insel angetreten. Den Jahrestag meiner Landung beging ich mit dem gleichen Dankgefühl gegen Gott wie früher, ja, mit noch höherem,

da mir im letzten Jahre soviel neue Beweise der göttlichen Fürsorge zuteil geworden waren und ich sogar große Hoffnung auf baldige Erlösung haben durfte. Ich glaubte fest, daß meine Erlösung vor der Tür stehe und daß ich kein weiteres Jahr mehr an diesem Orte zubringen werde. Trotzdem fuhr ich fort in meinen landwirtschaftlichen Arbeiten, im Graben, Pflanzen und Einzäunen, wie ich's gewohnt war. Ich sammelte Trauben und trocknete sie, kurz, ich tat alles Notwendige wie sonst. Bei alledem leistete mir Freitag treulich Beistand.

Die Regenzeit war mittlerweile herangekommen, und wir waren gezwungen, uns mehr zu Hause aufzuhalten. Unser neues Boot hatten wir so sicher als möglich in jener Bucht geborgen, die mir früher als Landungsplatz für meine Flöße gedient hatte. Ich hatte das Boot bei der Flut ans Land treiben und durch Freitag ein kleines Dock ausgraben lassen, so geräumig, daß es das Boot aufnehmen konnte. Dann hatten wir noch, als die Flut abgelaufen war, quer vor seinem Ende einen festen Damm errichtet, um das Wasser abzusperren, und so lag das Boot trocken und sicher vor der Flut. Um auch den Regen abzuhalten, hatten wir eine Menge Zweige darüber gelegt, daß es wie ein Haus überdacht war. Nach dieser Vorbereitung erwarteten wir die Monate November und Dezember, für welche Zeit ich mir die Ausführung meines Reiseplans vorgenommen hatte.

Sobald die gute Jahreszeit wiedergekehrt war, begann ich mit den Zurüstungen zu der Fahrt. Zunächst legte ich eine Menge Lebensmittel beiseite, die als Vorrat für die Reise dienen sollten. Ich hatte die Absicht, in einer oder zwei Wochen das Dock zu öffnen und unser Boot hinauszubugsieren.

Ich war eines Morgens noch mit diesen Vorkehrungen beschäftigt und hatte Freitag an den Strand geschickt, um nachzusehen, ob er eine Schildkröte bekommen könnte, wie wir sie uns gewöhnlich einmal wöchentlich der Eier und des Fleisches wegen verschafften. Er war aber noch gar nicht lange fort, da kam er auch schon wieder zurückgelaufen, kletterte schnell über die äußere Umwallung und rief mir atemlos zu: „O Herr! O Herr! O Kummer! O schlimm!"

„Was gibt's denn, Freitag?" fragte ich.

„O drüben, dort," sagte er, „ein, zwei, drei Kanus! Ein, zwei, drei."

Aus diesen Worten schloß ich erst, daß es sechs Kanus wären; doch erfuhr ich auf meine nochmalige Frage, es wären nur drei.

„Nun, Freitag," sagte ich, „sei nur nicht bange!"

Mit derartigen Worten ermutigte ich ihn, so gut ich konnte, sah aber doch, daß der arme Bursche im höchsten Grade erschrocken war. Er glaubte nämlich, daß die Wilden zurückgekommen wären, um ihn zu suchen, zu schlachten und zu verzehren. Darüber zitterte er so sehr, daß ich kaum wußte, was ich mit ihm anfangen sollte. Ich suchte ihn zwar nach besten Kräften zu trösten und sagte ihm, daß ich ja in gleicher Gefahr sei wie er und daß sie mich ebensogut auffressen würden wie ihn. „Aber," fuhr ich dann fort, „wir wollen uns schon unserer Haut wehren und gegen sie kämpfen! Nicht wahr, Freitag, du kannst doch schießen?"

„Ich schießen," antwortete er, „aber da kommen viele, große Menge."

„Das macht nichts," entgegnete ich, „unsere Flinten werden die andern in Schrecken setzen, die wir nicht töten."

Dann fragte ich ihn, ob er ebenso bereit wäre, mir beizustehen und mir zu gehorchen, wie ich ihm beistehen und ihn beschützen würde. Darauf antwortete er: „Ich sterben, wenn du mich heißen sterben, Herr!"

Nun gab ich ihm einen tüchtigen Schluck Rum und ließ ihn die beiden Flinten nehmen, die wir stets bei uns führten, und sie mit grobem Schrot laden, so groß wie kleine Pistolenkugeln. Ich selbst nahm vier Musketen und lud jede mit Eisenstücken und fünf kleinen Kugeln. Auch meine beiden Pistolen lud ich jede mit ein paar Kugeln. Dann hing ich mir einen großen Säbel um und gab Freitag sein Beil in die Hand.

Nachdem wir uns so ausgerüstet hatten, nahm ich mein Fernglas und stieg auf den Felsen, um zu sehen, ob ich von dort etwas wahrnehmen könnte. Da sah ich denn bald, daß es im ganzen einundzwanzig Wilde mit drei Gefangenen und drei Kanus waren. Wie ich weiter bemerkte, waren sie diesmal nicht an derselben Stelle gelandet wie damals, als Freitag ihnen entfloh, sondern näher nach der Flußmündung zu, wo das Ufer niedrig war und ein dichtes Gehölz sich fast bis unmittelbar an die See erstreckte.

Der Abscheu vor dem unmenschlichen Vorhaben der Wilden erfüllte mich mit solchem Grimm, daß ich zu Freitag hinabstieg und ihm erklärte, ich sei entschlossen, die Wilden zu überfallen und zu töten. Dann fragte

ich ihn, ob er mir dabei zur Seite stehen wolle. Freitag hatte jetzt seinen Schrecken überwunden und versicherte mit heiterer Miene, er würde sofort in den Tod gehen, wenn ich es gebiete.

In dieser erbitterten Stimmung verteilte ich nun die geladenen Waffen. Freitag erhielt eine Pistole, die er in seinen Gürtel steckte, und drei Gewehre, die er auf die Schultern nehmen sollte; ich selbst nahm gleichfalls eine Pistole und die andern drei Gewehre, und so ausgerüstet marschierten wir fort. Ich steckte noch eine Flasche mit Rum und etwas Brot in die Tasche und gab Freitag einen großen Beutel voll Pulver. Dann befahl ich ihm, mir immer dicht auf dem Fuße zu folgen, sich nicht zu rühren und nicht eher zu schießen, als bis ich's ihn geheißen, und auch kein Wörtchen zu sprechen. So vorbereitet machten wir einen Umweg von fast einer Meile, um die Bucht zu umgehen und die Wilden in Schußweite zu bekommen, ohne von ihnen gesehen zu werden.

Unterwegs kamen mir wieder meine frühern Bedenken, ob ich auch berechtigt sei, meine Hände in Blut zu tauchen und Menschen anzugreifen, die mir nichts getan hatten. Daher beschloß ich, mich vorläufig nur in die Nähe der Wilden zu schleichen und ihr barbarisches Fest zu beobachten und dann zu handeln, wie Gott es mir eingeben würde. Wenn sich aber nichts ereignen sollte, das mir einen entschiedenen Anlaß dazu geben würde, so wollte ich mich nicht mit ihnen einlassen.

Mit diesem Entschlusse betrat ich das Gehölz. Freitag folgte mir dicht auf den Fersen. Wir gingen bis an den Saum des Waldes auf der den Wilden zunächst gelegenen Seite. Nur ein schmales Stück des Gehölzes trennte uns noch von ihnen. Ich rief Freitag leise an und befahl ihm, auf einen großen am Waldesrande stehenden Baum zu steigen und mir dann zu melden, was er von dort aus wahrnehmen könne. Das tat er, und bald darauf kam er zurück mit der Meldung, die Wilden säßen alle um ihr Feuer herum und verzehrten das Fleisch eines ihrer Gefangenen; ein zweiter läge in einiger Entfernung von ihnen gebunden im Ufersande, und das sei einer von den weißen, bärtigen Männern, die in dem Boote zu seinem Volke gekommen seien.

Diese Nachricht versetzte meine Seele aufs neue in Aufregung. Bei der bloßen Erwähnung der weißen, bärtigen Männer wurde ich von Entsetzen erfüllt. Ich stieg selbst auf den Baum und erkannte deutlich durch mein

Fernglas den weißen Mann, dem Hände und Füße gefesselt waren und der nach seiner Kleidung ein Europäer sein mußte.

Etwa fünfzig Schritt näher bei den Wilden befand sich noch ein anderer Baum, der von einem kleinen Gebüsch gedeckt wurde. Ich sah, daß wir unbemerkt dorthin gelangen könnten und daß wir dann nur halb so weit zu schießen haben würden. Daher unterdrückte ich meinen Grimm und schlich mich mit Freitag zu jenem Baume. Dabei kamen wir auf eine kleine Anhöhe zu stehen, nur etwa achtzig Ellen von den Wilden entfernt, die uns einen völligen Ausblick auf jene gewährte.

Jetzt galt es keinen Augenblick mehr zu verlieren. Denn neunzehn von den schrecklichen Unmenschen saßen dicht gedrängt auf dem Boden und hatten gerade zwei andere weggeschickt, um den armen Weißen zu schlachten und vielleicht stückweise an das Feuer zu bringen. Die beiden waren auch schon dabei, die Fesseln des Gefangenen zu lösen. Da wandte ich mich an Freitag.

„Nun, Freitag," rief ich ihm zu, „tue, was ich dir sage!"

Freitag antwortete, er sei bereit.

„Nun also, Freitag," fuhr ich fort, „mach es genau so wie ich und laß es an nichts fehlen!"

Darauf legte ich die eine Muskete und die Flinte auf die Erde, und Freitag machte es ebenso. Dann zielte ich mit der andern Muskete auf die Wilden und hieß ihn das gleiche tun. Nun fragte ich ihn, ob er fertig sei.

„Ja," antwortete er.

„Dann Feuer!" kommandierte ich, und in demselben Augenblick krachten die Musketen.

Freitag hatte viel besser gezielt als ich. Auf seiner Seite wurden zwei Mann getötet und drei verwundet, während ich nur einen getötet und zwei verletzt hatte. Man kann sich denken, welch furchtbaren Schrecken die Wilden empfanden. Alle, die nicht getroffen waren, sprangen auf, ohne zu wissen, wohin sie laufen sollten, da sie nicht wußten, woher das Verderben kam.

Freitag hielt seine Augen unverwandt auf mich gerichtet, um zu sehen, was ich tun würde. Als ich den ersten Schuß abgefeuert hatte, warf ich das Gewehr hin und ergriff die Flinte, und Freitag tat dasselbe. Als er mich dann den Hahn spannen und anlegen sah, machte er es ebenso.

„Bist du fertig, Freitag?" fragte ich.

„Ja," antwortete er.

„Dann schieß los," sagte ich, „in Gottes Namen!" Und hiermit feuerten wir zum zweitenmal unter die bestürzten Wilden.

Da unsere Flinten nur mit grobem Schrot geladen waren, so sahen wir diesmal nur zwei stürzen; aber sehr viele waren verwundet, so daß sie mit gellendem Geheul, blutend und kläglich zugerichtet, wie toll umherliefen. Drei von ihnen stürzten auch nachher noch nieder, ohne aber völlig tot zu sein.

„Jetzt, Freitag," sagte ich, indem ich die abgeschossene Flinte hinlegte und die noch geladene Muskete ergriff, „folge mir!" Das tat er denn auch mit großer Unerschrockenheit. Nun stürzte ich aus dem Gebüsch hervor und zeigte mich, und Freitag folgte mir auf dem Fuße. Sobald ich sah, daß sie mich gewahrten, schrie ich aus Leibeskräften, und Freitag tat desgleichen. Dann lief ich, so schnell ich konnte, auf das Schlachtopfer zu, das noch gebunden auf dem Ufersande lag. Denn die beiden Henkersknechte, die sich gerade an den armen Weißen hatten machen wollen, waren nach unserm ersten Schuß so sehr erschrocken, daß sie ihn im Stich gelassen hatten und nach dem Meere zu geflohen waren, um ihr Kanu zu erreichen. Drei von den übrigen schlugen dieselbe Richtung ein. Ich befahl nun Freitag, ihnen nachzueilen und Feuer zu geben. Er verstand mich auch sofort, rannte hinter ihnen her bis auf vierzig Ellen Entfernung und gab dann Feuer. Ich glaubte, er habe sie alle getötet; denn ich sah sie alle in dem Boote über den Haufen stürzen. Zwei von ihnen erhoben sich aber schnell wieder, während zwei andere getötet und ein dritter verwundet worden war, so daß er wie tot im Boote liegen blieb.

Unterdessen zog ich mein Messer heraus und zerschnitt die Fesseln, womit das arme Schlachtopfer geknebelt war. Dann half ich dem Unglücklichen auf die Füße und fragte ihn auf Portugiesisch, wer er wäre. Er antwortete auf Lateinisch: „Christianus", war aber so schwach, daß er kaum stehen konnte. Deshalb reichte ich ihm die Flasche und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er trinken solle. Das tat er, und ich reichte ihm darauf ein Stück Brot, das er auch verzehrte. Nun fragte ich ihn, was für ein Landsmann er sei. Er erwiderte: „Ein Spanier."

Nachdem er sich darauf ein wenig erholt hatte, gab er mir durch alle möglichen Zeichen seine Dankbarkeit zu verstehen.

„Sennor," erwiderte ich auf Spanisch, so gut ich mich noch darin aus-

zudrücken vermochte, „davon laßt uns später reden! Jetzt gilt es zu kämpfen! Falls Ihr noch soviel Kraft habt, so nehmt diese Pistole und diesen Säbel und schlagt mit drein!"

Er nahm die Waffen mit Dank an, und kaum hatte er sie in den Händen, als er sich mit ihnen — gleich als hätten sie ihm neue Kraft verliehen — wie rasend auf seine Henker stürzte und im Nu zwei oder drei von ihnen in Stücke hieb. Denn der ganze Vorgang war für die feigen Wichte so überraschend gekommen, daß sie vor bloßem Schrecken niederstürzten und kaum imstande waren, einen Fluchtversuch zu wagen.

Ich behielt mein Gewehr im Arm, ohne zu schießen, um für alle Fälle schußbereit zu bleiben, da ich dem Spanier ja meine Pistole samt dem Säbel gegeben hatte. Nun rief ich Freitag zu, er solle nach dem Baume eilen, von dem aus wir zuerst gefeuert hatten, und die dort liegenden Gewehre herbeiholen. Das tat er mit größter Gewandtheit. Ich gab ihm darauf meine Muskete und setzte mich nieder, um die übrigen Gewehre wieder zu laden, und forderte die beiden Gefährten auf, sich von den geladenen Waffen zu holen, sobald sie deren bedürften.

Während ich nun noch mit dem Laden beschäftigt war, erfolgte ein grimmiger Zusammenstoß zwischen dem Spanier und einem der Wilden, der auf jenen mit einem hölzernen Schwerte losging, mit dem sie ihn hatten töten wollen, wenn ich mit Freitag nicht dazwischengekommen wäre. Der Spanier, kühn und tapfer, aber noch schwach von Kräften, hatte sich schon eine Zeitlang gegen den Wilden gewehrt und ihm zwei große Wunden am Kopfe beigebracht. Der Wilde aber, ein großer, starker Kerl, war mit ihm handgemein geworden und hatte ihn zu Boden geworfen und war gerade dabei, ihm den Säbel aus der Hand zu reißen. Da ließ der Spanier klüglich seinen Säbel fahren, zog die Pistole aus dem Gürtel und schoß den Wilden durch den Leib, daß er auf der Stelle tot war, ehe ich noch zur Hilfe hatte herbeieilen können.

Freitag verfolgte unterdessen die Flüchtlinge mit dem Beile in der Hand. Damit gab er dreien, die vorher nur verwundet niedergestürzt waren, und allen, die ihm sonst noch in den Weg kamen, den Rest. Auch der Spanier, der sich von mir ein Gewehr geholt hatte, half ihm bei der Verfolgung und tötete noch zwei Wilde, so daß im ganzen nur vier entkamen, die in ihrem Kanu das Weite suchten.

Siebenundfünfzigstes Kapitel / Freitag findet seinen alten Vater

Die Flüchtlinge, die sich in dem Kanu befanden, ruderten aus Leibeskräften, um aus unserer Schußweite zu entkommen. Freitag feuerte ihnen zwar noch zwei Schüsse nach, aber ich konnte nicht bemerken, daß er einen von ihnen getroffen hatte.

Jedenfalls hätte Freitag gern gesehen, wenn wir sie noch weiter in einem ihrer Kanus verfolgt hätten. Auch ich war besorgt, daß sie ihren Landsleuten Kunde bringen und diese vielleicht mit zwei- oder dreihundert Kanus kommen und uns durch ihre Übermacht vernichten würden. Deshalb willigte ich ein, sie auf dem Meere zu verfolgen. Ich eilte nach einem ihrer Kanus, sprang hinein und gebot Freitag, mir zu folgen.

Aber wie war ich überrascht, als ich in dem Fahrzeug einen armen Kerl fand, der gleich dem Spanier an Händen und Füßen gefesselt und wie jener zum Schlachtopfer bestimmt war. Er war halbtot vor Angst und Schrecken und wußte gar nichts von alledem, was um ihn her vorgegangen war. Denn da ihm Kopf und Fersen nahe zusammengeschnürt waren, so war er nicht imstande gewesen, über den Rand des Bootes zu blicken, und schien tatsächlich ohne alles Leben zu sein.

Ich durchschnitt sofort seine Fesseln und versuchte, ihm aufzuhelfen. Aber er konnte weder stehen noch sprechen, sondern stöhnte nur ganz kläglich; denn er schien zu glauben, er werde nur losgebunden, um getötet zu werden.

Als Freitag herbeigekommen war, forderte ich ihn auf, den Unglücklichen anzureden und ihm seine Befreiung mitzuteilen. Dann zog ich meine Flasche heraus und ließ ihm durch Freitag einen Schluck Rum reichen. Der Trunk und die Kunde von seiner Errettung belebten den Gefangenen, so daß er sich aufrecht im Boot hinsetzte. Als aber Freitag ihn sprechen hörte und ihm genauer ins Gesicht sah, da hätte es mich fast zu Tränen gerührt, wie er den Gefangenen plötzlich umarmte, küßte, ihn an sich drückte und dabei schrie, lachte, jubelte, herumsprang, tanzte und sang; wie er dann weinte, die Hände rang, sich ins Gesicht und auf den Kopf patschte und dann wieder sang und herumhüpfte, ganz wie ein Verrückter. Es währte eine ganze Weile, bis ich ihn dazu brachte, daß er mir Rede und Antwort

gab. Dann aber, als er endlich wieder ein wenig zu sich selber gekommen war, sagte er mir, es sei sein Vater.

Ich war tief gerührt, als ich sah, in welches Entzücken die Kindesliebe diesen armen Wilden über das Wiedersehen seines Vaters und dessen Errettung vom Tode versetzte. Unzählige Male sprang er in das Boot und wieder heraus. Er setzte sich neben seinen Vater, öffnete seine Jacke und legte des Vaters Kopf an seine Brust, um ihn zu liebkosen. Dann rieb er ihm die durch die Bande starr gewordenen Glieder und erwärmte sie mit seinen Händen. Als ich das bemerkte, gab ich ihm etwas Rum aus der Flasche und hieß ihn damit die Glieder des Alten einreiben, was diesem auch offenbar sehr gut tat.

Dieses Ereignis machte nun unserer Verfolgung der Wilden in dem Kanu ein Ende, da sie schon längst außer Sicht waren. Es war auch ein Glück, daß wir sie nicht weiter verfolgten; denn zwei Stunden später, ehe sie noch den vierten Teil ihres Heimwegs zurückgelegt haben konnten, erhob sich ein so starker Wind, der ihnen die ganze Nacht hindurch entgegenblies, daß ich kaum annehmen konnte, ihr Boot werde die Fahrt aushalten und die heimische Küste erreichen.

Freitag aber war dermaßen um seinen Vater bemüht, daß ich's eine Zeitlang nicht übers Herz bringen konnte, die beiden zu trennen. Schließlich aber rief ich ihn doch zu mir. Er kam lachend und im höchsten Grade vergnügt herbeigesprungen. Nun fragte ich ihn, ob er seinem Vater auch etwas Brot gegeben habe. Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Nein, schlechter Hund ich, essen alles selbst."

Hierauf reichte ich ihm aus meiner Tasche ein Stück Brot für seinen Vater und ebenso einen Schluck Rum für ihn selber; doch wollte er nichts davon kosten, sondern brachte alles zu seinem Vater. Da ich in meinem Beutel auch ein paar Bündel Rosinen mitführte, so gab ich ihm auch davon eine Handvoll für seinen Vater. Kaum aber hatte er diesem die Rosinen gegeben, so sah ich ihn schon wieder aus seinem Boote zurückkommen und so schnell davonrennen, als sei er von Sinnen. Nach einer Viertelstunde kam er etwas langsamer zurück, und ich sah, daß er etwas in der Hand trug. Als er dann in meiner Nähe war, merkte ich, daß er ganz bis nach unserer Wohnung gelaufen war, um seinem Vater einen Krug frischen Wassers und einige Gerstenkuchen zu holen. Dies Wasser

belebte den Alten besser, als es mein Rum vermocht hatte; denn er war vor Durst fast ohnmächtig gewesen.

Als sein Vater getrunken hatte, fragte ich Freitag, ob noch etwas Wasser übrig wäre. Er sagte: „Ja," und ich befahl ihm, es dem armen Spanier zu bringen, der es ebenfalls groß nötig hatte. Auch von den Broten hieß ich Freitag eins dem Spanier abgeben, der vor Schwäche auf einem grünen Platze im Schatten eines Baumes niedergesunken war. Als Freitag zu ihm kam, sah ich, wie er sich erhob und trank und auch von dem Brote aß. Nun ging ich selbst hin und reichte ihm eine Handvoll Rosinen. Er sah mir dabei mit dem Ausdruck höchster Dankbarkeit ins Gesicht, war aber so schwach, daß er nicht mehr auf den Füßen zu stehen vermochte; denn seine Knöchel waren ihm infolge der Fesseln sehr geschwollen und schmerzten ihn heftig. Ich forderte ihn deshalb auf, sitzen zu bleiben, und ließ ihm durch Freitag gleichfalls die Glieder mit Rum einreiben, so wie er es bei seinem Vater gemacht hatte.

Der gute Bursche drehte sich dabei alle zwei Minuten oder noch öfter um, um sich zu überzeugen, ob sein Vater auch noch auf derselben Stelle sitze, auf der er ihn verlassen hatte. Als er ihn plötzlich nicht mehr bemerkte, sprang er sofort auf, ohne ein Wort zu sagen, und lief so rasch davon, daß man kaum sehen konnte, wie seine Füße den Erdboden berührten. Sobald er jedoch wahrgenommen, daß sich der Alte nur ein wenig hingelegt hatte, um die geschwollenen Glieder auszuruhen, kehrte er augenblicklich zu mir zurück.

Nun machte ich dem Spanier den Vorschlag, er möge sich beim Aufrichten auf Freitag stützen, damit dieser ihn zum Boote brächte und darin in die Nähe unserer Wohnung führe, wo ich ihn dann pflegen wolle. Aber Freitag, als ein frischer, starker Bursche, nahm den Spanier einfach auf den Rücken, trug ihn ins Kanu und setzte ihn da neben seinem Vater nieder. Dann stieß er das Boot ab und ruderte es schneller, als ich gehen konnte, am Ufer entlang und brachte beide wohlbehalten in die Flußmündung. Hier ließ er sie einstweilen im Boote sitzen und holte währenddessen auch noch das andere Kanu herbei.

Als er an mir vorbeikam, fragte ich ihn, wo er hinwolle. Er antwortete: „Gehen, mehr Boot holen."

Damit war er wieder so schnell wie der Wind verschwunden und hatte

auch das andere Kanu schon in die Bucht geschafft, als ich dort anlangte. Dann setzte er mich hinüber ans andere Ufer und half unsern beiden neuen Gefährten aus dem Boot.

Da aber keiner zu gehen imstande war, so wußte mein armer Freitag nicht, was er anfangen sollte. Da verfertigte ich schnell eine Art Tragbahre, auf die wir die beiden setzten, und Freitag und ich trugen sie zusammen fort.

Als wir zu unserer äußeren Umwallung kamen, zeigte sich eine neue Schwierigkeit, da es uns unmöglich schien, die beiden hinüberzubringen, ohne die Umzäunung niederzureißen. Aber auch hier fand ich einen Ausweg. Binnen zwei Stunden stellte ich nämlich mit Freitags Hilfe ein sehr hübsches Zelt her, und zwar auf dem freien Platze zwischen unserm Außenwalle und dem Gehölz, das ich angepflanzt hatte. In dem Zelte machten wir ein Nachtlager aus Reisstroh zurecht; darüber legten wir wollene Decken, auf denen sie liegen, und andere, mit denen sie sich zudecken sollten.

Sobald ich nun meinen beiden Gästen Schutz und Obdach, sowie einen Ruheplatz verschafft hatte, sann ich auf eine gute Mahlzeit für sie. Zu dem Zweck befahl ich Freitag, eine junge Ziege aus meiner Herde zu schlachten. Dann schnitt ich das Hinterviertel ab, zerlegte es in kleinere Stücke, ließ es kochen und bereitete so aus Fleisch und Suppe, in die ich etwas Reis und Gerste tat, ein sehr gutes Gericht. Hierauf trug ich alles in das neue Zelt, in das ich einen Tisch gestellt hatte, und setzte mich mit Freitag und meinen Gästen zum Essen nieder, wobei ich diese nach besten Kräften aufzuheitern suchte. Freitag diente mir dabei als Dolmetscher, nicht nur seinem Vater, sondern auch dem Spanier gegenüber; denn dieser verstand die Sprache der Wilden ziemlich gut.

Nachdem wir zu Abend gespeist hatten, ließ ich durch Freitag in einem der Kanus noch unsere Feuerwaffen holen, die wir in der Eile auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatten. Am nächsten Tage ließ ich dann auch durch ihn die toten Wilden begraben, die sonst der Sonne ausgesetzt waren und leicht unserer Gesundheit nachteilig werden konnten. Ebenso ließ ich ihn die Überreste ihrer barbarischen Mahlzeit verscharren. Alles das verrichtete Freitag prompt, und er verwischte alle Spuren der Wilden so gründlich, daß ich die Stelle, wo der Kampf stattgefunden hatte, nur noch an der vorspringenden Waldecke zu erkennen vermochte.

Achtundfünfzigstes Kapitel / Der Spanier und Freitags Vater fahren nach dem Festlande

Jetzt war meine Insel auf einmal bevölkert, und ich kam mir schon ordentlich reich an Untertanen vor. Der Gedanke, daß ich jetzt einem kleinen König gleiche, stimmte mich oft heiter. Zunächst war ja doch das ganze Land mein unbedingtes Eigentum, und ich hatte ein unbestreitbares Herrschaftsrecht darauf. Ferner waren meine Untertanen mir völlig ergeben und ich also ihr unumschränkter Herr und Gesetzgeber. Sie alle schuldeten mir ihr Leben und waren dafür wiederum bereit, falls es die Not erforderte, ihr Leben für mich dahinzugeben. Bemerkenswert war es außerdem, daß, obwohl ich nur drei Untertanen hatte, diese drei verschiedenen Religionen angehörten. Freitag war wie ich ein Protestant, sein Vater ein Heide und der Spanier ein Katholik. Ich gewährte aber in meinem Reiche völlige Gewissensfreiheit.

Nachdem sich nun meine beiden neuen Untertanen einigermaßen wieder erholt hatten, begann ich mit ihnen eine Unterredung. Durch Freitag ließ ich seinen Vater befragen, was er über die Flucht der vier Wilden in dem Kanu dächte und ob er glaube, daß sie mit einer großen Übermacht zurückkommen würden. Der Alte meinte, die Wilden seien höchstwahrscheinlich in jener Nacht bei dem Sturm untergegangen oder an eine fremde Küste verschlagen, wo sie dann jedenfalls ihren Feinden in die Hände gefallen und von diesen verzehrt worden wären. Was sie aber tun würden, falls sie glücklich nach Hause gelangt sein sollten, das wußte er nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Er glaubte jedoch, sie seien durch den Knall und das Feuer so erschreckt worden, daß sie wahrscheinlich ihren Landsleuten erzählen würden, ihre Gefährten seien durch Donner und Blitz getötet worden und die beiden ihnen erschienenen Gestalten, nämlich Freitag und ich, seien zwei Rachegötter gewesen, um jene zu vernichten. Er fügte hinzu, daß er selber gehört habe, daß sie derartiges untereinander gesprochen hätten.

Später erwies sich, daß der alte Mann recht gehabt hatte. Wie ich nämlich nachmals von anderer Seite erfuhr, haben es jene Wilden nicht wieder versucht, die Insel zu betreten. Der Bericht jener vier, die also doch dem Sturm entronnen waren, hatte die übrigen dermaßen in Furcht

entbehren ließe. Wenn wir dann die nächste Ernte abwarteten, so würden wir wohl einen genügenden Getreidevorrat haben, um seine Landsleute herüberholen zu können. Denn sonst möchten Mangel und Not diese leicht zur Unzufriedenheit reizen. „Ihr wißt," fügte er hinzu, „daß die Kinder Israel, so sehr sie sich anfangs über ihre Errettung aus Ägyptenland freuten, sich später trotzdem sogar gegen Gott empörten, als es ihnen in der Wüste an Brot fehlte."

Ich fand diesen Rat so redlich und klug, daß ich sogleich darauf einging. Und so machten wir uns denn alle vier daran, mit meinen hölzernen Spaten ein weiteres Stück Land umzugraben. Nach Ablauf von vier Wochen, als die Saatzeit begann, hatten wir soviel Bodenfläche urbar gemacht, daß wir zweiundzwanzig Scheffel Gerste und sechzehn Kruken voll Reis — alles, was ich an Sämereien übrig hatte — darauf streuen konnten. Wir behielten kaum soviel zurück, wie wir zu unserm eignen Unterhalt für das halbe Jahr bis zur nächsten Ernte nötig hatten.

Da wir jetzt auch zahlreich genug waren und uns nicht mehr vor den Wilden zu fürchten brauchten, es sei denn, daß sie in ungewöhnlich großer Zahl gekommen wären, so durchstreiften wir ohne Scheu die ganze Insel. Ich suchte mehrere geeignete Bäume aus und ließ sie durch Freitag und dessen Vater fällen, während der Spanier sie bei der Arbeit beaufsichtigen und anleiten mußte. Ich zeigte ihnen, wie ich früher die Bäume zu einzelnen Brettern verarbeitet hatte, und ließ sie nun in gleicher Weise mehr als ein Dutzend großer Planken aus gutem Eichenholz anfertigen, um dadurch den Bau eines größeren Bootes vorzubereiten.

Gleichzeitig war ich darauf bedacht, meine Ziegenherde soviel wie möglich zu vermehren. Zu dem Zweck mußte Freitag abwechselnd einen Tag mit mir und den andern mit dem Spanier ausgehen, bis wir über zwanzig junge Zicklein gefangen hatten, die mit den übrigen gemeinsam aufgezogen wurden.

Als die Zeit der Traubenernte herankam, ließ ich eine solche Menge davon sammeln und trocknen, daß wir gewiß sechzig bis achtzig Fässer damit hätten füllen können. Diese Rosinen in Verbindung mit unserm Gerstenbrot bildeten nämlich unser Hauptnahrungsmittel.

Inzwischen nahte die Erntezeit, und unser Getreide stand gut. Denn aus den zweiundzwanzig Scheffeln Gerste, die wir ausgesät hatten, erhielten

wir über zweihundertundzwanzig Scheffel, und auch Reis ernteten wir in solcher Menge, daß wir Vorrat genug bis zur nächsten Ernte hatten, selbst wenn alle sechzehn Spanier gleich mit davon gegessen hätten. Und wären wir schon zur Reise fertig gewesen, so genügte unser Vorrat, um damit bis nach dem entlegensten Teile Amerikas zu gelangen.

Sobald wir unser Getreide eingebracht hatten, machten wir uns daran, eine Menge großer Körbe herzustellen, um es darin aufzubewahren. Bei dieser Arbeit zeigte sich der Spanier besonders geschickt. Er sprach seine Verwunderung darüber aus, daß ich nicht auch zur Einfriedigung meiner Wohnung solches Flechtwerk benutzt habe; doch das wollte mir nicht recht einleuchten.

Nachdem wir uns nun so mit ausreichenden Nahrungsmitteln für die erwarteten Gäste versehen hatten, gestattete ich dem Spanier, mit Freitags Vater nach dem Festlande zu fahren und zu sehen, was er mit den dort zurückgelassenen Gefährten anfangen könne. Ich gab ihm eine strenge schriftliche Anweisung, niemand mitzubringen, der nicht in seiner und des alten Wilden Gegenwart geschworen habe, sich gänzlich meinen Befehlen zu unterwerfen. Dieses Schriftstück sollte ihnen zur Unterzeichnung vorgelegt werden.

Mit diesen Verhaltungsmaßregeln versehen, fuhren dann die beiden eines Tages in einem der Kanus ab, mit denen sie damals herübergeschafft worden waren, um als Gefangene von den Wilden aufgefressen zu werden. Ich gab jedem von ihnen ein Gewehr und etwa acht Ladungen an Pulver und Blei mit und ermahnte sie, gut damit hauszuhalten und nur bei dringender Gelegenheit Gebrauch davon zu machen. Auch einen Vorrat Brot und Rosinen gab ich ihnen mit, so viel, daß es für die beiden auf lange Zeit und für die sämtlichen Spanier auf acht Tage genug war. Dann wünschte ich ihnen gute Reise und verabredete mit ihnen noch ein Zeichen, das sie bei ihrer Rückfahrt aufstecken sollten, damit wir sie schon von weitem erkennen könnten.

So fuhren sie im Oktober zur Zeit des Vollmonds bei einer frischen Brise ab. Die genaue Zeit vermag ich nicht anzugeben, da ich meinen Kalender schon seit langem nicht mehr weitergeführt hatte. Doch zeigte sich bald, daß ich die Monate und Jahre trotzdem richtig berechnet hatte.

Neunundfünfzigstes Kapitel / Landung englischer Seeleute

Es waren schon etwa acht Tage vergangen, daß ich auf die Rückkehr meiner Abgesandten wartete, als ein merkwürdiges und unverhofftes Ereignis eintrat.

Eines Morgens, als ich noch in meiner Hängematte im besten Schlafe lag, kam mein Gefährte Freitag atemlos zu mir hereingestürzt und rief laut: „Herr, Herr! Sie kommen! Sie kommen!"

Ich stand auf und eilte, nachdem ich mich angekleidet hatte, durch mein kleines Gehölz, und zwar ganz gegen meine Gewohnheit ohne Waffen, da ich an keine Gefahr dachte. Als ich nun den Blick aufs Meer richtete, sah ich zu meinem Erstaunen in einer Entfernung von etwa anderthalb Meilen ein Boot mit einem sogenannten Schafschinkensegel, das mit ziemlich steif wehendem Winde der Insel zusteuerte. Ich bemerkte auch sogleich, daß es nicht aus der Richtung vom Festlande, sondern von der südlichen Seite der Insel herkam.

Nachdem ich dies beobachtet hatte, kehrte ich um und rief Freitag zu, sich ruhig zu verhalten, denn das seien nicht die Leute, die wir erwarteten, und wir könnten noch nicht wissen, ob es Freunde oder Feinde wären. Dann ging ich hinein und holte mein Fernglas, um zu sehen, was ich von den Ankömmlingen zu halten hätte. Ich nahm die Leiter und stieg den Felsen hinan, wie ich zu tun pflegte, wenn ich Gefahr befürchtete, um die Gäste von hier aus ungesehen beobachten zu können.

Kaum hatte ich die Spitze des Felsens erreicht, so erblickte ich ein Schiff, das etwa zweiundeinhalb Meilen südöstlich von mir vor Anker lag. Nach meinem Dafürhalten mußte es ein englisches sein, und auch das Boot war nach der Art der englischen Langboote gebaut.

Ich geriet in eine unbeschreibliche Aufregung. So sehr ich mich einerseits auch freute, ein Schiff zu sehen, noch dazu eins, das vermutlich mit Landsleuten, also mit Freunden, bemannt war, so überkamen mich doch andererseits auch einige Bedenken, die mir rieten, auf der Hut zu sein. Zunächst fragte ich mich, was wohl ein englisches Schiff in dieser Gegend zu suchen haben möchte, da hier doch keine Schiffahrtsstraße nach irgend einem Lande, wo die Engländer Handel trieben, vorbeiführte. Stürme,

die es hierher verschlagen haben könnten, hatten in jüngster Zeit auch nicht stattgefunden. Wenn es also wirklich Engländer waren, so mußte ich annehmen, daß sie in keiner guten Absicht hierher gekommen waren, und daß es daher für mich ratsamer sei, zu bleiben, wo ich wäre, als vielleicht Räubern und Mördern in die Hände zu fallen.

Ich befand mich noch nicht lange auf meinem Beobachtungsposten, als ich sah, daß das Boot sich der Küste näherte und die Seeleute nach einem bequemen Landungsplatze suchten. Glücklicherweise entdeckten sie die kleine Einfahrt nicht, in der ich früher mit meinen Flößen gelandet war, sondern ließen ihr Boot, etwa eine halbe Meile von meiner Behausung entfernt, auf den Ufersand auflaufen.

Als sie an der Küste angelangt waren, überzeugte ich mich sofort, daß es Engländer waren. Es waren alles in allem elf Mann, von denen aber drei unbewaffnet und, wie es mir schien, gefesselt waren. Nachdem die ersten vier oder fünf aus dem Boote gesprungen waren, führten sie jene drei als Gefangene mit sich fort. Ich bemerkte, wie einer von den dreien sich ganz wie verzweifelt gebärdete und wie auch die beiden andern von Zeit zu Zeit die Hände bittend erhoben.

Bei diesem Anblick wurde ich völlig verwirrt, und ich wußte nicht, wie ich mir die Sache deuten sollte. Freitag rief mir in seinem gebrochenen Englisch zu: „O Herr, du sehen, englisch Mann essen Gefangene auch, wie wilde Mann!“

„Was,“ erwiderte ich, „glaubst du denn, Freitag, daß sie sie verzehren wollen?“

„Ja,“ sagte er, „sie wollen essen sie.“

„Nein, nein, Freitag,“ entgegnete ich, „ich fürchte zwar, sie wollen sie ermorden; aber du kannst sicher sein, daß sie sie nicht verzehren werden.“

Doch hatte ich in dem Augenblick noch keine Ahnung davon, wie die Sache eigentlich lag, sondern ich stand nur da und entsetzte mich über den Anblick; denn ich glaubte wirklich, daß sie die Gefangenen umbringen wollten. Einmal sah ich auch, wie einer der Schurken den Arm erhob, um mit einem Säbel oder Entermesser nach einem der Unglücklichen zu hauen.

Ich wünschte jetzt von ganzem Herzen, der Spanier und Freitags Vater wären noch bei uns, oder es möchte uns doch wenigstens gelingen, uns

unentdeckt bis auf Schußweite an die Fremden heranzuschleichen und die drei Männer zu befreien; denn ich konnte keine Feuerwaffen bei ihnen entdecken. Doch es kam anders, als ich gedacht hatte.

Nachdem ich nämlich eine Zeitlang beobachtet hatte, wie schändlich die drei Männer durch die unverschämten Seeleute behandelt wurden, sah ich, daß die Burschen davongingen und sich auf der Insel zerstreuten, als ob sie diese näher erkunden wollten. Ich sah auch, daß die drei andern Freiheit hatten, zu gehen, wohin sie wollten. Sie setzten sich aber auf die Erde nieder und sahen dabei sehr niedergeschlagen und verzweifelt aus.

Das erinnerte mich an die Zeit, wie ich selbst einst bei meiner Ankunft auf der Insel verzweifelt umhergeschaut und mich für verloren gehalten hatte, wie ich aus Furcht, von wilden Tieren gefressen zu werden, die Nacht auf dem Baume geschlafen hatte, und wie ich in jener Nacht noch keine Ahnung davon hatte, daß das Wrack durch die Fügung der Vorsehung infolge des Sturmes und der Flut so nahe an die Küste getrieben war, daß mir dadurch auf lange Zeit Nahrung und allerhand Hilfsmittel gewährt wurden.

So saßen auch diese drei Männer da und wußten nichts davon, wie sicher und nahe ihnen Rettung und Hilfe sei, während sie sich für hoffnungslos verloren hielten.

Sechzigstes Kapitel / Die Meuterer werden überwältigt

Die Flut befand sich gerade auf dem höchsten Stande, als jene Menschen das Ufer betraten. Während sie aber die Gefangenen ans Land gebracht und sich dann zerstreut hatten, um die Gegend zu untersuchen, hatten sie sich unvorsichtigerweise so lange verweilt, bis die Flut vorbei war, und ihr Boot lag nun vollständig auf dem Trockenen.

Sie hatten zwei Männer im Boote zurückgelassen, die aber, wie ich später erfuhr, etwas zuviel Branntwein getrunken hatten und daher eingeschlafen waren. Als der eine von ihnen nun aufwachte und das Boot auf dem Sande festsitzen sah, rief er die Umherstreifenden zu Hilfe. Diese fanden sich auch bald darauf wieder bei dem Boote ein; aber sie vermochten es trotz aller Anstrengung nicht ins Wasser zu schaffen, da das

Boot sehr schwer war und das Ufer an jener Stelle aus feinem, schlickigem Sande bestand.

Unter diesen Umständen gaben sie als echte Seeleute ihre Bemühungen bald auf und schlenderten aufs neue in der Gegend umher. Ich hörte, wie einer von ihnen seinem Kameraden laut in englischer Sprache zurief: „Ach, laßt es doch liegen, Jack! Ihr könnt's ja doch nicht von der Stelle bringen. Die nächste Flut wird es schon wieder flott machen!" Durch diese Worte erhielt ich über die Hauptsache, nämlich was für Landsleute es waren, völlige Sicherheit.

Indessen hielt ich mich die ganze Zeit hindurch wohlverborgen und wagte mich nicht weiter aus der Burg hervor als bis zur Spitze des Hügels. Wie froh war ich jetzt, daß ich mich so vortrefflich verbarrikadiert hatte! Denn wie ich wußte, konnte es noch mindestens elf Stunden dauern, bis das Boot wieder flott wurde. Bis dahin aber war es völlig dunkel geworden, und ich konnte sie dann vielleicht unbemerkt beobachten und ihre Gespräche belauschen.

Ich rüstete mich diesmal mit weit größerer Vorsicht als sonst zum Kampfe, da ich wußte, daß ich es mit einem überlegeneren Feinde zu tun hatte. Auch Freitag, der ein ausgezeichneter Schütze geworden war, befahl ich, sich mit Waffen zu versehen. Ich selbst nahm zwei Jagdflinten, und ihm gab ich drei Musketen. Mein Aussehen war wirklich schreckenerregend: ich hatte meine Jacke aus Ziegenfellen an, dazu die hohe Mütze auf dem Kopfe, den Säbel an der Seite, im Gürtel zwei Pistolen und auf jeder Schulter ein Gewehr.

Obwohl ich anfangs entschlossen war, vor Einbruch der Nacht nichts zu unternehmen, so änderte ich doch bald meinen Plan. Gegen zwei Uhr nachmittags, als die Hitze ihren höchsten Grad erreicht hatte, bemerkte ich nämlich, daß die acht Seeleute sich sämtlich im Walde zerstreut hatten, wahrscheinlich um dort ein Mittagsschläfchen zu halten. Nur die drei armen Unglücklichen saßen sorgenvoll etwa eine Viertelmeile von mir entfernt im Schatten eines großen Baumes.

Da ich dort von den übrigen nicht gesehen werden konnte, so beschloß ich, mich ihnen zu zeigen und sie über ihr Schicksal zu befragen. Sofort marschierte ich auf sie zu, und Freitag folgte mir, gleichfalls schreckenerregend, wenn auch nicht ganz so fürchterlich anzusehen wie ich.

Ich näherte mich den Fremden ungesehen, so weit es ging; dann rief ich sie auf Spanisch mit den Worten an: „Wer seid ihr, Leute?"

Bei diesen Worten fuhren sie erschrocken in die Höhe, gerieten aber noch mehr in Furcht, als sie meine abenteuerliche Gestalt erblickten. Sie gaben nicht die geringste Antwort, sondern schienen Miene zur Flucht zu machen.

Da redete ich sie auf Englisch an. „Meine Herren," sagte ich, „fürchten Sie sich nicht vor mir! Vielleicht ist Ihnen ein Freund näher, als Sie gedacht haben."

„Dann müßte er uns geradeswegs vom Himmel herab gesandt worden sein," sagte einer von ihnen zu mir, wobei er den Hut vor mir zog; „denn in unserer Lage ist alle menschliche Hilfe vergeblich."

„Alle Hilfe kommt von oben herab, mein Herr," entgegnete ich. „Aber wollen Sie nicht einem Fremden den Weg zeigen, wie er Ihnen aus Ihrer großen Not helfen kann? Ich habe gesehen, wie Sie hier landeten und wie Sie die rohen Menschen, die mit Ihnen kamen, um Gnade baten; ich habe auch gesehen, wie einer von diesen seinen Säbel gegen Sie erhob."

Der arme Mann, dem die Tränen über die Backen rannen, erwiderte mit zitternder Stimme: „Spreche ich mit Gott oder mit einem Menschen? Sind Sie ein Engel oder ein wirklicher Mensch?"

„Machen Sie sich darüber keine Gedanken!" sagte ich. „Wenn Gott Ihnen einen Engel geschickt hätte, so würde dieser in bessern Kleidern und mit ganz andern Waffen gekommen sein, als Sie an mir sehen. Ich bitte Sie, legen Sie alle Furcht ab! Ich bin ein Mensch wie Sie, und zwar ein Engländer, und bin bereit, Ihnen zu helfen. Ich habe zwar nur einen Gefährten, aber wir sind mit Waffen und mit Munition versehen. Sagen Sie uns nur gerade heraus, wie es um Sie steht und wie wir Ihnen helfen können!"

„Mein Herr," erwiderte er, „unsere Geschichte ist zu lang, als daß wir sie Ihnen jetzt ausführlich erzählen könnten, während unsere Mörder in der Nähe sind. Um es kurz zu machen, so war ich der Kapitän jenes Schiffes. Meine Mannschaft hat gegen mich gemeutert und sich nur mit Mühe dazu bestimmen lassen, mich nicht zu töten. Schließlich hat man mich nebst diesen beiden Männern, die zu mir hielten, an diesem öden Eiland ausgesetzt; der eine von ihnen war mein Steuermann, der andere

ein Passagier. Wir glaubten, hier sterben zu müssen, da wir den Ort für unbewohnt hielten, und auch jetzt wissen wir noch nicht, was aus uns werden wird."

„Wo sind jene Schurken, Ihre Feinde?" fragte ich. „Wissen Sie, wohin sie gegangen sind?"

„Sie lagern dort," antwortete er, indem er auf ein Baumdickicht zeigte. „Das Herz bebt mir, wenn ich daran denke, daß sie uns gesehen und Sie sprechen gehört haben könnten. Wenn das der Fall wäre, so würden sie uns sicherlich alle umbringen."

„Haben sie Feuerwaffen?" fragte ich dagegen.

Er erwiderte, sie hätten nur zwei Flinten bei sich, und eine davon wäre im Boote liegen geblieben.

„Gut," sagte ich, „dann überlaßt mir das übrige! Sie scheinen alle zu schlafen, und so ist es mir ein leichtes, sie zu töten. Oder sollen wir sie lieber zu Gefangenen machen?"

Er entgegnete, daß sich zwei Schurken unter ihnen befänden, die keine Gnade verdient hätten; wenn wir diese erst in unserer Gewalt hätten, so würden die andern freiwillig zu ihrer Pflicht zurückkehren. Darauf fragte ich, welche das wären, und er antwortete, daß er sie mir so aus der Ferne nicht gut beschreiben könne; doch wolle er sich meinen Anordnungen in jeder Weise unterwerfen.

„Gut," antwortete ich, „dann wollen wir uns zunächst aus dem Bereich ihrer Augen und Ohren entfernen, damit sie nicht vor der Zeit erwachen, Darauf können wir das Weitere beschließen."

So zogen wir uns denn so weit zurück, bis uns der Wald vor ihnen verbarg.

„Hören Sie mich an, mein Herr," wandte ich mich nun an den Kapitän, „wenn mir Ihre Befreiung gelingen sollte, sind Sie dann auch bereit, auf zwei Bedingungen einzugehen, die ich Ihnen stellen muß?"

Aber er kam meinen Wünschen schon zuvor durch die Erklärung, daß sowohl er wie sein Schiff, falls er es wieder in seine Gewalt bekäme, ganz und gar zu meiner Verfügung ständen; wenn aber sein Schiff nicht wiedergewonnen werden könne, so wolle er mit mir zusammen in jedem beliebigen Teile der Welt wohnen, wohin ich ihn auch führen werde. Dasselbe erklärten auch die beiden andern Männer.

„Schön," erwiderte ich, „hören Sie trotzdem meine beiden Bedingungen: Erstens dürfen Sie, solange Sie sich auf dieser Insel aufhalten, sich keine Herrschaft anmaßen und weder mir noch den Meinigen irgend welchen Schaden zufügen. Die Waffen, die ich Ihnen anvertrauen werde, müssen Sie mir jederzeit wieder aushändigen und in allem stets meinen Befehlen gehorchen. Zweitens sollen Sie sich verpflichten, wenn das Schiff wieder in Ihren Besitz gekommen ist, mich und meinen Gefährten Freitag unentgeltlich mit nach England zu nehmen."

Der Kapitän gab mir nun alle erdenklichen Versicherungen, die man von einem Manne von Treue und Ehre nur erwarten konnte. Er versicherte, er werde diese billigen Forderungen gern erfüllen und mir überdies für sein ganzes Leben ergeben sein.

„Nun gut," sagte ich, „so nehmen Sie diese drei Musketen samt Pulver und Blei und teilen Sie mir mit, welche Schritte sie zunächst für am geeignetsten halten!"

Er bezeigte mir aufs neue seine Dankbarkeit und sagte, daß er sich gänzlich meiner Führung unterstelle. Darauf erklärte ich ihm, ich hielte es für das richtigste, auf die Meuterer, so wie sie da schliefen, zu feuern und diejenigen, die auf die erste Salve nicht getötet würden und sich ergäben, zu verschonen.

Der Kapitän erwiderte darauf bescheiden, er sei abgeneigt, sie zu töten, wenn es sich vermeiden ließe; nur die beiden unverbesserlichen Schurken dürften auf keinen Fall davonkommen, damit sie nicht wieder an Bord gehen, die ganze Schiffsmannschaft herbeiholen und uns vernichten könnten.

„Dann also," sagte ich, „rechtfertigt die Not meinen Rat, da es der einzige Weg ist, um uns das Leben zu erhalten."

Da ich aber merkte, daß der Kapitän immer noch abgeneigt war, Blut zu vergießen, so forderte ich ihn auf, sich selbst mit seinen beiden Gefährten aufzumachen und so zu handeln, wie er's für richtig halte.

Mitten in diesem Gespräch aber hörten wir, daß einige von den schlafenden Matrosen munter wurden, und bald sahen wir, daß zwei von ihnen aufstanden und davongingen. Da fragte ich den Kapitän, ob einer von ihnen zu den Rädelsführern gehöre. Er antwortete: „Nein."

„Gut," sagte ich, „dann mögen sie so davonkommen. Die Vorsehung scheint sie aufgeweckt zu haben, um sie zu retten. Nun aber," fuhr ich fort, „ist es Ihre Schuld, wenn uns auch die übrigen entwischen."

Durch diese Bemerkung angefeuert, nahm er die Muskete in die Hand und steckte eine Pistole in den Gürtel und ging mit seinen beiden Gefährten, die sich ebenfalls bewaffnet hatten, auf die noch schlafenden Meuterer los. Bei dem Geräusch ihrer Schritte aber erwachte einer der Matrosen und rief seine Kameraden an. Aber es war schon zu spät; denn in demselben Augenblick feuerten jene beiden auf den Haupträdelsführer, während der Kapitän vorsichtigerweise seinen Schuß noch aufgespart hatte. Die zwei hatten nun so vortrefflich gezielt, daß der eine der beiden Schurken auf der Stelle tot und der andere schwer verwundet war. Da er aber noch nicht völlig tot war, so richtete er sich auf und rief laut um Hilfe. Der Kapitän aber trat auf ihn zu und sprach, es sei zu spät für ihn, noch auf Menschenhilfe zu hoffen; er solle lieber Gott bitten, daß er seiner armen Seele gnädig sei. Darauf schlug er ihn mit dem Gewehrkolben zu Boden, daß er kein Glied mehr rührte. Ein anderer war gleichfalls, aber nur leicht, verwundet worden, so daß von der Schar nur noch drei übrig waren.

Mittlerweile war ich selbst herangekommen, und als die Meuterer nun ihre gefährliche Lage erkannten und einsahen, daß Widerstand vergeblich war, baten sie um Gnade. Darauf erklärte ihnen der Kapitän, er wolle ihr Leben schonen, wenn sie ihre Verräterei bereuten und ihm schwören wollten, ihm bei der Wiedergewinnung des Schiffes behilflich zu sein. Sie beteuerten darauf ihre Reue und schwuren ihm aufs neue Gehorsam, worauf sich der Kapitän bereit erklärte, ihnen das Leben zu schenken. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, bestand aber darauf, daß sie, solange sie sich auf der Insel befänden, an Händen und Füßen gefesselt bleiben müßten.

Inzwischen hatte ich Freitag mit dem Steuermann nach dem Boote geschickt, um sich desselben zu bemächtigen und die Ruder und Segel fortzuschaffen. Bald kamen auch die beiden andern Matrosen, die sich zu ihrem Glück von den übrigen getrennt hatten, auf den Knall der abgeschossenen Gewehre zurück. Als sie nun ihren Kapitän, der vorher ihr Gefangener gewesen war, als Sieger wiedersahen, gaben sie sich willig darein, sich binden zu lassen, so daß nun unser Sieg vollkommen war.

Jetzt führte ich den Kapitän und seine beiden Gefährten in meine Wohnung und erzählte ihnen unterwegs von meinen Schicksalen. Der

Kapitän hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und verwunderte sich besonders darüber, wie ich zu meinen Lebensmitteln und zu meiner Munition gekommen war. Als er dann aber von meiner Geschichte auf seine eigene zurückkam und dabei den Gedanken äußerte, daß ich augenscheinlich gerettet worden sei, um sein Leben zu erhalten, da liefen ihm die Tränen über die Backen, und er konnte kein Wort mehr sprechen.

In meiner Behausung erquickte ich nun meine Gäste mit den Vorräten, die ich gerade zur Hand hatte, und zeigte ihnen dabei alles, was ich mir während meines langen Aufenthalts auf der Insel zu meinem Lebensunterhalt hergestellt hatte. Alles das erfüllte sie mit höchstem Erstaunen. Besonders bewunderte der Kapitän meine Burganlage und wie sehr es mir gelungen sei, meine Wohnung durch das kleine Wäldchen zu verbergen. Ich erzählte ihm dann, daß ich außer meiner Burg auch noch einen Landsitz habe, auf den ich mich gelegentlich zurückziehen könne und den ich ihnen ein andermal zeigen wolle. Zurzeit aber sei es notwendiger, zu überlegen, wie wir das Schiff zurückgewinnen könnten. Dem stimmte er bei, doch erklärte er, daß er noch nicht wisse, wie das zu bewerkstelligen sei. Es befänden sich nämlich noch sechsundzwanzig Mann an Bord, die sich sämtlich in die fluchwürdige Meuterei mit eingelassen hätten. Da sie aber dadurch nach dem Gesetz ihr Leben verwirkt hätten, so würden sie alles aufbieten, um nicht an den Galgen zu kommen oder nach einer der englischen Kolonien gebracht zu werden. Es sei deshalb kein Gedanke daran, daß wir mit unserer kleinen Anzahl etwas ausrichten könnten.

Ich fand diese Ansicht des Kapitäns nur zu wohl begründet. Trotzdem meinte ich, wir müßten versuchen, die Schiffsleute in irgend einen Hinterhalt zu locken und sie dann zu überrumpeln. Dabei kam mir sogleich der Gedanke, die Schiffsmannschaft würde sich gewiß wundern, was aus ihren Kameraden und dem Boote geworden sei, und sicherlich binnen kurzem in dem andern Boote an Land kommen, um nach jenen zu forschen; sie würden dann aber wohl mehr Waffen mitbringen und uns an Zahl überlegen sein. Deshalb schlug ich vor, das Boot, das auf dem Strande lag, seeuntüchtig zu machen, damit sie es nicht zur Rückfahrt benutzen könnten. Der Kapitän stimmte dem zu.

Wir gingen deshalb an Bord des Bootes und nahmen die darin zurückgelassenen Waffen, sowie alles, was sich sonst darin befand, heraus, näm-

lich eine Flasche Branntwein, eine Flasche Rum, etwas Schiffszwieback, ein Pulverhorn und fünf bis sechs Pfund Zucker, der in ein Segeltuch eingeschlagen war. Nachdem wir alles an Land geschafft hatten, schlugen wir ein ziemlich großes Loch in den Boden, das nicht so leicht wieder ausgebessert werden konnte.

Auf die Wiedergewinnung des Schiffes wagte ich zwar kaum noch zu hoffen. Aber ich dachte, wenn jene Leute ohne das Boot abfahren müßten, so würde es mir mit meinen Werkzeugen zweifellos gelingen, das Boot bald wieder so instand zu setzen, daß wir darin nach den Antillen fahren und unterwegs auch die Spanier, an die ich immer noch dachte, mit aufnehmen könnten.

Einundsechzigstes Kapitel / Das zweite Boot wird genommen

Nachdem wir das Boot mit großer Anstrengung so weit auf den Strand gezogen hatten, daß es die Flut selbst bei Hochwasser nicht forttreiben konnte, überlegten wir, was wir weiter tun sollten. Da hörten wir vom Schiff her einen Kanonenschuß und sahen, wie es gleich darauf die Flagge aufhißte, als Zeichen für die Bootsmannschaft, wieder an Bord zu kommen; aber kein Boot rührte sich. Noch mehrere Schüsse wurden abgefeuert und andere Signale zur Rückkehr gegeben, doch alles umsonst.

Zuletzt sahen wir vermittelst meines Fernglases, wie sie ihr anderes Boot aussetzten und damit nach der Insel ruderten. Als sie näher kamen, erkannten wir, daß sich nicht weniger als zehn Mann darin befanden, die alle mit Feuerwaffen versehen waren. Bald konnten wir auch die Gesichter der Männer deutlich unterscheiden. Der Kapitän kannte die Leute im Boote alle sowohl nach ihrem Aussehen wie nach ihrem Charakter. Er erklärte, drei von ihnen seien ganz wackere Burschen, die nach seiner Überzeugung nur durch Gewalt von den andern zu der Meuterei gezwungen worden seien; aber der Hochbootsmann, der das Boot anscheinend befehligte, sowie die übrigen sechs gehörten mit zu den Schlimmsten unter der ganzen Mannschaft, so daß wir wohl einen schweren Stand hätten.

Ich antwortete ihm lächelnd, Leute in unserer Lage wären über jede Furcht erhaben; denn für uns sei jeder Ausgang des Kampfes, ob Sieg

oder Tod, eine Erlösung. „Nach meinem Dafürhalten,“ fuhr ich fort, „scheint uns nur ein einziger Umstand den Kampf zu erschweren.“

„Und welcher ist das?“ fragte er.

„Daß nach Ihrer Angabe,“ erwiderte ich, „sich unter jenen Leuten drei brave Männer befinden, die verschont werden sollen. Wenn sie alle zu der schlimmsten Sorte gehörten, so hätte ich geglaubt, Gott habe sie sämtlich dazu bestimmt, in unsere Hände zu fallen. Denn verlassen Sie sich darauf, jeder Mann, der die Insel betritt, ist in unserer Gewalt und soll leben oder sterben, je nachdem er es verdient!“

Ich sprach diese Worte mit erhobener Stimme und heiterem Gesicht, daß auch der Kapitän wieder Mut faßte. Und so machten wir uns getrost an unsere Aufgabe. Vor allem waren wir darauf bedacht, unsere Gefangenen voneinander zu trennen. Zwei von ihnen, denen der Kapitän am wenigsten traute, schickte ich unter der Führung Freitags und des Steuermanns nach meinem unterirdischen Gewölbe, wo sie weit genug entfernt waren, um weder gehört noch entdeckt zu werden. Dort gab man ihnen Lebensmittel und einige Lichter und versprach ihnen, sie nach ein paar Tagen in Freiheit zu setzen, falls sie sich ruhig verhielten; wenn sie aber die Flucht versuchen würden, so sollten sie ohne Gnade getötet werden. Sie versprachen, ihre Gefangenschaft geduldig zu ertragen; auch glaubten sie nicht anders, als daß Freitag am Eingang der Höhle Wache hielte.

Die übrigen Gefangenen erfuhren eine bessere Behandlung. Zwei von ihnen blieben allerdings gefesselt, da der Kapitän ihnen auch nicht völlig traute. Die beiden andern dagegen wurden auf des Kapitäns Empfehlung hin in unsern Dienst genommen, nachdem sie uns feierlich gelobt hatten, mit uns zu leben und zu sterben. Mit ihnen waren wir jetzt also unser sieben und alle gut bewaffnet. So zweifelte ich nicht daran, daß wir mit den zehn Ankömmlingen fertig werden würden, zumal nach des Kapitäns Versicherung noch weitere drei brave Männer darunter waren.

Sobald nun jene an die Stelle kamen, wo das andere Boot lag, ließen sie ihr Boot auf den Strand laufen, stiegen heraus und zogen es völlig herauf. Das war mir ganz erwünscht, denn ich hatte schon befürchtet, sie würden es in einiger Entfernung von der Küste vor Anker legen und ein paar Mann zu seiner Bewachung darin zurücklassen, so daß wir uns des Bootes nicht bemächtigen könnten.

Als sie nun am Ufer angelangt waren, eilten sie sogleich nach dem andern Boote. Da sahen sie zu ihrem größten Erstaunen, daß es gänzlich ausgeplündert und leck war. Nachdem sie eine Weile über die Ursache dieser Beschädigung nachgesonnen hatten, riefen sie zwei- oder dreimal laut nach ihren Kameraden, aber vergebens. Darauf stellten sie sich im Kreise auf und feuerten aus ihren Gewehren eine Salve ab, daß der Wald widerhallte. Doch auch dieses war umsonst; denn die Gefangenen im Gewölbe konnten sie nicht hören, und die in unserm Gewahrsam waren, hörten sie zwar recht gut, durften aber nicht antworten. Als alles ohne Erfolg blieb, entschlossen sich die Bootsleute, wie es schien, wieder nach dem Schiffe zurückzukehren. Sie brachten ihr Boot wieder ins Wasser und gingen sämtlich an Bord.

Der Kapitän geriet darüber in nicht geringe Verwirrung. Er glaubte nämlich, die Schiffsmannschaft würde nach der Rückkehr der zehn Abgesandten ihre andern Kameraden verloren geben und wieder in See stechen, so daß sein Schiff für ihn unrettbar verloren gehe. Es kam aber doch anders als er dachte.

Die Leute waren nämlich noch nicht lange vom Ufer abgestoßen, als wir sie alle wieder landen sahen. Diesmal aber ließen sie drei Mann im Boote zurück, während die übrigen ans Land stiegen und dann landeinwärts gingen, um nach ihren Kameraden zu suchen.

Das war für uns wiederum eine Enttäuschung. Denn wenn wir uns auch jener sieben bemächtigten, so war damit doch noch nichts gewonnen. Wenn wir aber das Boot entwischen ließen, so war auch das Schiff für uns verloren. Indessen blieb uns nichts anderes übrig, als abzuwarten, wie die Sache verlaufen würde.

Die sieben Mann gingen also ans Land, und die drei, die im Boote zurückgeblieben waren, steuerten dieses eine ziemliche Strecke vom Ufer ab und legten sich da vor Anker, so daß es uns unmöglich war, an sie heranzukommen. Die ans Land Gestiegenen hielten sich dicht zusammen und marschierten auf die Spitze eines kleinen Hügels zu, der in der Nähe meiner Wohnung lag. Als sie den Hügel erstiegen hatten, schrien und riefen sie so lange, bis sie dessen müde waren. Dann setzten sie sich zusammen unter einen Baum, um Rat zu halten. Hätten sie sich so wie der frühere Trupp zum Schlafen niedergelegt, so wäre uns das sehr willkommen ge-

wesen. Sie waren aber zu sehr von Furcht erfüllt, als daß sie zu schlafen gewagt hätten.

Nach langer Beratung standen sie auf und marschierten wieder nach dem Meere zu. Anscheinend waren sie über die Gefährlichkeit der Insel so sehr in Angst, daß sie sich entschlossen hatten, wieder an Bord zu gehen und ihre Gefährten aufzugeben. Der Kapitän geriet darüber aufs neue in Unruhe und Besorgnis.

Da fiel mir plötzlich eine Kriegslist ein, um die Männer wieder zurückzulocken. Ich befahl nämlich Freitag und dem Steuermann, sich westwärts über die kleine Bucht nach dem Platze zu begeben, wo die Wilden damals gelandet waren, als ich Freitag gerettet hatte. Dort sollten sie eine kleine Anhöhe besteigen und so laut wie möglich rufen, bis es die Matrosen vernähmen. Sobald sie Antwort hörten, sollten sie das Rufen wiederholen und dadurch die Seeleute immer tiefer in das Innere der Insel und die Wälder locken, dann aber auf einem Umwege zu uns zurückkehren.

Die Matrosen waren eben im Begriff, ins Boot zu steigen, als Freitag und sein Begleiter ihr Hallo anstimmten. Jene antworteten sofort und eilten nach der Richtung, von wo sie die Stimmen gehört hatten. Bald aber sahen sie sich auf ihrem Wege durch die Bucht gehemmt. Da riefen sie, wie ich's erwartet hatte, das Boot herbei, um sich darin übersetzen zu lassen. Nachdem das geschehen war, nahmen sie noch einen Mann aus dem Boote mit, so daß nur zwei darin zurückblieben, die das Fahrzeug an einem Baumstamm am Ufer der Bucht befestigten.

Ganz genau so hatte ich's mir gewünscht. Unbemerkt schlich ich mich mit meiner übrigen Mannschaft auf die andere Seite der Bucht und überrumpelte die beiden im Boote, ehe sie sich's versahen. Der eine lag halb schlafend am Ufer. Da stürzte der Kapitän auf ihn los und schlug ihn mit dem Gewehrkolben nieder. Dem andern, der sich im Boote befand, rief er zu, er solle sich ergeben, sonst sei er auch des Todes, worauf dieser sich ohne Widerstand ergab. Es war einer von den beiden Männern, die der Kapitän als brav und zuverlässig bezeichnet hatte.

Unterdessen hatten Freitag und der Steuermann ihre Sache mit den übrigen so gut gemacht und sie durch Anrufe und Antworten von einem Hügel zum andern und aus einem Wald in den andern gelockt, bis sie endlich ganz ermüdet an einem Punkte der Insel angekommen waren, von

wo sie vor Dunkelwerden das Boot nicht wieder erreichen konnten. Wir hatten also jetzt nichts weiter zu tun, als die Nacht abzuwarten und dann über sie herzufallen.

Es vergingen mehrere Stunden, nachdem Freitag und der Steuermann wieder bei uns eingetroffen waren, bis auch sie endlich müde und lahm bei dem Boote anlangten. Aber wie groß war ihre Bestürzung, als sie ihr Boot infolge der Ebbe auf dem Sande festsitzen sahen und ihre beiden Gefährten nicht mehr darin fanden! Wir hörten, wie sie laut jammerten, das müsse eine verzauberte Insel sein, auf der es Teufel und böse Geister gebe, von denen sie noch alle entführt und vernichtet werden würden. Sie schrien und riefen nach ihren beiden verschwundenen Kameraden, aber es erfolgte keine Antwort. Dann irrten sie händeringend in der Dämmerung umher, kehrten ins Boot zurück, um sich auszuruhen, und verließen es wieder, um das Ufer abzusuchen. So trieben sie es eine ganze Weile.

Meine Leute hatten große Lust, sogleich über sie herzufallen; aber ich wollte meiner Sache gewiß sein und so wenig Menschenleben wie möglich opfern. Deshalb befahl ich Freitag und dem Kapitän, sich auf Händen und Füßen, so nahe es ging, an sie heranzuschleichen und dann erst zu schießen.

Die beiden hatten noch nicht lange auf ihrem Posten verharrt, als der Hochbootsmann, der Haupträdelsführer der ganzen Meuterei, mit zwei andern Matrosen auf sie zukamen. Da riß dem Kapitän die Geduld; er richtete sich mit Freitag auf, und sie gaben Feuer. Der Hochbootsmann war auf der Stelle tot, der zweite war in den Leib getroffen und fiel neben jenem nieder, wo er nach einer Stunde starb, während der dritte entfloh.

Nun rückte ich mit meiner ganzen Armee vor. Diese bestand jetzt aus acht Mann: ich selbst als Oberfeldherr, Freitag als Generalleutnant, sodann der Kapitän und seine beiden Gefährten und endlich die drei Kriegsgefangenen, denen wir Waffen anvertraut hatten. Da es aber jetzt völlig dunkel war, so vermochten sie unsere Anzahl nicht zu erkennen.

Ich ließ sie darauf durch den Mann, den wir im Boote verschont hatten, bei ihren Namen anrufen und zur Ergebung auffordern. Und das gelang ganz nach Wunsch. Jener, der zufällig auch Robinson hieß, rief also, so laut er konnte, einen von ihnen mit Namen an: „Tom Smith! Tom Smith!"

Dieser antwortete sofort: „Wer ist das? Robinson?" Denn er erkannte ihn an seiner Stimme.

Jener erwiderte: „Ja, ja; aber um Gottes willen, Tom Smith, legt die Waffen nieder und ergebt euch, oder ihr seid im nächsten Augenblick alle des Todes!“

„Wem sollen wir uns denn ergeben? Wo sind sie?“ fragte Smith wiederum.

„Hier sind sie,“ entgegnete jener, „hier ist unser Kapitän und mit ihm fünfzig Mann, die euch in den letzten Stunden verfolgt haben. Der Hochbootsmann ist tot, Will Frye ist verwundet, und ich bin gefangen. Und wenn ihr euch nicht sofort ergebt, so seid ihr sämtlich verloren!“

„Wird man uns denn Pardon geben?“ fragte Tom Smith, „dann wollen wir uns ergeben.“

„Ich will hingehen und fragen,“ antwortete Robinson.

Er befragte darauf den Kapitän, und dieser rief nun selbst: „Smith, du wirst meine Stimme kennen! Wenn ihr sofort eure Waffen streckt und euch ergebt, so sollen alle mit dem Leben davonkommen, außer William Atkins.“

Bei diesen Worten schrie William Atkins: „Um Gottes willen, Kapitän, gebt mir auch Pardon! Was hab' ich denn getan? Die andern haben ganz dasselbe getan wie ich!“

Das war aber nicht wahr; denn William Atkins war gerade der erste gewesen, der Hand an den Kapitän gelegt hatte, als die Meuterei ausbrach; er hatte ihn auch gebunden und mit Schimpfworten belegt. Gleichwohl antwortete ihm der Kapitän, sein Geschick werde von der Gnade des Statthalters dieser Insel abhängen; damit meine er nämlich mich.

Um es kurz zu machen, die Mannschaften streckten die Waffen und baten um ihr Leben. Nun schickte ich drei Männer ab und ließ sie binden. Dann rückte ich selbst mit meiner Armee heran, die, jene mitgerechnet, alles in allem acht Mann betrug, und bemächtigte mich ihres Bootes. Dabei hielt ich mich selbst mit noch einem Mann aus guten Gründen vorläufig noch von den Gefangenen fern.

Zweiundsechzigstes Kapitel / Die Eroberung des Schiffes

Unsere nächste Aufgabe bestand nun darin, das Boot auszubessern und an die Eroberung des Schiffes zu denken.

Der Kapitän hielt indessen den Gefangenen zunächst die Schändlichkeit ihres Verhaltens vor. Sie hätten zwar gemeint, ihn auf einer wüsten, unbewohnten Insel ausgesetzt zu haben, aber Gottes Gnade habe es so gefügt, daß die Insel bewohnt sei und einen Engländer zum Statthalter habe. Da dieser ihnen nun Pardon versprochen habe, so werde er sie vermutlich nach England schicken, damit dort mit ihnen nach den Bestimmungen des Rechts verfahren würde; ausgenommen sei nur William Atkins, der sich laut Befehl des Statthalters zum Tode vorbereiten solle, da er am nächsten Morgen baumeln müsse.

Obgleich das alles freie Erfindung des Kapitäns war, so brachte es doch die gewünschte Wirkung hervor. Atkins fiel vor dem Kapitän auf die Knie und bat ihn, sich für ihn beim Statthalter zu verwenden, damit dieser ihm das Leben schenke. Auch die andern baten, daß man sie doch um Gottes willen nicht nach England schicken möge.

Jetzt schien mir die Zeit für unsere Befreiung gekommen zu sein; denn in solcher Stimmung mußten diese Burschen leicht dahin zu bringen sein, daß sie sich willig an der Gewinnung des Schiffes beteiligten. Ich zog mich daher noch weiter in den Hintergrund zurück, damit sie nicht merkten, mit was für einem Statthalter sie es zu tun hatten, und ließ dem Kapitän durch einen meiner Leute melden, der Statthalter wünsche ihn zu sprechen. Darauf erwiderte der Kapitän sogleich: „Meldet Sr. Exzellenz, ich käme im Augenblick!"

Diese Worte bestärkten die Mannschaft noch mehr in dem Glauben, der Statthalter mit seinen fünfzig Mann wäre ganz in der Nähe.

Als nun der Kapitän herankam, teilte ich ihm mit, es sei mein Plan, daß wir uns schon am nächsten Morgen des Schiffes bemächtigten. Dazu sei es aber erforderlich, daß wir die Gefangenen voneinander absonderten. Er möchte daher Atkins und die beiden andern schlimmsten Übeltäter von Freitag und noch zwei Männern gefesselt nach dem Gewölbe und die übrigen nach der Laube bringen lassen. Vielleicht würden die letztern uns bei der Eroberung des Schiffes behilflich sein.

Dem Kapitän gefiel dieser Plan außerordentlich, und er beschloß, ihn sogleich auszuführen. Nachdem die Gefangenen abgeführt waren, begab er sich selbst in meiner Begleitung zu denen in meiner Sommerlaube, um mit ihnen zu unterhandeln und zu erkunden, ob auf ihre Mitwirkung bei der Wiedererlangung des Schiffes zu rechnen sei. Er hielt ihnen noch-

mals ihr Verbrechen vor und versicherte, daß ihnen der Statthalter nur unter der Bedingung das Leben schenken wolle, wenn sie sich an einem so rechtmäßigen Unternehmen, wie es die Zurückeroberung des Schiffes sei, beteiligen würden.

Man kann sich leicht denken, wie bereitwillig sie auf diesen Vorschla eingingen. Sie fielen vor dem Kapitän nieder und versprachen unter den kräftigsten Beteuerungen, ihm bis zum letzten Blutstropfen treu zu bleiben.

„Gut," sagte der Kapitän, „ich werde dem Statthalter eure Worte melden und sehen, was ich für euch tun kann."

Er gab mir nun einen Bericht über die Stimmung der Leute und sagte, er sei überzeugt, daß sie sich treu erweisen würden. Trotzdem riet ich ihm, nur fünf von ihnen auszuwählen; die beiden andern aber nebst den drei in die Höhle geschickten sollten als Geiseln zurückbehalten werden, und wenn die fünf Auserlesenen treulos handeln würden, so sollten diese fünf dafür sämtlich am Strande aufgehängt werden. Daran sollten sie sehen, daß der Statthalter nicht mit sich spaßen lasse.

Nachdem nun diese fünf und noch zwei andere Gefangene aus dem ersten Boot, die sich in meiner Wohnung befanden, befreit und bewaffnet worden waren, bestand unsere Streitmacht im ganzen aus dreizehn Mann. Der Kapitän erklärte sich bereit, sich mit dieser Schar an Bord des Schiffes zu wagen. Freitag und ich aber blieben zurück, da wir die Gefangenen zu bewachen und mit Lebensmitteln zu versorgen hatten.

Der Kapitän machte sich nun daran, seine beiden Boote wieder instand zu setzen, das Leck des einen zu verstopfen und sie zu bemannen. Er ernannte den Passagier zum Befehlshaber des einen Fahrzeugs und gab ihm vier Mann bei; er selbst, sein Steuermann und die andern sechs bestiegen das zweite Boot. Sie machten ihre Sache sehr gut. Gegen Mitternacht kamen sie an das Schiff heran. Sobald sie in Rufweite desselben gelangt waren, ließ der Kapitän das Schiff durch den Matrosen Robinson anrufen und der Mannschaft melden, sie hätten ihre Kameraden und das Boot wieder, aber es sei viel Zeit daraufgegangen, ehe sie sie gefunden hätten. Mit solchem Geschwätz hielt er die Mannschaft hin, bis sie ihr Boot beigelegt hatten.

Der Kapitän und der Steuermann stiegen zuerst auf das Deck des Schiffes und schlugen sofort den zweiten Steuermann und den Schiffs-

zimmermann mit dem Kolben ihrer Gewehre nieder. Von ihren Leuten treulich unterstützt, nahmen sie dann alle gefangen, die sich auf dem Verdeck befanden. Darauf schlossen sie die Luken, um die im untern Schiffsraum schlafenden Matrosen darin festzuhalten. Jetzt nahte auch das andere Boot und legte am Vorderteil an. Die Bemannung bemächtigte sich sogleich des Vorderdecks und der kleinen Luke, wobei sie drei Leute, auf die sie dort gestoßen war, zu Gefangenen machte.

Hierauf befahl der Kapitän dem Steuermann, mit noch drei Mann in die Kajüte einzubrechen, wo der neue, rebellische Kapitän schlief. Dieser war aber schon von dem Lärm erwacht, war aufgestanden und hatte sich nebst zwei Matrosen und dem Schiffsjungen bewaffnet. Als nun der Steuermann mit seinen Leuten die Tür aufbrach, feuerte der neue Kapitän mit seinen Gesellen auf die Eindringenden. Dabei wurde dem Steuermann der linke Arm zerschmettert, und noch zwei von dessen Leuten wurden verwundet. Der Steuermann stürzte sich aber trotzdem in die Kajüte und schoß dem Rebellenkapitän eine Kugel durch den Kopf, daß sie zum Munde hineindrang und hinter dem einen Ohre wieder herauskam. Lautlos sank jener zu Boden. Darauf ergaben sich die übrigen Mannschaften, und das Schiff war ohne weiteren Verlust an Menschenleben zurückerobert.

Nun ließ der Kapitän sieben Kanonenschüsse abfeuern zum Zeichen, daß das Schiff wieder in seinem Besitz sei. Bis zwei Uhr nachts hatte ich am Ufer gesessen und erwartungsvoll auf den Ausgang des Kampfes geharrt. Man kann sich daher denken, mit welcher Freude ich das Signal des Sieges aufnahm. Ich dankte Gott über den glücklichen Erfolg und legte mich dann zum Schlafe nieder. Nach den vielen Anstrengungen des letzten Tages schlief ich sogleich fest ein.

Dreiundsechzigstes Kapitel / Robinson nimmt Abschied von seiner Insel

Plötzlich wurde ich durch einen Flintenschuß aus dem Schlafe geschreckt. Ich fuhr augenblicklich in die Höhe und hörte, wie jemand rief: „Herr Statthalter, Herr Statthalter!" Ich erkannte sofort die Stimme des Kapitäns, und als ich die Spitze des Hügels erstiegen hatte, sah ich ihn schon dort stehen. Er wies mit der Hand auf das Meer und um-

armte mich dann mit den Worten: „Mein lieber Freund und Retter, dort liegt Ihr Schiff; denn es gehört Ihnen samt allem, was darauf ist."

Als ich meine Augen auf das Meer richtete, sah ich etwa eine halbe Meile von meiner Insel entfernt das Schiff vor Anker liegen. Ich war vor Überraschung einer Ohnmacht nahe. Denn meine Erlösung, auf die ich solange vergeblich gehofft, stand mir jetzt mit einem Male handgreiflich vor Augen: ein großes Schiff lag bereit, mich zu führen, wohin ich wünschte. Ich war nicht imstande, auch nur ein Wort zu erwidern. Ich mußte mich an dem Kapitän festhalten, damit ich nicht umfiel.

Als der Kapitän meine Bestürzung gewahrte, zog er eine Flasche aus der Tasche und ließ mich einen herzstärkenden Trunk nehmen. Trotzdem dauerte es noch eine geraume Weile, ehe ich die Sprache wieder erlangte. Der Kapitän suchte mich mit tausend gütigen und liebevollen Worten zu beruhigen und wieder zu mir selber zu bringen. Aber die Freude in meinem Innern war so übermächtig, daß sie alle meine Lebensgeister in Verwirrung brachte. Schließlich machte sich dies Gefühl in Tränen Luft, und danach erst gewann ich die Sprache wieder.

Nun schloß ich den Kapitän fest in meine Arme, und wir freuten uns beide zusammen. Ich erklärte ihm, daß ich ihn als den mir vom Himmel gesandten Erretter betrachte und daß mir die ganzen letzten Ereignisse als eine Kette von Wundern erschienen. Auch vergaß ich nicht, mein Herz dankbar zu Gott zu erheben.

Als wir so eine Zeitlang uns gegenseitig der glücklichen Wendung unserer Schicksale gefreut hatten, teilte mir der Kapitän mit, daß er mir auch einige Erfrischungen von seinem Schiffe mitgebracht habe. Dann rief er den Leuten im Boote zu, sie sollten die Sachen für den Statthalter ans Land bringen. Das war aber eine Ladung, als ob ich die Absicht gehabt hätte, auf der Insel zu bleiben und jene allein fahren zu lassen. Da kam zuerst ein Flaschenkorb mit ausgezeichneten Likören zum Vorschein, dann sechs große Flaschen Madeirawein, ferner zwei Pfund vortrefflicher Tabak, zwölf große Stücke gepökeltes Rindfleisch und sechs Stücke gepökeltes Schweinefleisch, ein Sack voll Erbsen und ein Zentner Schiffszwieback. Auch war eine Kiste mit Zucker, eine andere mit Mehl, ein Sack voll Limonen und zwei Flaschen Limonensaft dabei. Endlich aber, und das war mir tausendmal mehr wert als das andere, brachte er mir

auch sechs saubere neue Hemden, sechs sehr gute Halstücher, zwei Paar Handschuhe, ein Paar Schuhe, einen Hut, ein Paar Strümpfe und einen noch tadellosen Anzug mit, der ihm selbst gehört hatte und nur wenig getragen war. Kurz, mein Freund kleidete mich vom Kopf bis zu den Füßen neu.

Nachdem alle diese nützlichen Dinge in meine Behausung geschafft worden waren, überlegten wir gemeinsam, was mit unsern Gefangenen geschehen sollte. Es war nämlich wohl zu überlegen, ob wir sie mit uns nehmen sollten oder nicht, da besonders zwei darunter im höchsten Grade widerspenstig und unverbesserlich waren. Der Kapitän erklärte, wenn wir sie mitnehmen wollten, so müßten sie unbedingt als Verbrecher in Ketten gelegt und der ersten besten englischen Kolonie als Sträflinge überliefert werden. Ich dagegen versicherte, daß ich, falls es dem Kapitän erwünscht sei, die Missetäter sämtlich dazu bringen wolle, daß sie selber das Verlangen aussprächen, auf der Insel bleiben zu dürfen.

„Das sollte mich von Herzen freuen," erwiderte der Kapitän.

„Gut," sagte ich, „so will ich sie holen lassen und mit ihnen reden."

Nun schickte ich Freitag mit den beiden Geiseln, die aber jetzt ihrer Haft ledig waren, da ihre Kameraden sich gut geführt hatten, nach dem Gewölbe und ließ die fünf Gefangenen gefesselt nach meiner Laube bringen. Nach einer Weile begab ich mich selbst in meinem neuen Anzuge dorthin und wurde als Statthalter begrüßt. Als wir uns alle versammelt hatten, ließ ich die Gefangenen vorführen. Ich sagte ihnen, daß mir ihr schurkisches Benehmen gegen ihren Kapitän völlig bekannt sei. Auf meine Anordnung aber sei das Schiff wieder erobert und liege jetzt auf der Reede. Ihr neuer Kapitän habe den Lohn für seine Schurkerei erhalten, und wenn sie Lust hätten, könnten sie ihn an der großen Rahe baumeln sehen. Dann forderte ich sie auf, mir zu sagen, was sie zu ihrer Entschuldigung vorzubringen hätten, da ich sonst kraft meines Amtes die Macht habe, sie als auf der Tat ergriffene Piraten ebenfalls hinrichten zu lassen.

Einer von ihnen antwortete im Namen der übrigen, sie hätten nichts weiter darauf zu erwidern, als daß der Kapitän ihnen bei ihrer Gefangennahme das Leben zugesichert hätte und daß sie mich demütig um Gnade bäten. Darauf erwiderte ich ihnen, ich wüßte nicht, welche Gnade ich

ihnen zuteil werden lassen könne. Ich selbst sei willens, mit meinen Gefährten die Insel zu verlassen und mich mit dem Kapitän nach England einzuschiffen. Dort aber stände ihnen auf jeden Fall der Galgen bevor. Daher wisse ich ihnen keine andere Gnade zu erteilen, als ihnen zu erlauben — falls ihnen das lieber sei —, auf der Insel zurückzubleiben. Wenn sie das also wollten, so sei ich geneigt, ihnen das Leben zu schenken.

Die Gefangenen versicherten mir hierauf ihre Dankbarkeit und erklärten, sie wollten lieber hier bleiben, als nach England mitgenommen und gehangen werden. Ich ließ es daher dabei bewenden. Der Kapitän aber schien noch Schwierigkeiten machen zu wollen, als ob er die Gefangenen nicht hier lassen dürfe. Ich erklärte ihm aber, die Leute seien meine Gefangenen und nicht die seinigen. Und nun ließ ich sie in Freiheit setzen und befahl ihnen, sich in die Wälder zurückzuziehen und die Stelle wieder aufzusuchen, von wo sie gekommen wären; ich würde sie von dort wieder zu mir rufen lassen, um ihnen noch einige Verhaltungsmaßregeln zu geben, wie sie am besten auf der Insel leben könnten.

Darauf bat ich den Kapitän, an Bord des Schiffes zu gehen und alles zur Abfahrt instand zu setzen, damit wir am folgenden Tage die Insel verlassen könnten. Auch erinnerte ich ihn daran, den erschossenen Rebellenkapitän an der Rahe aufhängen zu lassen, damit die Kerle ihn sehen könnten. Ich selbst aber wollte die Nacht über noch an Land bleiben, um meine Sachen zu ordnen; am andern Morgen möchte er mich mit dem Boote von der Insel abholen lassen.

Als der Kapitän mit seinen Leuten gegangen war, ließ ich die freigelassenen Gefangenen in meine Wohnung kommen und begann mit ihnen ein ernsthaftes Gespräch über ihre Lage. Ich sagte ihnen, daß sie nach meiner Meinung das Richtige erwählt hätten; denn wenn sie der Kapitän mit nach England nähme, so würden sie dort sicherlich gehängt werden. Und dabei zeigte ich ihnen den toten Rebellenkapitän, der an der Rahe baumelte.

Sie erklärten mir sämtlich, daß sie gern auf der Insel zurückblieben. Darauf gewährte ich ihnen einen Einblick in mein Leben, zeigte ihnen meine Befestigungsanlagen, die Art der Getreidegewinnung und Brotbereitung, der Ziegenzucht und Milchwirtschaft, kurz alles, was zu ihrem Lebensunterhalt erforderlich war. Ich erzählte ihnen auch von den sech-

zehn Spaniern, die wir erwarteten. Für diese ließ ich ein Schreiben zurück und die Matrosen mußten mir versprechen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen.

Dann gab ich ihnen meine Feuerwaffen, nämlich fünf Musketen und drei Vogelflinten. Ferner ließ ich ihnen meine drei Säbel und anderthalb Faß Pulver, soviel ich noch übrig behalten hatte. Auch versprach ich ihnen, den Kapitän zu bitten, daß er ihnen noch zwei Fäßchen Pulver und einige Gartensämereien zurücklasse, deren Besitz mir sehr lieb gewesen wäre. Ich trat ihnen auch das Säckchen Erbsen ab, das mir der Kapitän zum Essen mitgebracht hatte, und forderte sie auf, sie zu säen und so zu vermehren.

Nachdem das alles besorgt war, begab ich mich am folgenden Morgen mit Freitag an Bord des Schiffes. Bei meinem Abschied von der Insel nahm ich zum Andenken die große, von mir selbst gefertigte Mütze aus Ziegenfellen, sowie meinen Regenschirm und einen Papagei mit. Auch das Geld vergaß ich nicht. Es hatte so lange nutzlos dagelegen, daß es ganz schwarz geworden war und erst nach wiederholtem Putzen seinen Glanz wieder erhielt.

Als wir uns nun fertig machten, in See zu gehen, die Anker aber noch nicht gelichtet hatten, kamen zwei von den zurückgelassenen Matrosen ans Schiff geschwommen und beklagten sich über die andern drei. Sie baten, wir möchten sie doch mitnehmen, sonst würden sie von jenen noch totgeschlagen; sie wollten lieber vom Kapitän aufgehängt werden, als bei den dreien zurückbleiben. Nachdem sie feierlich Besserung gelobt hatten, wurden sie denn auch an Bord aufgenommen. Sie zeigten sich später als ordentliche und ruhige Leute.

Zur Flutzeit schickten wir dann noch das Boot ans Land und ließen den drei Zurückgebliebenen die von mir versprochenen Sachen überbringen, denen der Kapitan auf meine Veranlassung noch ihre Koffer und Kleider hinzufügte. Nachdem das Boot wieder zurückgekehrt war, wurden die Anker gelichtet.

Und so verließ ich denn am 19. Dezember des Jahres 1686 mein Eiland, das ich 28 Jahre, 2 Monate und 19 Tage bewohnt hatte. Mein Abschied von der Insel erfolgte an demselben Monatstage, an dem ich seinerzeit aus der Sklaverei des maurischen Korsaren zu Sale entflohen war.

Nach langer Fahrt kam ich am 11. Juni 1687 wieder in England an, nach einer Abwesenheit von 35 Jahren.

Vierundsechzigstes Kapitel / Robinsons Heimkehr

Als ich in London ankam, war ich jedermann so fremd geworden, als ob ich noch niemals dort gewesen wäre. Meine Wohltäterin und getreue Verwalterin, der ich mein Geld in Verwahrung gegeben hatte, war noch am Leben, hatte aber viel Unglück erfahren; sie war zum zweitenmal Witwe geworden und gänzlich verarmt. Ich beruhigte sie wegen des Geldes, das sie mir noch schuldete, und versicherte ihr, ich würde sie deswegen nicht belästigen. Im Gegenteil unterstützte ich sie noch, soweit es meine Mittel erlaubten, zum Dank für ihre mir früher bewiesene Fürsorge und Treue. Allerdings konnte das damals nur wenig sein, da mein Vermögen nur gering war.

Dann reiste ich nach Yorkshire. Aber mein Vater und meine Mutter waren tot, und unsere ganze Familie war ausgestorben, bis auf zwei Schwestern und zwei Kinder eines meiner Brüder. Da man mich für tot gehalten hatte, so war ich auch bei der Erbteilung des väterlichen Vermögens nicht bedacht worden, so daß ich also auch von dieser Seite keine Hilfe zu erwarten hatte. Das wenige Geld aber, das ich noch besaß, wollte nicht hinreichen, um mir damit eine Stellung in der Welt zu verschaffen.

Allerdings erfuhr ich einen Beweis der Dankbarkeit, den ich nicht erwartet hatte. Der Schiffskapitän nämlich, den ich auf so glückliche Weise gerettet hatte und mit ihm das Schiff und die ganze Ladung, hatte den Eigentümern seines Schiffes einen so rührenden Bericht über mich erstattet, daß sie mich und einige mit dabei beteiligte Kaufleute zu sich einluden. Bei der Gelegenheit sagten sie mir nicht nur ihren herzlichen Dank, sondern sie überreichten mir auch noch ein Geschenk von zweihundert Pfund Sterling.

Da ich aber einsah, daß ich auch mit dieser Summe nicht weit kommen würde, so beschloß ich, nach Lissabon zu reisen und zu sehen, ob ich nicht über den Zustand meiner brasilianischen Pflanzung Nachricht erhalten könnte. Zu diesem Zweck segelte ich nach Lissabon, wo ich im April des folgenden Jahres anlangte. Freitag begleitete mich auf allen diesen Fahrten und erwies sich als ein zuverlässiger Diener.

Als ich in Lissabon eintraf, ermittelte ich zu meiner größten Freude meinen alten Freund, den Kapitän, der mich an der afrikanischen Küste in sein Schiff aufgenommen hatte. Er war mittlerweile alt geworden

und hatte sein Schiff seinem Sohne übergeben, der nun statt seiner noch immer nach Brasilien fuhr. Der Alte erkannte mich nicht und ich ihn ebenfalls nur mit Mühe; doch nachdem ich ihm erzählt hatte, wer ich sei, entsann er sich meiner sogleich wieder.

Nachdem wir uns herzlichst begrüßt hatten, erkundigte ich mich nach meiner Pflanzung und nach meinem Teilhaber. Der Alte erzählte mir darauf, er sei seit neun Jahren nicht mehr in Brasilien gewesen, doch habe mein Teilhaber damals noch gelebt; die Männer aber, die ich ihm zur Beaufsichtigung meines Anteils beigegeben habe, seien tot. Trotzdem glaube er, daß ich eine genaue Abrechnung über die Einkünfte meiner Pflanzung erhalten werde; denn da man allgemein angenommen, daß ich Schiffbruch erlitten und dabei den Tod gefunden habe, so hätte mein Teilhaber dem königlichen Beamten alljährlich Rechnung über den Ertrag meines Anteils ablegen müssen. Die Regierung habe nämlich meinen Anteil an der Pflanzung mit Beschlag belegt, um Anspruch darauf zu erheben, falls ich niemals zurückkäme, und zwar solle dann ein Drittel an den König und zwei Drittel an das Kloster San Agustinho fallen; wenn ich aber wieder zum Vorschein kommen und mein Eigentum zurückverlangen würde, so solle es mir wieder zugestellt werden.

Ich fragte den Kapitän, wie es denn gekommen sei, daß meine Bevollmächtigten mein Testament so wenig beachtet hätten, worin ich doch, wie er wisse, ihn zum Universalerben eingesetzt habe. Darauf erwiderte er, das sei ja ganz richtig; da aber kein Beweis über meinen Tod vorhanden gewesen sei, so habe er auch nicht als Testamentsvollstrecker auftreten können, bis ein sicherer Beweis über meinen Tod vorgelegen habe.

„Aber nun," fuhr der Alte fort, „habe ich Euch eine Mitteilung zu zu machen, die Euch vielleicht nicht so angenehm klingen wird wie das vorige. In der Meinung nämlich, daß Ihr untergegangen wäret, haben Euer Teilhaber und Eure Bevollmächtigten sich erboten, mir den Ertrag Eurer Pflanzung während der ersten sechs Jahre in Eurem Namen als Abfindungssumme zu überweisen, und ich habe dieses Anerbieten angenommen. Da jedoch der Ertrag Eurer Pflanzung damals noch nicht so bedeutend war wie später, so ist die Summe verhältnismäßig gering. Ich werde Euch aber genau Rechnung über alles Empfangene ablegen, sowie auch darüber, wie ich es verwandt habe."

Nach einigen Tagen brachte mir denn mein alter Freund auch richtig eine Berechnung über den Ertrag meiner Pflanzung während der ersten sechs Jahre meiner Abwesenheit. Sie war von meinem Teilhaber und den von mir ernannten Bevollmächtigten unterzeichnet. Ich ersah aus der Rechnung, daß die Einkünfte jedes Jahr beträchtlich gewachsen waren. Als Endsumme ergab sich ein Betrag von 470 Moidores in Gold und außerdem 60 Kisten Zucker und 15 Doppelrollen Tabak.

Der ehrliche Mann beklagte darauf sein Unglück, daß er mein Geld zum Teil bereits verwandt habe, um Verluste zu decken und seinem Sohne einen Anteil an dessen Schiffe zu erwerben. „Aber gleichwohl, mein Lieber," setzte er hinzu, „sollt Ihr in Eurer Notlage nicht ohne Hilfe bleiben, und sobald mein Sohn zurückkommt, werde ich Euch vollständig befriedigen."

Bei diesen Worten zog er einen alten Beutel hervor und überreichte mir 160 portugiesische Moidores in Gold und das Schriftstück über seinen Anteil an dem Schiffe, in dem sein Sohn nach Brasilien gefahren war und das zu einem Viertel ihm und zu einem andern Viertel seinem Sohne gehörte. Beide Anteile legte er als Sicherheit für den Rest seiner Schuldsumme in meine Hände.

Ich war über die Rechtschaffenheit des alten Mannes zu sehr bewegt, als daß ich sein Anerbieten hätte annehmen können. Dazu erinnerte ich mich dessen, was er früher für mich getan hatte, und so fragte ich ihn gerührt, ob ihm denn seine Verhältnisse erlaubten, jetzt soviel Geld zu erübrigen. Darauf erwiderte er, es würde ihn wohl ein bißchen drücken, aber es wäre doch nun einmal mein Geld, und ich hätte es größer nötig als er.

Schließlich ließ ich mich bewegen, hundert Moidores anzunehmen. Dann bat ich um Feder und Tinte und stellte ihm eine Quittung darüber aus. Den Rest gab ich ihm wieder zurück und erklärte, wenn ich jemals wieder in den Besitz meiner Pflanzung käme, so solle er auch das andere Geld wieder erhalten. Die Urkunde über seinen Anteil an dem Schiffe seines Sohnes weigerte ich mich selbstredend anzunehmen.

Nun fragte mich der Alte, ob er mir behilflich sein solle, um meine Ansprüche auf die Pflanzung auf die bequemste Weise geltend zu machen. Ich erwiderte, daß ich selbst hinüberzureisen gedächte. Er aber meinte,

das sei nicht nötig, da es auch noch andere Möglichkeiten gebe, mein Recht zu behaupten. Und da nun gerade auf der Reede vor Lissabon Schiffe nach Brasilien segelfertig lagen, so ließ er meinen Namen in ein öffentliches Register eintragen und darunter seine eidliche Aussage, daß ich noch am Leben und dieselbe Person sei, die seinerzeit die Pflanzung gegründet habe. Diese Urkunde ließ er von einem Notar ordnungsmäßig beglaubigen, und ich sandte sie nebst meiner Vollmacht und einem Brief des Kapitäns an einen brasilianischen Kaufmann, der ihm als zuverlässig bekannt war. Dann schlug er mir vor, so lange bei ihm zu bleiben, bis ich Antwort erhielte.

Noch vor Ablauf von sieben Monaten empfing ich ein großes Paket von den Söhnen jener Pflanzer, in deren Auftrage ich damals hatte nach Afrika reisen sollen. Dieses Paket enthielt Briefe und Papiere, in denen eine genaue Abrechnung über mein Guthaben enthalten war. Daraus ergab sich, daß mir von den Einkünften meiner Pflanzung noch 4415 Moidores zustanden. Außerdem lag ein Brief von meinem Teilhaber mit dabei, worin er mir herzlich Glück wünschte, daß ich noch am Leben sei, und mir Bericht erstattete über die Vergrößerung der Pflanzung und deren jährlichen Ertrag. Auch lud er mich dringend ein, hinüberzukommen und von meinem Eigentum wieder Besitz zu ergreifen, und schloß mit den herzlichsten Versicherungen seiner Freundschaft und der seiner Familie. Als Geschenke hatte er noch sieben schöne Pantherfelle, fünf Kisten mit feinem Zuckerwerk und hundert ungeprägte Goldstücke beigefügt. Mit demselben Schiffe schickten mir auch die Söhne meiner Bevollmächtigten zwölf Kisten Zucker, achthundert Rollen Tabak und den ganzen Restbetrag meines Guthabens in Gold.

Ich kann unmöglich beschreiben, welches Herzklopfen ich beim Lesen dieser Briefe empfand, besonders aber, als ich meinen ganzen Reichtum um mich gehäuft sah. Nun konnte ich in Wahrheit sagen, daß der Ausgang Hiobs besser war als sein Anfang. Denn mit einem Schlage war ich Herr von über 6000 Pfund Sterling in Gold und hatte dazu noch in Brasilien eine Pflanzung, die mir mehr einbrachte, als ein englisches Landgut. Kurz, ich befand mich in einer so glücklichen Lage, daß ich mich zuerst gar nicht hineinzufinden wußte.

Das erste, was ich tat, war, daß ich meinen eigentlichen Wohltäter, den

alten Kapitän, belohnte, der sich von Anfang an so edelmütig und ehrenhaft gegen mich bewiesen hatte. Ich zeigte ihm alle meine Schätze und sagte ihm, daß ich das alles nächst der göttlichen Vorsehung ihm zu verdanken habe und daß es daher jetzt an mir sei, ihn dafür zu belohnen. Deshalb stellte ich ihm seine hundert Moidores sofort wieder zu. Dann ließ ich einen Notar kommen und durch diesen eine Generalquittung über die ganzen vierhundertundsiebzig Moidores aufsetzen, ferner eine Vollmacht, die ihn berechtigte, die jährlichen Einkünfte meiner Pflanzung für mich in Empfang zu nehmen. Auch wies ich meinen Teilhaber an, die Zahlung bis auf weiteres regelmäßig an den Kapitän zu senden. Sodann sicherte ich diesem, solange er lebte, von den Einkünften meiner Pflanzung einen Betrag von jährlich einhundert Moidores und nach seinem Tode seinem Sohne auf dessen Lebenszeit jährlich fünfzig Moidores zu. So vergalt ich dem wackern Alten, was er an mir getan hatte.

Fünfundsechzigstes Kapitel / Robinson verkauft seine brasilianische Pflanzung

Nun galt es zu überlegen, nach welcher Seite ich mein Lebensschifflein steuern und was ich mit meinem großen Vermögen anfangen sollte. Ich hatte jetzt keine Höhle mehr, in der ich mein Geld hätte verstecken können, und auch sonst keinen Ort, wo es unverschlossen liegen konnte, bis es verschimmelte und glanzlos wurde, ehe es jemand anrührte.

Da mein Interesse in Brasilien lag, so wäre es ja am zweckmäßigsten für mich gewesen, mich wieder dorthin zu begeben. Doch solange meine Geschäfte hier nicht geordnet waren und mein Vermögen nicht in sichern Händen ruhte, war an eine Reise dahin nicht zu denken. Aber außer meinem Freund und Gönner, dem Kapitän, und der alten Witwe in England wußte ich niemand, dem ich mein Geld hätte anvertrauen mögen. Leider waren beide schon so hoch in den Jahren, daß für sie wohl kaum noch ein langes Leben zu erhoffen war. So blieb mir also nichts weiter übrig, als selbst nach England zurückzukehren und zu sehen, wie ich dort mein Geld am sichersten unterbrächte.

Es dauerte aber noch ein paar Monate, ehe ich mich zu der Abreise in mein Heimatland entschloß; denn es gab noch allerhand für mich zu

ordnen. Nachdem ich meinem alten Kapitän seine frühern Wohltaten vergolten hatte, gedachte ich auch der alten Witwe in London, deren Mann mein erster Wohltäter gewesen war, und ließ ihr durch einen Londoner Kaufmann in meinem Namen einhundert Pfund überreichen. Gleichzeitig schickte ich jeder meiner beiden Schwestern einhundert Pfund, da sie zwar nicht in Dürftigkeit, aber auch nicht in glänzenden Verhältnissen lebten.

Dann benutzte ich die abgehende Schiffspost nach Brasilien und schrieb an meinen Teilhaber einen längeren Brief. Ich sprach ihm meine Anerkennung aus für seinen Fleiß und seine Redlichkeit und gab ihm Anweisung über die fernere Verwaltung meines Anteils. Auch teilte ich ihm mit, daß es meine Absicht sei, nicht nur zu ihm herüberzukommen, sondern mich für den Rest meines Lebens dort niederzulassen. Diesem Schreiben fügte ich einige sehr hübsche Geschenke bei, nämlich italienische Seidenstoffe für seine Frau und seine beiden Töchter, ferner zwei Stück feines englisches Tuch, fünf Stück schwarzes Wollzeug und Brabanter Spitze von beträchtlichem Wert.

Nachdem ich so meine Angelegenheiten geordnet hatte, verkaufte ich meine Waren und tauschte mein ganzes Besitztum in gute Wechsel um. Dann überlegte ich, welchen Weg ich nach England nehmen sollte. Ich war ja hinlänglich an Seefahrten gewöhnt, fühlte aber diesmal eine große Abneigung gegen den Seeweg, obwohl ich keinen rechten Grund dafür anzugeben wußte. Daher entschloß ich mich, lieber zu Lande zu reisen

Es ist wahr, ich hatte schon viel Unglück zur See gehabt, und die Erinnerung daran mochte wohl meine Abneigung zum Teil erklären. Aber es möge doch niemand die starken Triebe seines Gefühls bei derartigen wichtigen Anlässen zu gering schätzen! Denn zwei von den Schiffen, die ich schon zur Überfahrt für mich ausersehen hatte, verunglückten; das eine wurde von algerischen Seeräubern genommen, und das andere scheiterte, wobei die gesamte Mannschaft bis auf drei Leute ertrank. Ich wäre also in jedem der beiden Schiffe recht übel daran gewesen, und es ist schwer zu sagen, in welchem am schlimmsten.

Da ich weder Eile hatte, noch auf die Kosten zu sehen brauchte, so wählte ich den Weg über Madrid und von da weiter über die Pyrenäen und durch Frankreich bis Calais, von wo ich nur die kleine Strecke über

den Kanal nach Dover zu Schiff zu machen brauchte. Um mir die Reise noch angenehmer zu machen, führte mir mein alter Kapitän einen jungen Engländer zu, den Sohn eines in Lissabon wohnenden Kaufmanns, der bereit war, mich zu begleiten. Später fanden sich noch zwei englische Kaufleute und zwei junge Portugiesen, die ebenfalls die Reise mitmachten, letztere allerdings nur bis Paris, so daß wir unser sechs Herren waren, und dazu kamen noch fünf Diener. Was mich anbetraf, so hatte ich außer meinem treuen Gefährten Freitag noch einen englischen Matrosen als Bedienten angenommen, da Freitag mir nicht landeskundig genug erschien.

So reisten wir denn von Lissabon ab. Unsere Reisegesellschaft war sehr gut beritten und bewaffnet. Wir bildeten förmlich eine kleine Truppe, und meine Gefährten taten mir die Ehre an, mich zu ihrem Hauptmann zu ernennen, weil ich der älteste war und zwei Bediente hatte. In der Tat war ja auch der Anlaß zu der ganzen Reise von mir ausgegangen.

Nach einer mehrwöchigen Reise kamen wir über Madrid, Pamplona und Toulouse nach Paris. Von dort reisten wir, ohne uns lange aufzuhalten, nach Calais. Hierauf landeten wir nach einer außerordentlich kalten und anstrengenden Reise am 14. Januar wohlbehalten in Dover.

Einige Tage später befand ich mich wieder an dem Orte, von dem alle meine Reisen ausgegangen waren. Es dauerte auch nicht lange, so hatte ich meinen ganzen neu erworbenen Reichtum in Händen; denn die Wechsel, die ich von Lissabon mitgebracht hatte, wurden mir in London bereitwilligst ausbezahlt.

Mein bester Freund und Berater in meinen Geldangelegenheiten war die wackere alte Witwe, die aus Dankbarkeit für das ihr gesandte Geld keine Mühe scheute und keine Sorge zu groß fand, um mir mit Rat und Tat zu dienen. Ich vertraute ihr auch so unbedingt, daß ich ihr ganz ruhig die Sicherstellung meines Vermögens überließ. Ihre Rechtschaffenheit und Klugheit waren für mich damals ein wahres Glück.

So durfte ich denn jetzt, nachdem mein Vermögen gesichert war, daran denken, wieder nach Lissabon und von da nach Brasilien zu fahren. Doch überkamen mich jetzt neue Bedenken, und ich besann mich eines andern. Ich entschloß mich nämlich, in der Heimat zu bleiben, und, wenn es möglich sei, von hier aus meinen Anteil an der Pflanzung zu verkaufen.

Zu diesem Zweck schrieb ich an meinen alten Freund in Lissabon. Nach kurzer Zeit teilte er mir mit, daß er meine Pflanzung leicht an den Mann zu bringen hoffe, wenn ich ihm nur die nötige Vollmacht dazu erteilen wolle. Er habe nämlich die Absicht, die Pflanzung den Söhnen meiner ehemaligen Nachbarn und Bevollmächtigten in Brasilien zum Kauf anzubieten; denn diese kennten den Wert der Pflanzung am besten und seien auch, wie er wisse, sehr reich. Deshalb glaube er, daß sie wohl zum Kaufe geneigt sein und mir vier- bis fünftausend Piaster mehr dafür geben würden als jeder andere.

Ich stimmte diesem Vorschlage zu und erteilte ihm die gewünschte Vollmacht. Nach etwa acht Monaten teilte er mir mit, daß jene das Angebot angenommen und an einen ihrer Geschäftsfreunde in Lissabon einen Wechsel über 33000 Piaster zur Auszahlung an mich übersandt hätten.

Ich unterzeichnete hierauf den Kaufvertrag und schickte ihn an meinen alten Freund in Lissabon, der mir dafür den Betrag von 32800 Piastern übermittelte. Der Rest war zurückbehalten worden als Grundkapital für die Jahresrente, die ich dem Kapitän und später dessen Sohne zugesichert hatte und wofür die Pflanzung auch ferner haften sollte.

Schlußkapitel / Robinson besucht seine Kolonie

Man hätte nun glauben sollen, daß ich bei meinen jetzt so glänzenden Verhältnissen darüber hinaus gewesen wäre, mich neuen Gefahren auszusetzen. Aber ich war nun einmal an ein unstetes Leben gewöhnt, hatte weder Familie noch ausgedehnte Verwandtschaft und trotz meines Reichtums nur wenig Freunde. Und obwohl ich mein Besitztum in Brasilien verkauft hatte, so konnte ich mir doch den Gedanken an jenes Land nicht aus dem Kopfe schlagen und verspürte große Lust, wieder eine Reise dorthin zu machen. Ganz besonders stark aber war mein Verlangen, meine Insel wiederzusehen und zu erfahren, ob die armen Spanier wohl dort eingetroffen und wie sie mit den dort zurückgelassenen Schuften fertiggeworden seien.

Meine treue Freundin, die Witwe, riet mir jedoch ernstlich davon ab und gewann auch so viel Einfluß über mich, daß ich noch fast sieben Jahre in England blieb. In dieser Zeit übernahm ich zunächst die Sorge für

meine zwei Neffen, die Kinder eines meiner Brüder. Den ältesten ließ ich standesgemäß erziehen, den andern gab ich bei einem Schiffskapitän in die Lehre. Da er sich nach Ablauf von fünf Jahren als ein kühner, unternehmungslustiger Bursche erwies, so übergab ich ihm ein gutes Schiff und schickte ihn auf Seefahrten aus. Und gerade dieser junge Mensch war es, der mich trotz meines Alters zu weiteren Abenteuern verlockte.

Inzwischen aber hatte ich mir auch selbst einen eigenen Hausstand gegründet. Ich hatte eine vorteilhafte Ehe geschlossen, die mich völlig befriedigte, und aus dieser Ehe drei Kinder erhalten, zwei Söhne und eine Tochter. Da aber meine Frau bald darauf starb und mein Neffe gerade von einer glücklichen Fahrt von Spanien zurückkehrte, so gewann die alte Sehnsucht, in die Ferne zu ziehen, bei mir wieder die Oberhand. Ich vertraute meine Kinder der Pflege meiner alten Freundin in London an und ging mit meinem Neffen an Bord seines Schiffes, um mit ihm als Kaufmann anf eigene Rechnung nach Ostindien zu fahren. Das geschah im Jahre 1694.

Auf dieser Reise besuchte ich auch die junge Kolonie auf meiner Insel. Ich fand dort meine Nachfolger, die Spanier, und ließ mir genau Bericht über ihre Schicksale erstatten. Die armen Spanier waren von den zurückgebliebenen Bösewichtern anfangs recht schlecht behandelt worden. Dann hatten sie diese zur Vernunft gebracht, und es hatte eine Aussöhnung stattgefunden. Bald aber war aufs neue Uneinigkeit entstanden, auf welche eine abermalige Versöhnung und dann wieder Zwietracht gefolgt war. Schließlich hatten sich die Spanier genötigt gesehen, Gewalt anzuwenden. Sie hatten die Burschen auch unterworfen, dann aber mit Großmut behandelt. Kurz, es war eine Geschichte, ebenso reich an Abwechslung und merkwürdigen Ereignissen wie meine eigene. Besonders packend war der Bericht über die Kämpfe mit den Kariben, die wieder mehrfach auf der Insel gelandet waren. Fünf von den Kolonisten hatten auch eine Fahrt nach dem Festlande unternommen und dabei elf Männer und fünf Weiber als Gefangene mitgebracht, so daß ich bei meiner Ankunft auf der Insel auch etwa zwanzig Kinder vorfand.

Ich blieb etwa zwanzig Tage auf der Insel und ließ den Bewohnern Vorräte aller Art zurück, besonders Waffen, Pulver und Blei, Kleider,

Werkzeug, sowie auch zwei Handwerker, die ich von England mitgebracht hatte, nämlich einen Zimmermann und einen Schmied.

Ferner teilte ich das Gebiet der Insel unter die Bewohner, wobei ich mir aber das Eigentumsrecht an dem Ganzen vorbehielt. Ich gab jedem die Ländereien, die ihm am erwünschtesten waren. Nachdem ich alles dies geregelt und die Kolonisten ermahnt hatte, der Insel treu zu bleiben, nahm ich von ihnen Abschied.

Von da aus besuchte ich Brasilien und schickte von hier aus in einer von mir angekauften Barke noch mehr Leute nach der Insel, darunter auch sieben Mädchen, die mir für die häuslichen Arbeiten und als Ehefrauen der Kolonisten geeignet erschienen. Auch fünf Kühe und ein paar Schafe und Schweine sandte ich hin, nebst vielen andern nützlichen Dingen.

Über dieses alles, sowie auch darüber, wie einmal dreihundert Kariben auf der Insel landeten, die Kolonisten überfielen und ihre Pflanzungen verwüsteten, wobei die Kolonisten zwei Schlachten mit jener Schar zu bestehen hatten und das erstemal besiegt wurden, dann aber die Feinde vernichteten, die Pflanzungen wiederherstellten und fortan ruhig auf der Insel lebten, — über dieses alles und zugleich über einige andere erstaunliche Begebenheiten und Abenteuer, die ich selbst während meiner weiteren Fahrten in den nächsten zehn Jahren erlebt habe, gebe ich vielleicht später einmal ausführlichen Bericht.
